Gundula Schulze-Eldowy

TÄNZERFLÜGEL

Erzählungen

Spiele und Spielgefährten

Wo das Herz tönt
hallt leerer Atem
durch die Wände
meines Schalls

In meine Füße schneiden sich scharfe Steinkanten. Jeder Schritt schmerzt. Seit Stunden irre ich durch die Libysche Wüste Ägyptens. Es ist nicht das erste Mal. Schon sieben Jahre bin ich mit dem Westufer des Nils vertraut, den Orten Gizeh, Saqqara und Dashour, dort, wo die Pyramiden stehen. Diesen Teil der Wüste kenne ich wie meine Westentasche. Oft habe ich den Weg von Gizeh nach Saqqara zu Pferde zurückgelegt. Heute jedoch bin ich mit dem Taxi gekommen. Ich habe es für einen Tag gemietet. Der Chauffeur ist mein Nachbar aus Gizeh, wo ich ein Appartement habe. Es befindet sich direkt neben der Großen Pyramide. Pyramiden sind mein Steckenpferd. Ihretwegen bin ich nach Dashour gekommen.
Von weitem leuchtet die Knickpyramide, das berühmte Wahrzeichen des Ortes. Sie wird so genannt, weil an einer bestimmten Stelle der Winkel der Pyramide in einen flacheren übergeht. Dadurch entsteht ein Knick. Wegen ihrer Auffälligkeit ist sie meine Orientierungshilfe. Ich kann mich nicht verlaufen, denn ich weiß, alle Pyramiden Ägyptens stehen exakt auf den Linien Ost, Süd, West und Nord. Das ist wichtig, denn ich habe im Moment weder Karte noch Kompaß bei mir. Ich befinde mich ungefähr einen Kilometer südöstlich der Knickpyramide. Früher war ich oft auf der gegenüberliegenden Seite, nordwestlich. Zum ersten Mal gehe ich jetzt in südöstlicher Richtung. Spontan bin ich heute morgen mit dem Auto losgefahren, um die sehr alten Pyramiden der ersten Dynastie zu suchen. Ich weiß, daß die Einteilung in Dynastien nicht von den alten Ägyptern stammt. Sie ist erst von Europäern aufgestellt worden. Deshalb schenke ich ihr kein großes Vertrauen. Ich habe nie Fotos von diesen Pyramiden gesehen. Ein Umstand, der mir erst vor kurzem auffiel, als ich zum ersten Mal ein Bild von ihnen veröffentlicht sah. Jetzt befinde ich mich in dem Teil der Wüste, in dem sie stehen sollten. Das einzige, was ich wahrnehme, ist sengende Hitze. Die Luft ist zum Verbrüten heiß. Vögel stürzen vom Himmel und brechen sich das Genick**.** Lange werde ich das nicht mehr aushalten können. Hoffentlich wird meine Expedition nicht mit einem Sonnenstich enden. Als ich vor sieben Jahren das erste Mal in die Wüste kam, lag ich danach mit Fieber und Schüttelfrost im Bett. Obendrein war die Haut meines Gesichtes verbrannt. Sie blätterte ab wie bei einem verschmorten Apfel. Jetzt bin ich mit der Unbarmherzigkeit der ägyptischen Sonne vertraut und habe mich heute vorsichtshalber von oben bis unten eingemummt, auch genügend Wasser mitgenommen. Außerdem begleitet mich ein Ägypter. Sein Name ist Yuya. Er gibt sich die größte Mühe, mir zu helfen. Sein hilfsbereites, sonniges Wesen verbreitet eine gute Stimmung. Ich bin ihm sehr dankbar. Schließlich hätte ich nie allein in die Wüste gehen können. Zudem spüre ich heute Lust auf ein Abenteuer. Was immer auch der Tag bringen mag, ich bin bereit, mich zu fügen. Wie herrlich weit ich doch in der Wüste sehen kann. Nichts lenkt meine Augen ab. Himmel und Erde gehen nahtlos ineinander über. Es gibt keine Berge in Ägypten. Das Land ist flach. Wo man geht und steht, spürt man den endlosen Himmel, die Sonne, die vom Ostufer zum Westufer des Nils wandert und dort am Horizont verschwindet. So kann ich mich ganz und gar auf das Geschehen konzentrieren. Hatten uns nicht die Dorfbewohner gesagt, die Pyramiden, die wir

suchen würden, müßten da stehen, wo wir uns jetzt befinden? Hatten sie sich geirrt und uns versehentlich in die falsche Richtung geschickt? Weit und breit sehe ich keine einzige Pyramide. Eigentlich suche ich nicht Pyramiden, sondern Mastabas, die Vorgänger der klassischen Pyramiden.

Es ist September. Noch ist es heiß, obwohl nachts die Temperaturen bereits sinken. Als wir heute morgen losgingen, sah ich vor Nebel meine eigene Hand nicht. Die Pyramiden von Gizeh waren in Nebel gehüllt. Ein Zauber hatte sich ihrer bemächtigt. In Kairo ist Nebel eher selten. Die Ruinen muteten wie im Märchen an. Überhaupt ist Ägypten ein von Geheimnissen umwobenes Land. Es geschehen die merkwürdigsten Dinge. Ich könnte es mit keinem anderen Land der Welt vergleichen. Am wenigsten mit meinem Heimatland Deutschland. Nun, in der Wüste herumirrend, beginne ich zu zweifeln. Was wäre, wenn mich meine Intuition heute im Stich ließe? Wie oft schon bin ich meiner Intuition gefolgt, obwohl ich anfangs nur eine klitzekleine Ahnung hatte? Erst wenn ich auf dem Weg bin, beginnt sich auf geheimnisvolle Weise eins zum anderen zu fügen, als würde ich geführt. Hätte ich diese Begabung nicht, wäre ich in Ägypten längst gescheitert. Das Land hat viele Tücken. Mehrere Male bin ich mir wie im Spiegelkabinett vorgekommen. Statt Wirklichkeit begegnete mir fauler Zauber. Mittlerweile habe ich gelernt, Zauber und Wirklichkeit zu unterscheiden. Die Fabeln und Legenden türmen sich in Ägypten zu Pyramiden auf. Selbst die Erde erzählt ihre eigenen Geschichten, als wäre sie eine lebendige Bibliothek. Mit dem Unterschied, daß die Geschichten nicht mit Buchstaben geschrieben sind, sondern mit Bauwerken und Ereignissen, die tatsächlich existiert haben. Es fällt mir nicht schwer, sie herauszulesen. Ich kann mich blitzschnell auf sie einstellen. Ich habe dieses Einfühlungsvermögen nie gelernt. Es funktionierte automatisch schon beim ersten Besuch. Wie im Theater schiebt der Geist einen Vorhang auf. Plötzlich kommen Dinge und Personen zum Vorschein, von denen ich früher nicht die geringste Ahnung hatte. Unbewußt finden die Handelnden zu ihrem Schauplatz. Nicht sie bestimmen die Handlungen, sondern die Handlungen bestimmen sie . . . Um Geschichten geht es also, um Schichten, die geschichtet sind, in der Erde, ebenso wie in den Menschen. Jeder Quadratmeter hier ist geschichtsträchtig. Eines Tages wird meine Zeit eine Schicht sein. Obwohl schon vieles entdeckt worden ist, schlummert noch eine Menge unter dem Wüstensand. Zwischen der offiziellen Geschichte und dem, was die Erde erzählt, herrscht eine große Diskrepanz. Ich verlasse mich eher auf die Geschichten, die mir die Erde erzählt. Und wie sich herausstellte, birgt Ägypten Geheimnisse, die auch in mir verborgen sind.

Derselbe Geist ist im Menschen wie in der Erde, nur unterschiedlich in der Menge.

Yuya läuft still neben mir, und ich laufe still neben Yuya. Jeder ist für sich allein in seine Gedanken vertieft. Wie gut mir doch die Leere tut. Meine Augen können sich ausruhen von der Hektik der Großstadt. Als Fotografin ist mein Blick normalerweise nach außen gerichtet. Mitunter kann das wehtun. Die Eintönigkeit der Wüste zwingt mich, mein Gewahrsein nach innen zu richten. Natürlich bin ich aus freien Stücken hierhergekommen und kann jederzeit wieder gehen. Ich lege großen Wert auf Unabhängigkeit. Lieber nehme ich zahllose Nachteile in Kauf, als sie aufzugeben. Niemand steht hinter mir. Ich gehöre keiner Partei an, keiner Konfession, keiner Vereinigung. Für mich zählen allein Geist und Freiheit. Meine Reisen nach Ägypten finanziere ich selber. Zwar habe ich verschiedene Versuche unternommen, um mit deutschen Ägyptologen Kontakt aufzunehmen, doch haben sie mich mit ihrer

Einseitigkeit vor den Kopf gestoßen. Sie zeigten keinen Willen, übergreifend mit Künstlern zusammenzuarbeiten und behandelten mich wie eine Außenseiterin. Die ägyptischen Archäologen hingegen zeigten sich stets hilfsbereit. Man bewilligte mir für den Besuch aller Altertümer eine freie Fotoerlaubnis. Auf wunderbare Weise lernte ich jeweilig im richtigen Moment die richtigen Leute kennen. Darauf vertraue ich auch jetzt. Magie tut sich auf.
Seit sieben Jahren komme und gehe ich nach Kairo nach Lust und Laune. Vor meinem Appartement in Gizeh steht zwar kein Auto, dafür Pferd und Kamel. Es gibt keine größere Wonne, als mit dem Pferd durch die Wüste zu reiten. Dabei habe ich nie Reiten gelernt. Doch hier konnte ich es von einem Tag auf den anderen. Ägypten hat die Macht, mich zu verändern. Es hat etwas mit dem Herzen zu tun. Nicht ohne Grund sind hier große Religionen entstanden. Das Herz ist eine Sonne. Zwischen Sonne und Herz gibt es keinen Unterschied. Wer die Sonne erreichen will, braucht nur in sein Herz zu gehen. Niemand kann glücklich sein, ohne auf sein Herz zu hören. Das Herz verachtet Dinge, die ohne seine Anteilnahme geschehen. Alles Herzlose verdirbt. Das Herz ist die Verbindung zu einer Dimension, die über dem Verstand steht. Es ist eine leere Kammer, in der das Echo der Unendlichkeit schallt. In den schwarzen Betten der Nacht öffnen sich die Blütenblätter meines Herzens und gehen ins Unbekannte hinaus.

Wenn du immer deinem Herzen folgst, dann tust du mehr als von dir verlangt wird. Wenn du keine Reichtümer erworben hast, folgst du deinem Herzen, denn all diese nützen nichts, wenn dein Herz beschwert ist.

Für die alten Ägypter hatte das Herz einen besonderen Stellenwert; den Überlieferungen nach wurde beim Totengericht das Herz jedes Verstorbenen gewogen; war es schwerer als eine Feder, kam Anis, ein Dämon mit dem Kopf eines Krokodils und dem Körper eines Nilpferdes, und fraß die Seele auf. Jeder Mensch fürchtete sich vor Anis. Im übertragenen Sinn heißt das, daß man den Geist nicht überlisten kann. Alle Handlungen fallen am Todestag ins Gewicht. Da kommt die Abrechnung. Die Alten kannten noch die Doppelnatur ihres Menschseins. Einerseits bin ich, andererseits bin ich nicht. Das Physische ist das, was in Erscheinung tritt. Der Geist ist das, was ist. Das sinnliche Leben besitzt selbst kein Licht und ist mit dem Körper eng verbunden. Über das sinnliche Leben erhebt sich die Seele, welche dem Leben Gesetze auferlegt, soviel es bedarf. Über die Seele erhebt sich der Geist, welcher alles beherrscht und auf sie ein Licht wirft. Die Seele wird durch dieses Licht erleuchtet. Alles hängt letztendlich vom Geist ab. Er ist das einzig Rettende, wollte man nicht von Dämonen verschlungen werden. Das Totenreich galt den alten Ägyptern als Wirklichkeit, das Diesseits hingegen als vergängliche Welt der Illusionen, da sie der Überzeugung waren, daß ein Mensch, der auf Erden geboren wurde, für die geistige Welt starb; seine übersinnlichen Fähigkeiten erlitten eine Verdunkelung. Der irdische Tod dagegen war eine Wiedergeburt im Geiste, eine Verjüngung des tieferen Ichs. Der Verstorbene wurde zu einem neugeborenen Kind. Der Weg, auf welchem er nach Überschreiten der Schwelle auftauchte, ist ein Gebiet der absoluten Möglichkeiten, nichts ist begrenzt, bestimmt, stabil, alles ist dort im Fluß, alles ist möglich, alles ist offen. Das gilt natürlich bis heute, gleichwohl wir Menschen dieses Wissen verloren haben.

Das, was Form hat, ist in Wahrheit formlos. Die Form gibt es nur für die Augen.

Wir alle wissen, daß wir sterben müssen. Jedoch wissen wir nichts über das Sterben, solange wir nicht gestorben sind. Alles hat zwei Seiten im Leben. Noch vor ein paar Jahren waren meine Handlungen chaotisch und unbewußt. Ich war hilflos den Extremen ausgeliefert. Erst mit dem Bewußtwerden des dualen Charakters des Lebens konnte ich in meiner Mitte die Extreme ausgleichen. Wo liegt die Mitte? Das Herz ist die Mitte. In der Mitte sind die Stimmen und Geräusche meiner eigenen Seele zu hören. Ich stehe mitten im Raum - im *Welt*raum. Meine Zeit verschmilzt auf einen kohärenten Punkt. Gestern, Heute und Morgen – alles in einem. Es ist ein Gefühl, das mich ein Leben lang begleitet hat wie eine Melodie, solange ich mich erinnern kann. Das Unausweichliche: Ausgeliefertsein den unbekannten Kräften meines eigenen Ichs. Während langer Zeit war ich nicht einmal imstande zu sagen, was mir gefiel. Ich übernahm die üblichen Verhaltensmuster, ohne nach ihrem Sinn zu fragen, und auch nur deshalb, weil es alle taten. Bis ich mich eines Tages fragte: Wem dient es? Und ich sah plötzlich, daß das meiste mir in der Tat nicht diente. Seither stelle ich mir diese Frage bei allem, was ich tue. Hätte ich nicht auf meine innere Stimme gehört, wäre ich vermutlich schon tot. Der Tiefpunkt, an dem ich vor meiner Reise nach Ägypten angelangt war, hatte sich auch tatsächlich wie ein Sterben angefühlt. Die Traurigkeit, die sich um mein Herz gelegt hatte, wirkte wie ein trüber Schleier, der meine Sonne verfinsterte. Das Leben hatte nichts mehr mit mir zu tun. Wie ein Gespenst wandelte ich durch meine eigene Welt. Weil die Stimme meines Herzens von den Stimmen anderer übertönt wurde, hörte ich sie nicht mehr. Dabei weiß nur mein Herz, was mir guttut. Niemand anderes kann mir sagen, wer ich bin. Nur mein Herz weiß es. Es ist der Sitz des Ureigensten. Es ist eigentlich eher ein Dazwischen, ein Weder-noch. Es schafft aus der scheinbaren Unverträglichkeit zweier Extreme eine neue Qualität. Es kümmert sich weder um Licht noch um Schatten, sondern ist, was es ist; ein vierundzwanzigstündiges Klopfen im Körper, das die Strahlen des Himmels anzeigt. Darin besteht seine Stärke. Seitdem ich das erkannt habe, frage ich niemanden mehr. Niemand kann mich begreifen, wenn ich mich nicht einmal selbst begreifen kann. Ich bin auf einem Weg, der alt ist. Ich kenne diesen Weg. Ich bin ihn oft gegangen. Etwas wollte sich in mir ausdrücken. Etwas in mir wollte ausgegraben werden, wollte ans Licht, und wie sich herausstellte, war dieses Etwas für meine weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung.

Herz und Zunge haben über alle Glieder Macht, indem das Herz alles denkt, was es will, und die Zunge alles befiehlt, was sie will. Jedes Wort entstand aus dem, was das Herz erdachte und die Zunge befahl.

Ägypten hat dieselbe Wirkung auf mich wie ein Herz. Die Ägypter sind vom Herzen bestimmte Menschen. Die Intensität ihrer Gefühle rührt von der Sonne ihres Herzens. Das wußten schon Moses und Abraham. Das Besondere äußert sich in der Hingabe. Die Ägypter verschmelzen geradezu mit dem, was sie lieben. Sie hören auf ihr Herz. Sie sind eins mit dem Geheimnis, das in jedem von uns verborgen liegt. Es ist unbenennbar. Ich beobachtete einmal Yuya, als er in der Wüste Suren aus dem Koran rezitierte. Dabei geriet er in einen anderen Bewußtseinszustand. Allein der Klang der Worte versetzte ihn in Trance. Das Herz möchte ganz sein, nicht zerstückelt. Es hat eine Verbindung zum Ganzen. Das Herz galt den Menschen als eigener Gott. Es möchte Freude haben. Aus der Freude sind wir geboren. In die Freude gehen wir. Alle Schöpfung hat mit Freude zu tun. Die alten Ägypter verglichen sich mit bestimmten Tieren. Sie ordneten jedem menschlichen Organ ein Tier zu. Das Herz ordneten sie dem Scarabäus zu, weil er das einzige Tier war, das nicht aus der

Ganzheit gefallen ist. Der Scarabäus-Käfer, der seine Kugel vor sich her rollt, ist das Symbol der kosmischen Einheit. Wenn jemand starb, legte man ihm einen Scarabäus aufs Herz.

Es ist ein langer Weg vom Herzen zum Verstand.

Als Deutsche habe ich mir viel zu viel einhämmern lassen. Man brauchte mir bloß etwas zu sagen, und schon verinnerlichte ich es. Wie alle Deutschen bin ich wortgläubig. Ist die Balance zwischen Kopf und Herz im Einklang, geschehen die Dinge wie von selbst und ohne Anstrengung. Die Wirklichkeit hat ihren Kern im Traum. Der Traum sät die Bilder für die Wirklichkeit. Gedanken erzeugen Farben, Gefühle Formen. Um meine Welt zu verändern, verlegte ich den Fokus einfach auf meine inneren Bilder. War mein Blick früher ausschließlich nach außen gerichtet, lernte ich in Ägypten, Traumbilder zu fotografieren. Die Inspiration des Herzens wurde zu meiner eigentlichen künstlerischen Quelle. Träume kann man zwar nicht fotografieren, doch spiegeln sie sich in den Bildern der Wirklichkeit. Ich benutzte das Äußere, um einen inneren Aspekt von mir darzustellen. Ich muß etwas anfassen, um es zu spüren, ganz nah sein, um es einatmen zu können . . . die Wüste, den Stein, den Raum, den Gang, den Boden, den Sarg, die Pyramiden. Dann kreise ich herum, berühre es, rieche es, probiere aus, wie es sich anfühlt, während sich in meinem Inneren ein Bild zu formen beginnt. Anders kann ich kein Foto zustande bringen.
Als Fotografin hatte ich über den Zusammenhang von Traum und Wirklichkeit nachgedacht. Auf eigentümliche Weise brachte mich die Fotografie an Orte, die ich ohne sie nie betreten hätte. So hat sie mich denn auch heute an diesen Ort geführt. Denn ich bin gekommen, um Pyramiden zu fotografieren. Meine Kamera habe ich lose um den Hals baumeln. Jeder kann sofort sehen, daß ich Fotografin bin. Ich brauche mich nicht groß vorzustellen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wäre es vielleicht angebrachter, wenn ich sie in der Tasche ließe. Aber wozu? Die Kamera ist seit zwanzig Jahren mein Ausweis. Sie hat mir die Welt geöffnet und hat mir nichts als Glück gebracht. Ohne sie hätte ich nicht ein Zwanzigstel von dem erlebt, was ich erlebt habe.

Durch die Läuterung meines Wesens merkte ich, daß auf einer tiefenpsychologischen Ebene von Anfang an alles in mir in Beziehung stand zu dem, was ich in Ägypten erlebte. Ägypten hat zwar eine stark männliche Prägung, doch tut sie mir als Frau gut. Der Mann in mir hat einen Schub bekommen. Ich habe Gedichte geschrieben und sie in der Königskammer der Großen Pyramide rezitiert. Sie haben meinen Kehlkopf geöffnet. Meine Obertongesänge haben viele Leute gehört. Ein Mann hat mich einmal gefragt, wo ich denn die alttestamentarischen Gesänge gelernt hätte?

„Es sind keine alttestamentarischen Gesänge“, sage ich.

„Was sind sie denn?“, frage er.

„Es sind meine eigene Kompositionen!“

Da hat er mich gebeten, die Gesänge lernen zu dürfen. Er brachte Bücher aus den USA mit, in denen die Atmung während des Singens beschrieben wurde. Ich hatte nie ein solches Buch in der Hand gehabt, atmete aber zu meiner Verwunderung genauso, wie es darin stand. Atmung und Gesang waren wie von selbst entstanden. Genauso wie das Reiten.
Yuya neigt wie ich zur Absonderung. Er liebt es, mit dem Kamel allein durch die Wüste zu ziehen. Es ist ein erhebendes Gefühl. Ich habe mich ihm angeschlossen. Dadurch habe ich gelernt, mit sehr wenig auszukommen. Weder Yuya noch ich

haben eine Uhr. Unsere Uhr ist die Sonne, die uns den Weg zeigt. Anfang September verläuft ihre Bahn fast exakt in ostwestlicher Richtung. Noch hat sie ihren Zenit nicht erreicht. Ich schätze, es ist gegen elf Uhr. Das Dorf, durch das wir auf dem Hinweg gekommen sind, liegt noch nicht weit zurück. Sollte Not am Mann sein, könnten wir dort Hilfe suchen. Ich schaue Yuya an. Er ist noch in seine Gedanken vertieft. Ich will ihn nicht stören. Jedesmal, wenn wir in der Wüste sind, denken wir beide über Dinge nach, über die wir sonst nie nachdenken. Die Leere der Wüste hat etwas Zwingendes. Sobald ich unter Menschen bin, verfliegen diese Gedanken. Die Wüste ähnelt einer überbelichteten Fläche, auf die unzählige Bilder projiziert wurden. Würde man hundert Bilder übereinander belichten, würde eine weiße Fläche entstehen. Eine weiß gleißende Ausdehnung wie diese Wüste. Bilder schwirren wie Geister durch die Luft. Ich kann sie spüren. Sie verleiten zum Träumen. Das weiche Fleisch kennt die Zeit noch nicht . . .

Sie brauchten in Gedanken nur ein Bild zu formen und in Sekundenschnelle wuchs es und war erschaffen.

Das Wunder geschehen lassen. Das Große ist nicht zum Anfassen. Das Große ist das Unfaßbare, das Unwahrscheinliche, das Unerwartete. Etwas, daß ich nicht kenne, etwas, daß ich nicht erkenne, wenn es vor meinen Augen ist. Es sei denn, mein Herz ist offen. Wer weiß schon, wohin die Reise geht, wenn der Verstand zu fliegen beginnt?
Zwischen den Steinen der Wüste sehe ich plötzlich ein sich öffnendes Auge und Millionen Fußabtritte von Menschen, die den Weg vor mir gingen. Die Zeit hielt sie im Stein fest.
Manchmal spüre ich im Nacken einen Zug, der sich anfühlt, als würde jemand hinter mir stehen. Drehe ich mich aber um, ist niemand zu sehen. Dabei habe ich deutlich das Gefühl, daß da, außer Yuya und mir, noch jemand ist. Yuya geht es genauso. Überhaupt erzählt er manchmal die unmöglichsten Geschichten. Erst gestern erzählte er von Tunneln unterhalb der Großen Pyramide. Es handle sich um ein verzweigtes Netz von unterirdischen Gängen. Das wunderte mich, denn ich hatte in der Nacht zuvor davon geträumt. Wie konnte Yuya meine Träume kennen? Ich hatte mich im Traum gesehen, wie ich allein in einem unterirdischen Seitengang stand. Etwas weiter vorn war eine Wegkreuzung. Dort versammelte sich eine Gruppe von Wesen in silbernen Overalls. Sie bewegten sich wie in Zeitlupe, schwebten geradezu über der Erde. Genau das beschrieb mir Yuya, obwohl ich ihm meinen Traum nicht erzählt hatte. Verrücktes Land, verrückte Menschen, denke ich. Jeden Augenblick sorgen sie für Überraschungen.
Ich bin also heute morgen, wie gesagt, auf gut Glück losgezogen, ohne Plan, ohne Empfehlungsschreiben, ohne Führer. Für die, die es gewohnt sind, stets ein sichtbares Ziel vor Augen zu haben, wäre es, wie ins Nichts zu treten. Die meisten Leute haben einen festen Plan oder überlassen es einer Agentur, für sie ihre Reise zu bestimmen. Aber ich weiß nie, wie lange ich irgendwo bleibe. Ich weiß nie, wen ich treffen werde. Ich treffe keine Verabredungen, habe kein Telefon und kein Auto. Einen Chef habe ich nie gekannt. Niemand organisiert mein Leben. Ich mache es allein. Ich fotografiere nicht des Geldes wegen, sondern aus reiner Freude. Die Fotografie ist mir ein Herzenswunsch. Verkaufe ich ein Bild, freue ich mich. Mit dem Geld finanziere ich meine Reisen. Meine deutschen Freunde hingegen legen ihr Geld in Häuser und Autos an. Sie würden nie privates Geld in Unternehmungen investieren, deren Ausgang unsicher ist. Mich halten sie deshalb für verrückt. Mit Pharaonen und Pyra-

miden können sie nichts anfangen. Das Wort Freiheit benutzen sie nur, um sich über ihre Abhängigkeit hinwegzutrösten. Durch ihre verlorene Souveränität sind sie längst ans System angedockt.

Die Menschen stehen auf drei Stufen. Die niedrigste ist: Der, der weiß und nicht handelt. Er ist wie ein tapferer Mann, der unbewaffnet ist. Und wie sollte ein Unbewaffneter einem Streit begegnen?
Die zweite Stufe ist die eines Menschen, der handelt, aber nicht weiß. Wie es für einen mutigen Menschen leichter ist, Waffen zu bekommen, als daß ein Weichling Mut kriegt, so ist auch er, der handelt ohne Wissen, besser als ein Mensch, der weiß, aber nicht handelt.
Die dritte ist die höchste Stufe. Sie zeigt einen Menschen, der weiß und handelt. Er ist wie ein mutiger und bewaffneter Mensch.

Ein noch größeres Vergnügen als am Tag ist es, nachts durch die Wüste zu reiten. Während der letzten Monate sind Yuya und ich jede Nacht unter freiem Sternenhimmel geritten. In Kairo ist der Himmel nachts von Sternen übersät. Nicht nur in der Großen Pyramide habe ich meine Gedichte rezitiert, sondern auch unter Orion, Sirius und den Plejaden, während Yuya sich den Suren des Korans hingab. Es war zwar verboten, nachts zu den Pyramiden zu gehen, doch was bedeutet in Ägypten schon ein Verbot?

„Ägypten birgt Geheimnisse, die in jedem von uns verborgen liegen“, meinte Yuya einmal.

Sie müssen in uns verborgen sein, denn wie kann ich sonst Stellen ausfindig machen, die ich vorher gar nicht kannte? Von Anfang an habe ich eine spontane Vertrautheit gespürt, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Als würde ich das Land kennen und bräuchte mich bloß zu erinnern. Wäre ich in Deutschland geblieben, wäre ich wie eine Primel verkümmert, weil ich es nicht wagte, das auszuleben, was in mir verborgen ist.

Plötzlich taucht vor uns eine Stelle auf, an der wir vor einer Weile schon einmal vorbeigegangen sind.

„Wir drehen uns im Kreis“, sagt Yuya.

Mit sechsunddreißig Jahren ist Yuya im besten Mannesalter. Er strotzt nur so vor Kraft. Die Muskeln seines Brustkorbes sind wie ein eisernes Hemd. Mit ihm fühle ich mich geborgen. Wir kennen uns seit zwei Jahren, sind aufeinander eingestellt. Er arbeitet für mich. Wir sind Freunde. Seit langem spüre ich eine Synchronisation zwischen uns, die kaum der Worte bedarf. Was ich bin, spiegelt sich in seinem Wesen wider. Als ich es bemerkte, hatte ich das Gefühl, mich wiederzuerkennen. Sich in einem anderen gespiegelt zu sehen, ist eine Erfahrung, die durch Mark und Bein geht. Bei negativen Charakterzügen ist sie erschütternd. Infolge verwirrender Erlebnisse begriff ich schließlich, mich selbst nur gespiegelt erkennen zu können. Der Blick in den Spiegel morgens reicht nicht aus. Er zeigt mir selten Charaktereigenschaften oder psychologische Besonderheiten. Ich bin mir dabei zu nah. Nähe macht blind. Erst der Umweg über eine andere Person läßt mich die Spiegelung meines eigenen Wesens gewahr werden. Alle Spiegel sind Tore zur anderen Welt, zur Welt des Doppelgängers, ebenjener Welt, die manche Menschen nicht wahrhaben wollen. Was ich zuweilen in Yuya erkannte, bin in Wahrheit auch ich

selbst. Wenn wir uns jetzt verlaufen haben, ist es meine Schuld. Ich brauche ihm keine Vorwürfe zu machen. Von uns beiden bin ich die treibende Kraft. Mit keinem Menschen war ich in den letzten Monaten so häufig zusammen wie mit Yuya. In kritischen Situationen stellte ich ihn gern als Sündenbock hin. Er warf mir dann vor, ich würde bloß meinen Schatten auf ihn projizieren. Und damit hatte er recht. Wie nie zuvor wurde ich in Ägypten mit meinen Schattenseiten konfrontiert. Ägypten bedeutet einen krassen Gegensatz zu meinem bisherigen Leben. Das grelle Licht, das hier herrscht, wirft harte Schatten.

Um dein Licht zu erkennen, betrachte deinen Schatten.

Mein Schatten begleitet mich wie eben jener ominöse Doppelgänger. Er hält mir in Ägypten permanent einen Spiegel vor. Ägypten selbst ist ein Spiegel. Die ägyptische Erde verfügt über die Macht, mir meine innere Wahrheit zu spiegeln. Auch wenn sie zunächst nur als Schattenbild erscheint. Ägypten ist das Land der Spiegelungen und der Dualitäten *par excellence*. Darin sehe ich den Grund für unzähligen Ärger. Ständig werde ich hier mit meinen dunklen Seiten konfrontiert.

Licht ist unendlich und zugleich endlich, getrennt nur durch die Dunkelheit. Der Mensch ist dual in der Polarität, und wenn einer der Pole nicht ausgeglichen ist, wird das Gleichgewicht des Körpers erschüttert und Krankheit und Tod erscheinen.

In die Mitte der Gegensätze hineinzugehen ist der einzige Ausweg aus der Dualität. Die Mitte legt jeder selbst fest. Die Mitte zwischen hell und dunkel ist nicht grau. Die Mitte ist mehr ein Sich-selbst-Sein im kollektiven Ich. Dadurch verlasse ich die Gegensätze und bin das, was ich bin. Yuya spiegelt meine ägyptischen Anteile. Obwohl Yuya Ägypter ist, versteht er mich. Er ist genau der Richtige. Bevor es zu unserer Begegnung kommen konnte, mußte ich Ägypten erst einmal richtig kennengelernt haben. Fünf Jahre mußten vergehen, bis ich Yuya traf. Zu jenem Zeitpunkt war ich schon eine halbe Ägypterin. Das Geheimnis der Resonanz liegt wohl darin, daß ich, sobald ich unbewußt eine Schwingung erzeuge, Gleichgesinnte anziehe. Das betrifft nicht nur Menschen, sondern auch Länder . . . Doch kehren wir zu unserer Pyramidensuche zurück.

„Die Pyramiden sollten in der Nähe des Dorfes liegen, durch das wir vorhin gekommen sind. Die Leute vom Dorf müßten sie eigentlich kennen“, sage ich.

„Es sei denn, es gibt keine Pyramiden hier.“

„Warte einen Augenblick, ich bin gleich wieder zurück“, erwidere ich und steige auf eine kleine Anhöhe, von der aus man einen besseren Überblick hat. Ich sehe mich um. Aber Pyramiden sind nicht zu sehen.

„Laß uns umkehren“, gebe ich mich geschlagen.

Yuya und ich laufen zum Dorf zurück. Wie konnte es nur zu diesem Mißverständnis kommen? Hat Yuya falsch übersetzt? Wir verständigen uns auf Englisch. Arabisch verstehe ich kaum.

„Was genau hast du die Männer gefragt“, will ich wissen.

„Wo die geheimen Pyramiden sind“, antwortet er.

„Gesetzt den Fall, sie sind tatsächlich geheim, ist es unklug, nach geheimen Pyramiden zu fragen, meinst du nicht?“, frage ich spitz.

„Woher weißt du überhaupt, daß sie geheim sind?“, fragt Yuya, „Wir haben in den letzten Wochen eine Unmenge Pyramiden gesehen, ohne uns Gedanken darüber zu machen, ob sie geheim sind oder nicht. Wer behauptet denn, daß sie geheim sind?“

„Ein amerikanischer Autor, dessen Buch ich gerade gelesen habe“, antworte ich. „Er mußte viel Geld bezahlen, um über Schleichwege zu einer von ihnen zu gelangen. Er hat danach ein einziges Foto veröffentlicht – das einzige Foto, das ich jemals von den Pyramiden der ersten Dynastie gesehen habe. Ihm war das Foto nur unter größten Schwierigkeiten gelungen.“

„Bist du sicher, daß sie überhaupt existieren? Vielleicht haben geschäftstüchtige Landsleute ihm nur etwas vorgegaukelt?“

„Keine Sorge, ich kenne eure Raffinessen! Ihr seid zu allem fähig. Was mich allerdings stutzig macht, sind die spärlichen Informationen in der Öffentlichkeit. Es gibt keine veröffentlichten Fotos über die Pyramiden der ersten Dynastie. Ist das nicht sonderbar? Die Geheimhaltung scheint ernst zu sein.“

„Hm, mag sein.“

„Irgend etwas stimmt mit den Pyramiden der ersten Dynastie nicht. Ich spüre es. Entweder haben uns die Leute vom Dorf mit Absicht in die falsche Richtung geschickt, oder der Amerikaner täuscht sich, und die Pyramiden, die ich suche, sind nicht geheim. Wegen der Klärung dieser Frage bin ich hier. Was genau haben die Dorfleute dir geantwortet, als du nach den geheimen Pyramiden fragtest?“

„Nichts“, antwortet Yuya, „sie zeigten bloß mit dem Finger in die Richtung, in die wir gegangen sind. Aber laß uns die Dorfleute noch mehr ausfragen.“

Auf dem Rückweg fallen mir weitere Einzelheiten in Sachen der geheimen Pyramiden ein, denen ich bisher keine Bedeutung beigemessen habe. Kein Ägypter, den ich danach gefragt habe, kannte sie. Auch nicht die Ägyptologen. Meine ganze Nachbarschaft in Gizeh scheint noch nie von den geheimen Pyramiden gehört zu haben. Dabei habe ich unzählige Leute gefragt, ob sie mich zu den Pyramiden führen könnten. Alles vergebens. Der amerikanische Autor des Buches, das ich vor kurzem gelesen habe, erwähnte, daß die Ägyptische Antikenverwaltung die Bedeutung der Pyramiden herunterspielen würde.

„Warum wollen Sie dorthin? Es sind nur unbedeutende Pyramiden“, hat er zur Antwort bekommen.

„Wenn sie so unbedeutend sind, wie Sie sagen, warum darf ich sie dann nicht sehen?“, hat er zurückgefragt.

Aber die Beamten seien kalt geblieben und hätten ihm die Erlaubnis nicht gegeben. Erst über Schleichwege sei er dorthin gelangt. Das Foto, das er aufgenommen hat, zeigt dummerweise nur einen Ausschnitt, auf dem nicht viel zu erkennen ist.

Nur ein einziges Mal bestätigte mir ein Mann die Existenz der geheimen Pyramiden.

„Im Gebiet um Dashour schlummern Hunderte, ja Tausende unbekannt unter dem Wüstensand. Sie liegen alle im Sperrgebiet der Armee“, hatte er gemeint.

Das Armeegebiet kannte ich. Vor fünf Jahren hörte ich Schüsse während eines Besuches der Knickpyramide. Sie kamen vom Übungsgelände der Armee. Es lag

nebenan. Aber erst durch die Schüsse wurde ich auf die Präsenz der Armee aufmerksam. Bei früheren Besuchen war mir der Stacheldrahtzaun rund herum nie aufgefallen. Diesmal ging ich nahe an den Zaun heran. Hinter ihm mühten sich gerade Rekruten bei der Ausbildung ab. Wie nah doch das Armeegelände an den Pyramiden liegt, wunderte ich mich.
Damals hieß es offiziell: „Dashour ist Armeegelände." Mitte der neunziger Jahre brauchte man noch eine Genehmigung der Antikenverwaltung, um zur Knickpyramide zu kommen. Dank der Ägyptischen Botschaft in Deutschland, die mir ein Empfehlungsschreiben an die Antikenverwaltung mitgegeben hatte, bekam ich die Erlaubnis. Ich durfte die berühmten Pyramiden von Dashour besuchen. Es handelt sich dabei um die Knickpyramide, die Rote Pyramide und die schwarze Lehmziegelpyramide des Pharao Amenemhet III. Über diese drei Pyramiden ist einiges Material in Büchern veröffentlicht worden. Daß es in diesem Gebiet aber auch unzählige kleinere Pyramiden gibt, die geheimgehalten werden, ahnte ich nicht. Ende der neunziger Jahre räumte die Armee plötzlich das Gebiet. Dashour sei nun freigesetzt für den Tourismus, hieß es. Und genau in die Gegend, in der damals die Schüsse gefallen waren, schickten uns heute die Männer vom Dorf. Sie ist inzwischen ohne Stacheldrahtzaun.
Neben den Dashour-Pyramiden gibt es zahlreiche andere, die weltberühmt sind. Generell liegen alle Pyramiden am nördlichen Westufer des Nils und gehören zum Alten Reich. Der wichtigste Abschnitt liegt zwischen Gizeh und Fayoum. Die drei Pyramiden von Gizeh sind zweifellos die berühmtesten. Doch während diese im Licht der Öffentlichkeit stehen, ahnt niemand etwas von den kleinen Pyramiden, die von der ägyptischen Regierung geheimgehalten werden. Warum? Das ist die Frage. Welchen Grund hat die ägyptische Armee, Pyramiden zu verstecken? Vielleicht aus demselben Grund wie in China? Dort gibt es Pyramiden, die von der chinesischen Armee besetzt sind, weshalb weder Tourismus noch Forschung erlaubt sind, ja selbst das chinesische Volk weiß nichts davon. Langsam kommt die Wahrheit ans Licht. In ihrer Umgebung sind Mumien weißer Hautfarbe gefunden worden, von denen ebenfalls nicht viel bekannt ist. Sie passen nicht ins gängige Geschichtsbild. Also werden sie verschwiegen. Ägypten dagegen ist gerade wegen seinen Pyramiden berühmt. Wer würde schon dort geheimgehaltene Pyramiden vermuten!
Wir durchkreuzen wieder das Dorf, durch das wir auf dem Hinweg gekommen sind. Es ist das schönste, das ich in Ägypten gesehen habe. Es liegt am Rand eines Sees. Enten schwimmen auf dem Wasser. Beduinen sitzen mit ihren Familien am Ufer und essen. Mitten in der Wüste einen See zu sehen, mutet skurril an. Er ist groß. Schwimmend könnte ich ihn nicht durchqueren. In der Ferne leuchtet die Knickpyramide. Das ist gut, denke ich, denn so können wir uns nicht verlaufen. Sie liegt am westlichen Ufer des Sees und mag schätzungsweise vier Kilometer vom Dorf entfernt sein. Obwohl ich schon fünfmal in Dashour gewesen bin, ahnte ich weder etwas von den geheimen Pyramiden der ersten Dynastie noch vom See. Wie alle Besucher war ich mit dem Auto gekommen und hatte die Hauptstraßen benutzt, von wo aus der See nicht zu sehen ist. Der Zauber des Sees lädt zum Verweilen ein. Doch in dieser Situation verschiebe ich es auf ein anderes Mal. Wir gehen am malerischen Ufer entlang, bis wir vor der Moschee den Taxifahrer erblicken, der dort auf uns wartet. Er heißt Mohamed und wird um die sechzig sein. Sein Leben lang hat er in Gizeh gewohnt, doch auch er weiß nichts von den geheimen Pyramiden. In meiner Verzweiflung habe ich ihn gebeten, uns einfach dorthin zu fahren, wohin ich ihn führe. Das hat er auch getan. Er ist gerade von einer Traube von Männern umringt. Sie mögen aus dem Dorf stammen. Unter ihnen erkenne ich einen älteren

Herrn mit schlohweißen Haaren. Mit seiner weißen Galabija sieht er wie der biblische Joseph aus. Yuya flüstert mir zu, es wäre der Scheich.

„Er ist es gewesen, der uns in die falsche Richtung schickte“, sagt Yuya.

„Laß uns diesmal zielgerichtet nach den Pyramiden fragen“, schlage ich vor.

Die Männer begrüßen sich in ägyptischer Manier. Ein Außenstehender würde meinen, sie kennen sich seit Jahren. In Ägypten sagt niemand nur *Salam.* Die Menschen, die sich begrüßen, erkundigen sich nach gegenseitigem Wohlergehen, nach Onkeln, Tanten, Neffen, Nichten, nach Geschäften und Gelegenheiten. Nur über Probleme wird nicht geredet. Die Begrüßungszeremonie kann lange dauern. Yuya fällt gern von einem Extrem ins andere. Eben noch stumm neben mir herlaufend, zwitschert er auf einmal wie ein Vogel. Ich kenne seine Manier! Er ist in seine eigenen Worte verliebt. Das kann ja heiter werden!, stöhne ich, während ich den Männern zuhöre. Es sind eigentlich Gesänge, die die Männer anstimmen. Sie sprechen von Dingen, von denen sie oft nicht im geringsten ahnen, was sie zu bedeuten haben. Hauptsache, sie haben Melodie, Ton, Klang. Dahinter versteckt sich eine sprachliche Eigenart, die weniger auf Inhalt als auf Klang achtet. Der wunderbare Singsang des Arabischen beginnt, mich einzulullen. Meine Art, eine fremde Sprache zu lernen, besteht aus dem intuitiven Aneignen ihres Klangs. Da stellen sich Worte wie von selbst ein. Unzählige Male habe ich dieselben Redewendungen gehört, bis sie sich in meinem Gedächtnis festgesetzt haben. Ich vertraue darauf, sie in der Schatzkammer meiner Erinnerungen zu finden, wenn ich sie eines Tages brauche.

Im Stimmengewirr der Männer geht eine Frau wie ich unter. Es stört mich nicht, denn ich bin es gewohnt. Nach einer Weile jedoch stellt mich Yuya dem vornehmen Herrn vor. Er wird als Dorfscheich viel Geld haben, denke ich bei der Begrüßung. Er verkörpert eine Autoritätsperson, die alten, feudalen Strukturen entspricht. Seine Funktion besteht darin, Streitigkeiten in der Funktion eines Richters zu schlichten; wenn die Leute im Dorf Probleme haben, spricht er mit den streitenden Parteien. Er läßt sich dafür gut bezahlen. Jeder Dorfbürgermeister hat in Ägypten seinen Scheich als Berater. Deshalb haben Scheiche großen Einfluß.

Ich frage den Scheich nach den Pyramiden. Der Scheich lächelt freundlich, zeigt in Richtung der Knick-Pyramide und fragt scheinheilig:

„Ist das etwa keine Pyramide?“

„Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen? Jeder kennt sie. Was ich suche, sind die kleinen Pyramiden aus der ersten Dynastie, die sehr alt sind und niemand außer euch kennt!“

„Hier gibt es keine älteren Pyramiden“, sagt er in merklich kühlerem Ton.

Ich erzähle von dem ortsansässigen Beduinen, der mir die Existenz von nicht ein paar, sondern von Tausenden kleinen Pyramiden bestätigt hatte.

„Sie müssen in der Nähe Ihres Dorfes liegen. Ich vermute ein wenig außerhalb. Der Beduine sagte, das Gebiet würde *Abel* oder so ähnlich heißen. Wenn Sie hier wohnen, müßten Sie doch dieses Gebiet kennen“, schließe ich.

„Ich kenne sie aber nicht“, wiederholt der Weißhaarige kalt.

Noch ein paarmal beharre ich auf meiner Frage. Alles umsonst. Es hat keinen Sinn, den Scheich vor der halben Dorfgemeinschaft auszufragen. Ich müßte mit ihm unter vier Augen sprechen. Aber wie? Vielleicht haben Yuya und ich bereits das ganze Dorf in Alarmbereitschaft versetzt? Das Dorf ist klein. Eine Menge Leute haben uns bereits gesehen. Jeder weiß von unserer Pyramidensuche. Yuya nimmt mich beiseite und sagt:

„Hast du bemerkt? Der Scheich schaut im Gespräch immer in Richtung

schwarzer Lehmziegelpyramide. Du weißt schon, die von dem Pharao, der vergiftet wurde. Der Scheich macht es unbewußt. Laß uns zu der Pyramide gehen. Ich bin sicher, die geheimen Pyramiden liegen dort!“

Die schwarze Lehmziegelpyramide liegt am anderen Ufer des Sees. Die Stelle, die Yuya meint, liegt genau in entgegengesetzter Richtung, in die uns heute morgen der Scheich geschickt hat. Yuya ist ein guter Psychologe. Sollten die Pyramiden, die wir suchen, tatsächlich geheim sein, ist es logisch, sie dort zu vermuten. Trotzdem zweifle ich. Falls wir uns irren, würden wir viel Zeit verlieren.

„Nochmals zwei Stunden sinnlos durch die Wüste irren? Dann beginnt der Abend und wir müssen nach Gizeh zurück. Auf gut Glück gehe ich mit dir nirgendwo mehr hin!“, erwidere ich entmutigt.

Ungerührt setzt Yuya das Gespräch mit dem Scheich fort. Da kommt eine unerwartete Veränderung.

„Hör mal“, wendet sich Yuya wieder an mich, „der Scheich erzählt mir eben, daß vor einem Jahr ein Amerikaner zu ihm gekommen wäre und wissen wollte, wo die Pyramiden der ersten Dynastie lägen. Sicher ist es derselbe Amerikaner gewesen, dessen Buch du gelesen hast. Der Scheich habe sie ihm gezeigt. Aber danach habe er fürchterliche Probleme mit der ägyptischen Regierung bekommen, weil der Amerikaner sich anscheinend wegen der Geheimhaltung bei der Regierung beschwert habe. Nachher sei er zurück in die USA geflogen, aber der Scheich habe nichts als Ärger gehabt.“

Das Gesicht des Scheichs sieht blaß aus. Ich habe es beim Sprechen aufmerksam beobachtet. Plötzlich verliert er die Beherrschung und ruft:

„Sie wird die Fotos in der Zeitung veröffentlichen! Ich bin ein kranker Mann! Bitte gehen Sie! Hören Sie auf zu suchen! Beenden Sie Ihre Suche! Gehen Sie! Bitte gehen Sie!“, fleht er voll Panik.

Die Eindringlichkeit seiner Worte erschüttert mich. Sie klingen, als ginge es um Leben und Tod. Ich bedränge ihn nicht weiter. Es stimmt, er ist alt, das kann ich einsehen. Doch seine Reaktion läßt mich aufhorchen. Wer weiß, was sich hinter seinen Worten verbirgt? Ich muß vorsichtig sein. Irgend etwas stimmt nicht mit den Pyramiden, die ich suche. Der Mann hat ja regelrechte Angst! Ein Scheich bekommt kalte Füße, wenn eine Ausländerin nach Pyramiden fragt, die es angeblich gar nicht gibt? Der Beduine, der die Pyramiden kannte, hatte, wie eben auch der amerikanische Autor, behauptet, sie würden geheimgehalten. Aber, verdammt noch mal, warum werden diese Pyramiden geheimgehalten? Warum bekommt der Scheich Angst? Angeblich kennt doch niemand die Pyramiden. Es ist leicht für den Scheich, das Spiel so weiterzutreiben, wie er es bisher getrieben hat. In meinem Kopf stürmen Fragen über Fragen. Eines ist sicher, zu den Pyramiden, die ich suche, verdichtet sich langsam eine heiße Spur. Ich weiß nun genug. Ich muß mich nur weiter auf meine Intuition verlassen. Stück für Stück kommt eins zum anderen. Jeder andere hätte womöglich an diesem Punkt die Suche aufgegeben. Mich jedoch heizt der Widerstand erst recht an. Ich muß diese Pyramiden, die so viel Furcht auslösen, sehen!

Der Mensch stützt sich nur auf das, was ihm Widerstand leistet, deshalb muß die Erde dem Menschen Widerstand leisten, oder er würde nicht mehr existieren.

Yuya bläst zum Aufbruch. Wir verabschieden uns vom Scheich und seinen Männern.

„Eine Frage habe ich noch zum Schluß. Ist außer dem Amerikaner und mir sonst noch jemand an den Pyramiden interessiert gewesen?“

„Nein, niemand“, antwortet der Alte.
Niemand außer mir und dem Amerikaner – zwei Menschen in der ganzen Welt? Unglaublich! Ägypten ist ein touristisches Land. Jeder Fleck ist bekannt. Wenn es stimmt, sind die geheimen Pyramiden und der Grund, warum sie versteckt werden, das bestgehütete Geheimnis der Ägypter!
Die Stimme des Imams ruft zum Mittagsgebet. Es ist ein Uhr. Der Scheich und seine Begleiter verlassen augenblicklich den Ort. Yuya und der Taxifahrer folgen ihnen.
„Warte hier, bis wir zurück sind“, bittet mich Yuya.

Als die Männer gegangen sind, fällt mir der wunderbare Duft des Seewassers auf. Das Ufer ist nur ein paar Schritte entfernt. Ein Duft ausgebrannter Erde mischt sich mit dem Duft der Feuchtigkeit. Ein größerer Gegensatz ist kaum vorstellbar. Mit tiefen Atemzügen sauge ich den Geruch ein. Da läßt mich ein Geräusch hinter mir aufhorchen. Ich drehe mich um. Ein Mann steht hinter mir. Er gehört zu den Dorfleuten des Scheichs. Sicher soll er mich im Auge behalten, denke ich.
„Der See ist nicht immer da“, sagt er. Der Mann scheint Gedanken lesen zu können.
„Wollen Sie damit sagen, daß der See kommt und geht, wie er will?“, frage ich ungläubig.
„Das Wasser kommt im Juli und steigt bis Oktober. Danach geht es langsam wieder zurück. Würden Sie im April kommen, wäre kein Wasser zu sehen.“
„Unglaublich“, sage ich „deshalb ist mir früher nie ein See aufgefallen.“
Während des Gesprächs fällt mir der Chef der Ägyptischen Antikenverwaltung wieder ein, der mir vor fünf Jahren die Sondergenehmigung für den Besuch von Dashour gegeben hatte. Er hatte mir damals ausgeredet, in die unterirdische Kammer der Roten Pyramide zu gehen, denn sie stünde unter Wasser.
„Was bedeutet das?“, fragte ich. „Stehen alle Pyramiden Ägyptens unter Wasser?“
„Das nicht“, antwortete er lächelnd, „aber seit dem Bau des Assuan-Staudammes wird Ägypten vom Grundwasser überflutet.“
Die berühmte Nilschwemme ist durch den Assuan-Staudamm verlorengegangen. Ein Naturphänomen, das Tausende von Jahren alt war. Wenn das Wasser in Dashour steigt, wird es logischerweise auf dem ganzen Westufer des Nils steigen, stelle ich mir vor. Es steige auch an der Sphinx, hatte der Antikenchef bemerkt. Grob gesehen, steigt es im Sommer und sinkt im Winter. Das muß ich mir merken!
„Wir sind jetzt im September. Steigt das Wasser noch?“, frage ich den Mann
„Ja.“
„Um wieviel mehr steigt es denn noch?“
„Bis zu den Dünen dort am gegenüberliegenden Ufer!“
Ich schaue zu den Dünen hinüber, die noch im Trockenen liegen. Sie liegen westlich des Seeufers, an dem ich mich gerade befinde. Da das Wasser des Sees Grundwasser ist, wird es dasselbe Wasser sein, das auch die unterirdische Kammer der Roten Pyramide überschwemmt. Im September ist die Kammer also überflutet. Sollte sie im April trocken sein, werde ich wiederkommen. Leider sind meine guten Verbindungen zum Chef der Antikenverwaltung verloren gegangen. Er ist nicht mehr da. Seinen Nachfolger kenne ich nicht. In diesem Amt hält sich keiner lange. Obwohl Dashour inzwischen für den Tourismus frei ist, braucht man trotzdem noch eine Sondergenehmigung für die Besichtigung der unterirdischen Kammer. Ich könnte

natürlich den Pyramidenchef in Gizeh fragen. Er ist schließlich der Chef aller Pyramiden. Sein Büro liegt nicht weit von meiner Wohnung, und zwar gleich neben dem Haus des ägyptischen Präsidenten. Der Präsident ist der einzige, der direkt auf dem Pyramidenplateau wohnen darf. Ich habe einmal sein Haus vom Hubschrauber aus gesehen. Ein General der ägyptischen Luftwaffe hatte mich eine Stunde lang über die Pyramiden von Gizeh geflogen. Sie sahen wie Kristallberge aus einem Märchen aus. Ihre massive Erdenschwere schien sich nach oben zu verflüchtigen und mutete ätherisch an. Aus der Luft hat man eine wunderbare Übersicht auf das ganze Pyramidengelände, während man von unten nur Ausschnitte erkennt. Damals hatte mich aus Sicherheitsgründen ein Geheimdienstoffizier begleitet, der aufpaßte, daß ich keine Aufnahmen vom Präsidentenhaus machte. Von oben konnte ich gut sehen, wie nah das Haus des ägyptischen Präsidenten an den Pyramiden, an meinem Haus und, vor allem, am Büro des Pyramidenchefs lag. Regierung und Antikenverwaltung zerren an einem Strang. Aus diesem Grund verwerfe ich den Gedanken, den Pyramidenchef um eine Erlaubnis für Dashour zu bitten. Falls die Pyramiden geheim sind, ist er ja der Hauptverantwortliche dafür.
In Ägypten sind Verstöße gegen kollektive Regeln mehr gefürchtet als der Tod. Das Land ist sehr konservativ. Dem Schein nach könnte ein Außenstehender denken, das Land wäre von lauter Heiligen bevölkert. Hingegen zählt nicht, was im Dunkeln passiert. Bei so strikten Regeln verschanzen sich die Leute gern hinter ihrer Scheinheiligkeit. Es ist gang und gäbe, zwei Gesichter zu haben, ein öffentliches und ein privates.

„Bitte respektieren Sie unsere Gesetze. Dann haben Sie mit uns keine Probleme!“, so lauteten die Worte des Touristenchefs in Kairo. „Wir sind schließlich viel älter als eure westlichen Kulturen!“
Der Ton seiner Worte verriet eine Menge Unterschwelliges. Darin sind die Ägypter Meister. Wie viele Kulturen, Reiche, Herrscher hat Ägypten auf- und untergehen sehen? Wie viele Heere sind über die ägyptische Erde hinweggezogen? Assyrer, Hethiter, Perser, Griechen, Römer, Araber, Juden, Türken, Engländer, Franzosen – keiner hat Ägypten unterkriegen können. Sie sind alle wieder abgezogen oder untergegangen. Die vielen Eroberer und Kolonisatoren brachten neue Ideen und Philosophien mit, doch die Grundsätze der ägyptischen Kultur wurden dadurch nicht erschüttert. Diese Grundsätze sind und bleiben das Herz der Erde. Hier hört man sein Herz pochen. Der Herzschlag der Erde synchronisiert sich mit dem eigenen Herzschlag. Wer bisher seinen Ton nicht gefunden hat, findet ihn in Ägypten. Der universelle Klang braucht keine Worte, um sich auszudrücken. Er klingt im Stein der gebrannten Erinnerung. Steine absorbieren Energie. Die Energie ist als Information unsichtbar in den Ruinen, Tempeln und Pyramiden gespeichert.

Das Universum besteht aus drei grundlegenden Elementen: Liebe, Bewußtsein und Energie.

Der, der sich für zwei Stunden auf einen Stein setzt, wird sein Lied vernehmen. Das Lied wird ihn nicht mehr verlassen.
Die Ägypter verhalten sich dem Modernen gegenüber gleichmütig. Da für sie nichts Bestand hat, bemühen sie sich erst gar nicht um Erneuerung. Wozu, wenn sowieso alles vergeht? Sie messen die Zeit an der Großen Pyramide von Gizeh, von der niemand so richtig weiß, wie alt sie eigentlich ist. Sie scheint schon immer da gewesen zu sein. Das Besondere der altägyptischen Kultur ist ihre Reife, die weder Kindheit noch Jugend kennt, sondern von Anfang an schon alt war. Im offenen

Widerspruch zur gängigen Evolutionstheorie, nach der das Leben sich vom Niederen zum Höheren entwickelt, erweist sich in Ägypten die höchste Intelligenz im Ältesten. Was später kam, ist alles von geringerem Niveau. Darin liegt das Rätselhafte der ägyptischen Zivilisationen. Deshalb interessierte mich von Anfang an nur das Älteste. Je älter etwas war, desto mehr zog es mich an. Meine erste Station in Ägypten führte mich gleich zum Ältesten: zu den drei Pyramiden von Gizeh. Danach reiste ich auch nach Luxor und in das Tal der Könige sowie zu den antiken Tempeln entlang des Nils, von Dendera, Edfu, Komobo, Assuan bis Abu Simbel, und wieder zurück über Abydos, Fayoum, Dashour, Saqqara, Gizeh und Heliopolis. Auf einem Heer an Bildern erzählten die alten Ägypter ihre Geschichten. Die Eingänge zu den Kammern der Pyramiden waren hermetisch abgeschlossen, so daß Jahrtausende kein Licht in sie drang. Die Kammern waren sehr verschieden. In manchen befand sich gähnende Leere. In Saqqara waren einige von oben bis unten mit Hieroglyphen beschrieben. Ihre Poesie ist nicht nur die älteste der Welt, sondern sie ist auch von einer Philosophie, deren Gedankengut bis heute wirkt. Jesus scheint der Nachfolger von Osiris zu sein. Auf den Schwingen der Nacht verwandelte Osiris sich in einen Stern. Er ist dort, wohin man nur in Träumen gelangt. Die Große Pyramide ist sein Haus, in der das kalte Feuer wie eine Flamme brennt; ein Schall, ein Ton, ein Wort. Musik sehen. Farben hören. Im freien Lauf der Dinge kehrt alles zum Ursprung zurück. Was getrennt war, findet zusammen. Das Ganze liegt im Ursprung eines einzigen Samens.

Wenn du hervorbringst, was in dir ist, wird das, was du hervorbringst, dich retten. Wenn du nicht hervorbringst, was in dir ist, wird das, was du nicht hervorbringst, dich zerstören.

Alles, was existiert, ist nur eine andere Form von dem, was nicht existiert. Nur die Pyramiden überdauern die Zeit. Das ist es, was sie einmalig macht. Ja, der Touristenchef in Kairo hatte recht. In Ägypten existierte lange vor den Pharaonen eine Kultur, die wußte, daß die Zukunft Zerstörung bringen würde und die deshalb eine Bautechnik erfand, die unzerstörbar war. Da der heutige Mensch sich so sehr ans Zerstören gewöhnt hat, kann er sich nicht vorstellen, daß es Gebäude gibt, die unzerstörbar sind. Eine uralte Aufschrift an der Großen Pyramide soll besagt haben: *Die Pyramide ist ein Zeichen des Lichts. Wer es versteht, findet sich darin wieder. Wer nicht, mag sie zerstören. Denn Zerstören ist leichter als Aufbauen.*
Die Große Pyramide paßt nicht in unsere Zeitepoche. Nicht nur wegen ihres Alters haben Pyramiden etwas mit Zeit zu tun. Sie spiegeln auch einen Zeitgeist wider, ein Denken, das jenseits unseres eigenen Zeitempfindens liegt. Deshalb erscheinen sie für heutige Menschen so unbegreiflich. Auch die Sumerer kannten die Pyramide. Sie nannten sie „strahlendes Haus, bei dem die Messung mit der Schnur beginnt." Die griechische Bedeutung des Wortes Pyramide kommt von „Pyro", was Feuer heißt und sich somit auch auf Strahlung bezieht, und „amid", was soviel wie „sich im Zentrum befinden" bedeutet. Es hätte kein treffenderer Ausdruck gefunden werden können, denn hältst du in der Großen Pyramide die Ohren zu, hörst du dein eigenes Feuer.

Das Geheimnis der Großen Pyramide ist das Geheimnis deines eigenen Ichs. Die verborgenen Kammern und alten Aufzeichnungen liegen alle in dir selbst verschlossen.

Die Maße, die in der Großen Pyramide stecken, sind in allen Megalithbauten der Erde zu finden, was auf einen einheitlichen Ursprung hinweist. Sie maßen in Ellen, Handbreite und Fuß.
Genauso wie sie heute zwei verschiedene Namen hat, kannte man sie auch im Altertum unter verschiedenen Namen. Für die Ägypter war sie das Haus des Osiris, ein Ort, wo man auf die andere Seite des Lebens gelangte. Manche nennen sie Antimaterie, andere Leere oder das Jenseits. Sie hat etwas mit Wiederkehr zu tun, mit Freiheit und mit Tod. Das alles sind Werte, die in Ägypten hochgehalten wurden. Für einen Mitteleuropäer ist der Tod etwas Endgültiges, da es keine Vergeistigung mehr gibt, keine Verbindung mehr zu höheren Sphären. Das Leben gleicht einem Dahindämmern. Für einen alten Ägypter ist er ein Übergang. Oder eine Rückkehr zu dem, was er eigentlich ist, zu seiner wahren Essenz.

Zeit ändert sich nicht, obwohl alle Dinge sich ändern in der Zeit. Zeit vergeht nicht, obwohl alle Dinge vergehen in der Zeit. Zeit ist nicht in Bewegung, aber du bewegst dich durch die Zeit, genauso wie sich dein Bewußtsein von einem Ereignis zum anderen bewegt. Die Zeit ist eine Kraft, die die Ereignisse trennt. Und obwohl die Zeit getrennt ist, gibt es immer nur eine Zeit. Zeit ist Erinnerung.

Als Fotografin beschäftigt mich die Zeit, wenn auch vom entgegengesetzten Pol aus, vom flüchtigsten Augenblick der Zeit. Im Flüchtigsten ist auch das Ewige. Pyramiden drücken das Ewige aus. Das Flüchtige und das Ewige gleichen sich in einem Punkt: in der Hingabe. Das Herz hält die Zeit an, wenn es mit der Welt verschmilzt. Den Fluß nimmt es nicht mehr wahr. Er verschwindet. So gelange ich in die Ewigkeit. Das Herz verbindet mich mit der Ewigkeit. Es ist eine Verbindung zum Göttlichen. Jedesmal, wenn ich voller Hingabe bin, scheint die Zeit stillzustehen. Die Welt da draußen gibt es nicht mehr. Die Welt an sich existiert ohne meine Wahrnehmung nicht. Beim Betrachten der Welt kommt es nur auf die Wahrnehmung an. In der Wahrnehmung verbirgt sich das Ich und die Welt. Alles andere ist Täuschung. Ich kann die Welt nicht erkennen, ohne mich selbst erkannt zu haben. Ich erkenne mich nur im Spiegel des anderen. Das Auge, das sieht, kann sich selbst nicht sehen. Der Weg zum Ich geht über das Du.

Wenn einer erkennt, empfängt er, was ihm gehört, und er zieht es zu sich. Wer auf diese Weise erkennt, weiß, woher er gekommen ist und wohin er geht.

Das Sehen rührt daher, daß ich das, was ich an anderen wahrnehme, von mir selber kenne. Was immer ich wahrnehme, hat auf geheimnisvolle Weise mit mir zu tun. Auf einer tiefenpsychologischen Ebene hat alles, was einem in der Welt begegnet, eine tiefe Entsprechung zum eigenen Selbst. Dort ist die Welt angesiedelt. Nur dort. Ich kann in der Welt sein, weil ich die Welt in mir sein lassen kann. In mir, das heißt im Nichts. Im Nichts, das heißt in der Ewigkeit.

Bildermachen schärft die Wahrnehmung. Wahrnehmung geschieht über Bilder. Bilder sind eine Regenbogenbrücke zur Wirklichkeit. Sie helfen der Erinnerung und kreieren

die Wirklichkeit. Spiegel und Bilder sind Instrumente der Schöpfung. Sie haben die Macht, sich zu verwirklichen. Bilder nisten sich ins Hirn ein und bleiben haften, bis sie sich veräußerlichen. Ich bin ein lebendiges Bild. Auch Träume entsprechen der Eichung des Gehirns, in Bildern zu denken. Das Vorderhirn denkt in Bildern. Das Nachhirn in Tönen. Bilder sind zeitlos. Sie wirken ewig, da sie das Gehirn neu erfindet und so der Zeit anpaßt. Auf diese Weise ist das alte Wissen bis heute geläufig. Es verwandelt sich von Generation zu Generation. Es gibt nichts Neues. Das Alte erscheint ewig in neuer Gestalt. Deshalb entschieden sich die alten Priester gegen eine schriftliche Aufzeichnung ihres Wissens und bewahrten viele ihrer Geheimnisse in Bildern. Ihre Bilder sind Metaphern kosmischer Signaturen. Indem ich sie fotografiere, setze ich mich ihrem Wirken aus. So ist das alte Wissen zu mir gekommen. Bilder sind eine sinnliche Art der Erinnerung. Schriften kommen und gehen. Ebenso Sprachen. Bilder dagegen bleiben. Sie sind Zeichnungen des Unbewußten. Sie verbinden sich mit den Zeichnungen der Erde. Bilder spiegeln die lebendige Energie der Erde, das, was ihnen das Leben einst einhauchte. Die Archäologen haben mitunter Mühe, die großen Epen des Altertums zu entziffern. Hört man den Ägyptologen bei der Beschreibung ihrer Mythen zu, die in Form von Bildern an die Tempelwände Ägyptens gemalt sind, glaubt man, einem Märchen für Kinder zu lauschen. Die Schwierigkeit ist, daß das Geistige sich einer bildlichen Sprache bedient. Um sie zu verstehen, müßte Ähnliches am eigenen Leib durchgemacht werden. Da die meisten Menschen aber keinen Zugang zum Geistigen haben, interpretieren sie die Bildsprache vulgär und profan, beziehen sie auf sich selbst und das Körperliche, was zu großen Mißverständnissen führt. Mir ist bisher niemand begegnet, der das verstehen kann. Den Weg von Osiris zu beschreiten, ist eine innere Reise in die Abgründe und das Licht der Welt**.** Ein Bildmotiv, welches von Archäologen häufig im allegorischen Sinn interpretiert wird, zeigt eine „Sonnenbarke“, mit der der Verstorbene angeblich ins Jenseits reiste. Die Götter begleiteten ihn. Wo kommen nun die antiken Schiffe her, die rings um die Große Pyramide gefunden wurden? Daß sie funktionierten, beweist ein ausgegrabenes und wieder zusammengebautes Schiff aus Zedernholz im Schiffsmuseum auf der südlichen Seite der Großen Pyramide. Es ist ein nagel- und schraubenloses Schiff mit einer Länge von dreiundvierzig und einer Breite von sechs Metern, welches in einer Grube der Südseite der Cheops-Pyramide gefunden wurde. Mehrere Schiffe sind noch in den Schiffsgruben. Insgesamt wurden sieben Stück gefunden. Schiffsgruben sind auch aus Saqqara bekannt. Im Tempel von Medinet Habu ist sogar eine antike Schiffschlacht auf dem Wasser abgebildet. An der Sphinx und nicht weit von Gizeh lag in Memphis ein Hafen. Die Alten Ägypter behaupteten, die Götter wären aus dem Norden gekommen. Bekanntlich ebbt die Erinnerung von Generation zu Generation ab. Überlieferungen waren vermutlich schon in antiker Zeit verwässert, weshalb sie in einer Art und Weise festgehalten wurden, die heute kaum zu verstehen ist. Götter gelten als Mythos. Mythos (griech.) aber heißt „wahre Geschichte“. Meines Erachtens waren es keine mythischen, sondern reale Gestalten. Die Bilder der Alten sind realer, als wir glauben. Weshalb sollten die Pharaonen nicht direkt mit ihren Göttern auf Schiffen gefahren sein? Heute ist ein Gott unsichtbar, was uns glauben läßt, frühere Generationen hätten ihre Götter nicht direkt gekannt. Ganz selbstverständlich projizieren wir unsere heutige Sichtweise auf die der Alten. Irgendwann jedoch scheinen die Götter verschwunden zu sein und übergaben den Menschen die Macht. Da es bis heute Götter gibt, verschwanden sie nicht richtig, sondern wirken im neuen Glaubenssystem fort. Ägypten hat immerhin eine Zeitgeschichte von dreitausend Jahren erlebt. Als die Menschen ihre Götter in

Bildern festhielten, waren diese scheinbar schon weg. Wenn die Menschen im alten Reich vom schnellen Fortbewegen der Götter wußten, so kannte man zweitausend Jahre später, als die Bilder neuer Generationen entstanden, nur noch Schiffe auf dem Wasser, jedoch keine fliegenden Schiffe im Raum. So ist es verständlich**,** daß sie dasselbe machten wie wir und ihre Sichtweise auf die Alten projizierten, indem sie ihnen Schiffe andichteten, die auf dem Wasser fuhren. Es waren aber Raumschiffe, wie wir sie kennen, in denen sich die Götter fortbewegten. Verblüffenderweise sind antike Raumschiffe gefunden worden. Erst kürzlich hat die US-Army in den Bergen Afghanistans antike Fluggeräte aufgespürt und abtransportiert. Die Funde wurden geheimgehalten**.** Indische Texte antiker Zeit sprechen von Vimanas, den „fliegenden Schiffen“.
Fotografin geworden zu sein ist kein Zufall. Die Fotografie lehrte mich, die Sprache der Bilder zu verstehen und die Information, die in ihnen verborgen ist. Natürlich haben Bilder, wie alles andere im Leben, zwei Seiten. Bilder können, ans Falsche gebunden, Falsches kreieren. An falschen Glauben gebunden kreieren sie Falsches. Ihre schöpferische Potenz hat die Macht, sich zu manifestieren. Die bildhaften Figuren der Alten sind weniger archetypische Kodierungen der Psyche, sondern eher reale Erinnerungen, durch die die Ahnen weiter präsent sind. Ihre Gestaltungen entsprechen den jeweiligen Eigenschaften einer Person oder eines ganzen Landes. Wären die Götter nur Archetypen gewesen, könnte man leicht daraus schließen, es hätte sie als Ahnen nicht gegeben. Dem scheint nicht so zu sein. Überall sind ihre Spuren oder symbolischen Verschlüsselungen: Pyramiden, Sphinx, Apisstiere, Serapeum, Widderallee, Uräusschlangen. Bilder enthalten Kodierungen, die unmittelbar auf das Unterbewußtsein des Betrachters wirken. Die Wirkung muß nicht bewußt sein. Trotzdem besteht eine Resonanz. Der Betreffende ist verbunden, ohne es zu merken. Auch in der modernen Bildsprache wirken die unbewußten Kodierungen. Auf diese Weise greifen die Künstler die Symbolsprache auf, ohne sie rational zu verstehen. Es wimmelt in der bildenden Kunst an Blutopfern. Der Mensch als geschlachtetes Wesen ist ein beliebtes Motiv. Künstler leben mitunter gefährlich, weil sie Opfer ihrer eigenen Kunst werden können. Es manifestiert sich die Energie der Bilder, sie werden Wirklichkeit. Das ist der Grund, warum ich mit den sozialkritischen Bildern aufhörte. Nachdem ich jahrelang Friedhöfe, Geburtssäle, Krebsstationen, Fabrikhallen und Schlachthäuser fotografiert hatte, begann mein Leben einen tragischen Zug anzunehmen, der vorher nicht zu bemerken war. Es wird wahr, woran jemand glaubt und womit jemand seine Zeit verbringt.

Mit wem ich meine Zeit teile, dessen Geist teile ich

Außerdem gibt es verschiedene Realitätsebenen gleichzeitig. Die ägyptischen Ahnen haben mehrere Identitäten. Das Wechseln der Gestalten äußert sich in vielerlei Erscheinungen, zahlreichen Namen und Bedeutungen. Unter ihrem Einfluß beobachtete ich in Ägypten eine geradezu unheimliche Veränderung an mir. Mein Talent, Fremdes zu absorbieren, verwandelte mich in etwas Neuartiges. Alte Identitäten rückten in weite Ferne. Die, die ich bin, bin ich nicht nur hier und jetzt. Die Zeit entwickelt sich auf verschiedenen Ebenen. Ein Stück lebe ich in Deutschland. Ein Stück in New York. Ein Stück in Peru. Ich bin dieselbe, jedesmal neu. Die ägyptische Rolle schlummerte seit jeher in mir.

Während ich allein mit dem Pferd den Wasserkanal unterhalb der Pyramiden entlangritt, Dörfer mit meinen Blicken streifte, leuchtete in der Ferne eine Gruppe arabischer Frauen, deren schwarze Gewänder aus dünnem, nicht durchscheinendem Stoff weit im Wind flatterten. Sie sahen wie Fledermäuse aus. Kaum ließ ich sie aus den Augen, erschienen die nächsten. Wenig später entdeckte ich in Kairo eine von oben bis unten vermummte schwarze Gestalt, Gesicht und Hände ebenfalls verdeckt. Nichts bewegte sich an ihr, außer den dunkelbraunen Augen im Schlitz. Ihr Anblick erschreckte mich. Sah sie nicht aus wie eine apokalyptische Figur, die Unheil verkündete, über der ein Fluch lag und die diesen Fluch stillschweigend hinnahm? Wie jemand, der verdammt ist und nicht einmal etwas darüber weiß?
Der Hang der Ägypter, sich Neuem gegenüber feindselig zu verhalten, wird nicht nur durch Scheinheiligkeit überspielt, sondern, schlimmer noch, durch Schmeichelei. Das Leben ist für sie ein Spiel. Sie nehmen es nicht ernst. So setzen sie sich über die restriktiven Gesetze hinweg. Sie überspielen sie. Würden sie sie ernst nehmen, könnten sie nicht überleben. Mitunter frönen die Ägypter jedoch Gewohnheiten, die mir schleierhaft sind. Um nicht den Anschein zu erwecken, gegen alte Bräuche zu verstoßen, tun sie etwas nur deshalb, weil es ihre Vorväter schon getan hatten. Mein Freund Omar zum Beispiel. Er heiratete erst mit zweiunddreißig. In der Hochzeitsnacht schlief er zum ersten Mal mit seiner Frau. Für einen gläubigen Moslem ist es verboten, außerehelichen Verkehr zu haben. Omar war gläubig und hielt sich an das Verbot. Um nachzuholen, was er die ganze Zeit verpaßt hatte, wollte er ununterbrochen mit seiner Frau schlafen. Die Frau aber hatte keine Lust. Ihr fehlte die Klitoris. Omar kam aus Oberägypten, wo alle Frauen beschnitten werden. Die Beschneidung ist eine afrikanische Sitte und hat nichts mit der Religion zu tun. In Saudi-Arabien zum Beispiel werden die Frauen nicht beschnitten. Omar, der Archäologe ist, litt unter der Unlust seiner Frau. Und schon während der Schwangerschaft ging die Ehe auseinander. Das Mädchen kam nach der Geburt zur Mutter, später zu Omar, der wieder bei seiner Mutter wohnte, nachdem sein Vater gestorben war. Als Ältester der drei Brüder nahm Omar automatisch den Platz des Vaters ein. Obwohl er die Nachteile der Beschneidung am eigenen Leib erfahren hatte, ließ er seine eigene Tochter mit fünf Jahren beschneiden.

„Warum tust du das?“, fragte ich erstaunt.

„Weil es Tradition ist“, gab er zur Antwort. „Es ist ja nur ein bißchen. Sie wird nicht ganz beschnitten“, beruhigte er sein schlechtes Gewissen.

„Ich begreife das nicht. Hast du denn schon vergessen, wie sehr du unter der Unlust deiner Frau gelitten hast? Du hast so lange auf die Hochzeit gewartet, und dann, wie lange hat das Glück gedauert?“

„Drei Monate“, antwortete er kleinmütig.

Ein Arzt in Assuan, der gegen die Beschneidung eintrat, bekam von den älteren Frauen derartig viel Widerstand, daß er resigniert aufgab.

„Die Frauen selbst sind diejenigen, die die Beschneidung verteidigen. Nicht einmal die Männer“, stellte er fest.

Unterdessen ist ein Gesetz in Kraft getreten, das die Beschneidung verbietet. Doch werden heimlich weiterhin Mädchen beschnitten. Die Krankenhäuser und Polikliniken in Kairo beschneiden nicht mehr. Nur die Privatpraxen. Langsam aber löst sich der Brauch auf. Man könnte sagen, Ägypten sei traumatisiert von diesem Brauch.
Die Frauen sind die Sündenböcke der Männer. Sie gleichen die schlechten Gewohnheiten der Männer aus. Mit Hysterie wird auf ihre sexuelle Veranlagung geachtet. Weibliche Lust gilt als anstößig. Sie wird negativ gesehen. Die Klitoris wird

deshalb verdammt, weil sie Begierde auslöst. Die Väter der Beschneidung müssen neidisch auf die Lust der Frauen gewesen sein. Im alten Ägypten gab es die Beschneidung der Frauen nicht. Das Gegenteil fand statt. Es wurden gar Liebestempel errichtet, die den Menschen die Kunst der Erotik vermittelten. Jedem war geläufig, daß die höchste Lust in dem Moment erreicht wird, da die Frau in Ekstase gerät. Das Geheimnis der Vereinigung ist die Konzentrierung. Die Paare wurden ausgebildet, höchste Konzentration zu erreichen, indem sich beide in die Augen schauten, während sie ineinander verschmolzen. Jedes Gewahrsein war auf das Jetzt ausgerichtet, um in höhere Bewußtseinszustände zu gelangen. Ablenkungen mußten fallengelassen werden. Gedanken an Beschäftigungen von gestern schwächen nur die Kraft. Ein Paar wurde so zum Kanal der weiblichen und der männlichen Energie des Kosmos, die sich auf der Erde als Fruchtbarkeit ausbreitete und Krankheiten heilte.
Nach dem Bruch mit seiner Frau beschloß Omar, eine Ausländerin zu heiraten. Eine, die nicht beschnitten war. Die Frau, die er kennenlernte, war ich. Bezeichnenderweise begegneten wir uns im Liebestempel der Hathor von Dendera. Hathor ist die Göttin der Schönheit, der Liebe und der Freude, die die Frau des Horus war, des Sohnes von Isis und Osiris, dem Königspaar Ägyptens. Der Tempel wurde auf dem Platz eines noch älteren erbaut, in dem die Beine des Osiris lagen. Er ist einer der schönsten Ägyptens. Omar arbeitete im Liebestempel als Archäologe. Während er beschäftigt war, studierte ich die Reliefs der Tempelwände. Sie zeigten den urgeschichtlichen Mythos von Osiris. Er wurde von seinem Bruder Seth getötet, in dreizehn Stücke zerlegt und in einer Holzkiste dem Nil ausgesetzt. Sie trieb mit der Strömung nach Libanon. Dort verfing sie sich in einem Baum. Isis hatte der Kiste nachgesetzt, alle Leichenteile wieder zusammengesetzt und ein Kind von Osiris empfangen. Seth war ihr aber auf die Schliche gekommen, woraufhin er Osiris endgültig tötete. Isis gebar Horus, der sich später an seinem Onkel rächen sollte. Es kam zu drei Kämpfen zwischen Horus und Seth. Der erste fand in Heliopolis statt, der zweite in Dendera und der dritte in Edfu. Obwohl Isis ihrem Sohn Horus zu Hilfe kam, konnte Seth nicht besiegt werden. Seth steht bis heute für die Inkarnation des Bösen. Im zweiten Namen Typhon bezeichnet er einen Kometeneinschlag, der einst den Einsturz des Himmels bewirkte. Vorher soll der Himmel zum Anfassen niedrig gewesen sein. Ein Deckengewölbe Denderas zeigt noch die Himmelsgöttin Nut, die mit Füßen, Körper und Händen einen Bogen zwischen Erde und Himmel ziehen konnte. Der Einschlag soll Sterne auf die Köpfe der Menschen regnen gelassen haben - ein Effekt, der beim Polsprung eintritt, wenn die Erde taumelt; Sonne und Mond verschwanden, Meere türmten sich zu Mauern auf; Überflutungen, Vulkanausbrüche, roter Regen und Erdbeben in einer Stärke, die die Berge zermalmten, als wären sie Butter, waren die weitere Folge. Danach sei eine vollkommen veränderte Erde aufgetaucht. Es gab plötzlich 365 ¼ Tage. Vorher waren es nur 360. Ptolemäus ließ zum Gedenken den Tempel bauen und einen zweiten für Horus in Edfu. Beide gedenken Osiris. Durch Omar lernte ich die gesamte Geschichte Ägyptens kennen. Er konnte Hieroglyphen lesen und ich hätte mir keinen besseren Lehrer und Begleiter an meiner Seite wünschen können. Zusammen zu reisen stellte sich allerdings als schwierig heraus, da wir nicht verheiratet waren. Die Nächte waren regelrechte Alpträume. Um ungestört zu sein, ließen Omar und ich uns schnell von einem Rechtsanwalt trauen. Die Ehe hatte keine Gültigkeit, doch immerhin wurde sie von den Sittenhütern geduldet. Die umfangreiche Verwandtschaft Omars lebte über das ganze Land verstreut. Sobald wir an einen neuen Ort kamen, waren gleich Onkel, Neffen oder Tanten zur Stelle.

Mit ihrer Hilfe wurde dann die Polizei gefügig gemacht. Auf diese Weise verhinderte Omar, daß ihm das gleiche passierte wie seinem Kollegen, der mit seiner Verlobten, einer Portugiesin, durch Ägypten gereist war. Das Paar wurde eines Nachts direkt aus dem Hotelbett von der Polizei verhaftet. Die beiden hatten zwar am Tag zuvor im Hotel zwei verschiedene Zimmer gebucht. Kaum aber war die Nacht hereingebrochen, war Omars Kollege heimlich ins Zimmer seiner Verlobten geschlüpft. Darauf hatten die Leute vom Hotel nur gelauert. Sie riefen sofort die Polizei. Das Paar wurde noch in der gleichen Nacht ins Gefängnis geworfen. Für die Polizisten war die Frau eine Hure. Beim Verhör wollten sie ihr gesamtes Liebesleben wissen. Der Mann wurde eine Woche im Gefängnis festgehalten. Jener Ägypter, dem das passierte, verlor in den Augen seiner Gemeinschaft das Gesicht. Omar war gerissener. Er stellte mich den Polizisten vor und zeigte ihnen das Schreiben des Rechtsanwaltes und bemerkte beiläufig, daß er noch nicht genügend Geld hätte für die Hochzeitsfeier.

„Ganz sicher heiraten wir nächstes Jahr“, versicherte Omar den Beamten. Dasselbe bekam der Chef der ägyptischen Antikenverwaltung zu hören, der zugleich Omars Professor an der Universität war. Auch er kümmerte sich um unser Liebesleben. Während eines Besuches in seinem Büro wurde ich höflich in ein Hinterzimmer gebeten, wo mich zu meiner Verblüffung der Professor fragte, ob ich wirklich im Sinn hätte, Omar zu heiraten. Eigentlich war ich wegen einer Genehmigung für die Ersteigung der Großen Pyramide gekommen. Er gab sie mir.

Wie dem auch sei, ein entspanntes Liebesleben mit Omar war unter diesen Umständen kaum möglich. Als wir dann endlich einen Moment allein sein konnten, wurde Omar obendrein noch impotent. Ganze Ortschaften wußten inzwischen, was zwischen uns geschah. Polizei und Verwandtschaft tuschelten hinter unserem Rücken. Am Ende unserer Reise war unsere Liebe im Eimer.

Die staubliche Welt besteht aus reinen und unreinen Dingen. Wenn ein Mensch glücklich werden will, muß er zuerst die unreinen Dinge trinken und dann die reinen.

Der Professor war es auch, der mich auf das steigende Grundwasser in der Roten Pyramide und der Sphinx aufmerksam gemacht hatte. Das steigende Wasser ist von ihm als Chef der Antikenverwaltung skeptisch beäugt worden, weil er die Zerstörung vieler Altertümer befürchtete, die noch unentdeckt unter der Erde lägen. Dabei ist das Wasser schon immer da gewesen. Herodot berichtete, die drei Pyramiden von Gizeh hätten im Wasser gestanden. Der Nil floß vor langer Zeit direkt an den Pyramiden vorbei. Teile des Hafens an der Sphinx sind bis heute erhalten. Selbst vor hundert Jahren ist noch Wasser neben der Cheops-Pyramide zu sehen, wie alte Fotografien zeigen. Heute fließt der Nil zwölf Kilometer vom Gizeh-Plateau entfernt. Er hat sich seit dem Altertum in seinem Flußlauf erheblich weiterbewegt. Die Bewegung fand von West nach Ost statt und zeigt, wie verschieden die Bedingungen heute sind. Egal ob Nil- oder Grundwasser, Pyramiden und Wasser gehören zusammen. Sie ziehen sich gegenseitig an. Der japanische Wasserforscher Dr. Masuru Emoto hat sich tiefer mit den Eigenschaften von Wasser beschäftigt. Er hat nachgewiesen, daß Wasser ein Gedächtnis hat und sich mit allem vermischt. Es behält, was ihm widerfuhr. Ganz besonders reagiert es auf Licht, durch welches es sich kristallisiert. Alles, was keine lichte Natur hat, kristallisiert es nicht. Mit seinen Kristallfotografien zeigt Emoto, daß sich Kristalle bilden, sobald Licht und Wasser sich vermischen. Licht oder Feuer müssen nicht sichtbar sein. Es kann die kosmische Energie sein; es können aber auch Worte und Laute sein, die mit Liebe ausgesprochen sind. Er zog

aus diesen Beobachtungen Rückschlüsse auf die menschliche Natur. Das Blut fließt wie ein Strom in unserem Körper. Atem und Blut sind seine beweglichen Kräfte, in denen der Geist mitschwingt. Blut, Luft und Geist verbinden alle Einzelteile des Körpers, alle Organe, alle Glieder, alle Zellen und beleben sie. Ohne Blut, Luft und Geist ist der Mensch tot. Das Blut ist seine Lebenskraft.
Ähnelt die Pyramidenspitze nicht einem Kristall? Ist die Kristallisation eine ihrer Funktionen? Wenn die Pyramide mit Wasser gefüllt wäre, würde sie dann nicht denselben Prozeß in Gang setzen, den Emoto beobachtete? Bezogen auf den Menschen, der mit siebzig Prozent Flüssigkeit im Körper einem mit Wasser gefüllten Gefäß gleicht, scheint die Frage berechtigt zu sein, ob, mit diesen Eigenschaften des Wassers, Menschen nicht ähnlich funktionieren. Das Gehirn ist ohnehin der wäßrigste Teil. Wenn Wasser also ein Gedächtnis hat, dann ist dort die Erinnerung. Fünfundneunzig Prozent menschlicher Gehirnkapazität beziehen sich laut Psychologen nicht auf den Wachzustand oder die stoffliche Wirklichkeit. Wir erinnern uns also im Zustand veränderter Bewußtseinsebenen; in Gedankenblitzen, Ahnungen, Träumen, Eingebungen, Visionen, Meditationen, Traum oder Schlaf.
Emotos Ansicht nach ist Wasser wegen seiner besonderen Eigenschaften nicht irdischen Ursprungs. Nicht bloß wegen seiner drei Aggregatzustände ist es außergewöhnlich. Als Eis schwimmt es oben, obwohl die Eisschollen schwerer sind und eigentlich untergehen müßten. Jeden Tag dringen Unmengen Klumpen gefrorenen Wassers in die Erdatmosphäre ein, schmelzen und fallen als Regen auf die Erde, sickern ein und steigen als Quellen wieder nach oben.

Der Chef der Antikenverwaltung ließ das Wasser abpumpen. Aber vielleicht soll das Wasser steigen? Vielleicht liegt im Steigen, Fließen und Sichbewegen seine Natur? Wasserkristalle kleben zahlreich an den Wänden der Cheops-Pyramide. Bis zur obersten Spitze, den Entlastungskammern ist Nilschlamm zu finden. Ist das Wasser einst bis nach oben gestiegen? Ich sehe das steigende Wasser eher im übertragenen Sinn, beziehe es auf mich, verstehe, daß etwas in mir steigen wolle. Den Geist der Tiefe scheue ich nicht. Ich sehe in ihm *Sechem,* den Ort der Ahnen. Der Mekesstab war sein altägyptisches Symbol. Es ist eine Stange mit Etui, in welches Augen eingezeichnet sind, aber kein Mund. Der Geist ist sehend, kann aber selbst nicht sprechen und braucht einen Mund, der ihn ausdrückt. Der Pharao war sein Mund in alter Zeit. In heutiger Zeit sind es eher Künstler, Forscher, Abenteurer. Seit Beginn meiner Ägyptenreise begleitet mich dieses Symbol. Es hängt an der Wand meines Appartements. Ich weiß, Symbole wirken. Ich muß sie nicht verstehen.

Wer nach unten steigt, muß im Gleichgewicht sein, sonst wird er verstrickt wegen eines Mangels an Licht.

Die Ägypter glaubten, daß jedem Menschen ein BA innewohne, vergleichbar unserer Seele, das sich nach dem Tod wie ein Vogel himmelwärts aufschwang, sowie ein KA, das zu Lebzeiten in Gestalt und Wesen des Menschen eingebunden war und nach dem Tod freigesetzt wurde. Der Mensch habe also ein göttliches Element, ein zweites Ich, das im Jenseits zum Leben erwachte. KA war der Doppelgänger. KA war die unsterbliche geistige Substanz, die auf dem Grund des Sechem ruhte wie ein Schatz, der in jedem Menschen geborgen werden wollte. KA ist auch die innere Stimme und das vage, flüchtige Etwas. Es sind die geistigen Kräfte, die von vielen Menschen meiner Heimatstadt Berlin geleugnet werden. *Sechem* bedeutet die Dunkelheit des kollektiven Unbewußten und die Kunst ist die Form, die das Licht des Jenseits ins Diesseits bringt. Bilder und Kunst halten die geistigen Kräfte im

Tagesbewußtsein. Es ist also logisch, als Künstlerin mit diesen Kräften in Verbindung zu treten. Einige Male bin ich schon im Sechem gewesen. Im Traum, versteht sich, wo ich in einem anderen Bewußtseinszustand bin. Ich fotografierte die Ahnen beim Feiern. Der Ort lag tief unter der Erde. Ich erkannte die Ahnen an ihrer Kleidung. Es war die der alten Zeit. Eine Frau fragte mich, wer mir die Genehmigung gegeben hätte, sie zu fotografieren. Ich hatte darauf keine Antwort. Seitdem bin ich nicht mehr dort gewesen. Der Anubishund galt als Öffner der Pforten. Er ist auch der Hüter der magischen Texte. Seine Präsenz kennzeichnet den Eingang in die Welt des Lichts. Damit ist aber nicht das helle Sonnenlicht gemeint, sondern der Ort vor der Schöpfung. Es ist nicht leicht, *Sechem* zu betreten, denn es hängt weniger vom menschlichen Willen ab, sich an diesen Ort zu begeben, als vielmehr von den Ahnen selbst. Die Ahnen können ein Ich zwingen, in ihrem Sinn zu handeln. Wer immer sich hinter ihnen verbergen mag, so waren sie doch der Grund, weshalb ich nach Ägypten aufgebrochen war, denn ich wollte etwas über mich und meine Wurzeln erfahren. Es war kein Geringerer als Thot, der Erbauer der Großen Pyramide, der mich eines Tages im Traum aufforderte, das Spiel 52 zu spielen. Ich erschauderte. Denn ich kannte die Bedeutung des Spiels, besser gesagt einer Reihe von Spielen. Sie beginnt mit der Aufforderung zu einer Zeitreise, denn Thot galt bei den alten Ägyptern als Herr des Kalenders und der Zeit. 52 war seine Zahl. Sie ist mit dem Neigungswinkel der Großen Pyramide verbunden sowie den Neigungswinkeln der auf- und absteigenden Gänge, die 26 Grad betragen, also 2 x 26 = 52. Seltsam ist die Tatsache, daß die 26 eine Schlüsselzahl des Mayakalenders ist, nach dem ich lebe. Er ist mir in den Jahren sehr vertraut geworden. Der Mayakalender kennt einen geheimen Kalender, „Tzolkin“ genannt, mit 260 Tagen. Neujahr ist am 26. Juli eines Jahres und nicht am 1. Januar wie im gregorianischen Kalender. Da ist die galaktische Sonne auf einer Linie mit der Erde und den Plejaden. 26 000 Jahre beträgt auch die Kreiselbewegung der Erde, die Präzession. Wie ist es möglich, daß der Mayakalender Zahlen aufweist, die auch in der Großen Pyramide sind? Ich kann es mir nur so erklären, daß es früher eine Verbindung zwischen Thot und Amerika gegeben hat. Autoren wie Zecharia Sitchin bewiesen solche Verbindungen, und die Stimmen, die ihm folgen, werden von Jahr zu Jahr mehr. Eine weitere Sonderbarkeit ist die Tatsache, daß die Große Pyramide von Gizeh in Ägypten die einzige Pyramide ist, die einen Winkel von 52 Grad aufweist. Der Winkel ist steil, weshalb er schwierig zu bauen ist. Bei der Knickpyramide von Dashour mißlang der Versuch. Der Winkel von 52 Grad wurde mitten im Bau in einen Winkel von 43,5 Grad verändert, wodurch der Knick entstand. Die Pyramide von Medum weist ebenfalls einen Winkel von 52 Grad auf, doch krachte sie zusammen. Mit dem sichtbaren Teil der Großen Pyramide, scheinen die Erbauer auf etwas im unterirdischen Bereich aufmerksam machen zu wollen, das dort schlummert, wo eben das Wasser ist. Ich rechnete mir aus, bei jedem Spiel ein Stückchen mehr im Erdboden zu versinken, sollte ich verlieren. Es gibt einen Papyrus, in dem berichtet wird, wie Thot dieses Spiel vor langer Zeit mit einem Ägypter in Saqqara spielte. Der Papyrus wurde in Theben entdeckt und heißt *Die Erlebnisse des Satni Khamois mit den Mumien*. Satni versuchte das Wissen Thots der Mumie Nenoferkheptahs zu entlocken. Dieser war gegen den Willen Thots an ein Buch – oder eine Bibliothek – gelangt und in eine Mumie verwandelt worden. Auch seine Frau und seine Kinder. Sie waren scheintot, denn sie konnten noch sehen, hören und sprechen. Sie warnten Satni, sich unbefugten Zugang zur Bibliothek zu verschaffen. Er könne von Thot genauso bestraft werden. Doch im Gegensatz zu Satni, der nun das Spiel 52 gegen den

Willen Thots spielte und im Boden versank, forderte mich Thot selbst auf, das Spiel 52 zu spielen.

„Wie kann ich mit dir dieses Spiel spielen?“, fragte ich ungläubig.

„Du kannst!“, antwortete Thot.

„Wie kann ich es spielen, wenn ich gerade zweiundfünfzig Jahre alt bin? Du dagegen bist tausendmal älter als ich, kannst dich an alles erinnern!“

„Du kannst!“, antwortete wieder seine mächtige Stimme.

Ich dachte nach: Durch den Mayakalender kenne ich die Zweiundfünfzig. Sie steht für eine Lebensspanne. Das Geburtszeichen wiederholt sich da zum ersten Mal. Die 52 ist eine Zahl, in der sich mehrere Zeitspannen synchronisieren. Wenn ich mich also an andere Leben erinnern könnte, die mit meinem jetzigen in Verbindung stehen, dann wäre das Spiel kein Problem für mich . . . Ich begann zu spielen und wurde wach.

Das Schicksal Nenoferkheptahs und Satnis erinnerte mich an das eines Deutschen, der die unterirdische Stadt unterhalb des Gizeh–Plateaus gesucht hatte. Er vermutete den Eingang unterhalb der Sphinx, wo er jede Nacht die Wärter bestach, um ihn zu finden. Er berief sich auf Baupläne, die er aus einem indischen Ashram mitgebracht hatte, in dem er seit zwanzig Jahren lebte, und die angeblich die Baupläne der Großen Pyramide waren. Er baute ein maßstabsgetreues Modell nach, das aus einer Kugel sowie Oktogon bestand und wurde verrückt. Jedoch der Eingang zu den unterirdischen Tunneln, den er suchte, wurde tatsächlich Mitte der neunziger Jahre gefunden, allerdings von einem ägyptisch-nordamerikanischen Team. Satellitenaufnahmen zeigten Spuren von unter dem Sand verborgenen Monumenten. Die Entdeckung wurde geheimgehalten. Ich merkte es am Austausch der bestochenen Wärter, die ins Gefängnis geworfen und durch neue ersetzt wurden. Der neue Chef galt als unbestechlich. Das war er nicht. Zwei seiner neuen Wärter traf ich eines Nachts unterhalb der Großen Pyramide. Wir kannten uns bereits, denn ich erkaufte mir auch bei ihnen den Zutritt zum Plateau mit einem Backschisch. Zu meiner Überraschung schlugen sie vor, ich solle zwischen den Tatzen der Sphinx meditieren. Ich lehnte ab. Sie beharrten. Im Zögern fiel mir die unterirdische Kammer unterhalb der Tatzen ein, die der Amerikaner John Anthony West als Erster dort entdeckte. Ich hatte ihn gerade in London fotografiert. Irgendwann fragte ich also nach dem Preis. Er war ziemlich hoch.

„Wir müssen das Geld durch drei teilen“, sagten sie.

„Ich sehe nur Sie beide. Wer gehört denn noch dazu?“, wollte ich wissen.

„Der Chef.“

Das Geschäft platzte, weil der Chef sich nicht erweichen ließ. Er kannte mich und wußte von meinen Kontakten zum Pyramidenchef. Damals muß aber schon die Idee von der vier Meter hohen Betonmauer gereift sein, die, 32 Kilometer lang, heute das gesamte Pyramidenplateau umgibt. Hundert bewaffnete Sicherheitskräfte bewachen es seit neuestem.

Es genügte mir nicht, in Thot den Gott der Kunst, des Schreibens, der Architektur, der Mathematik, der Wissenschaften und des Schalls zu sehen.

„Wer bist du?“, fragte ich ihn aus reiner Spielerei, als ich wieder einmal allein in der Königinkammer der Großen Pyramide war.

„Ich bin deine Projektion!“, antwortete seine donnernde Stimme. Sie ging mir durch Mark und Bein.

„Wer bist du? Zeig mir dein Gesicht!“, beharrte ich.

„Ich bin deine Projektion!“, donnerte wieder die Stimme in meinem Gehirn.

Ich hätte mich mit der Antwort zufriedengeben können. Da ich aber aus Erfahrung weiß, daß die Königinkammer ätherisch und die Königskammer astral wirkt, stand ich auf, lief in die höher gelegene Königskammer und konzentrierte mich in einer Meditation wieder auf Thot. Die Pyramide war an diesem Tag leer.

„Zeig mir dein Gesicht!“, beharrte ich weiter in kindlicher Unbekümmertheit.

„Mach dir kein Bild von mir!“, ertönte wieder die Stimme Thots. Aber da tauchte schon ein Bild in mir auf. Eine Figur, überdimensional groß und schlank, saß auf einem hohen Thron. Sie hatte Arme und Beine wie ein Mensch. Das Gesicht war nicht zu erkennen. Ihr Antlitz bestand aus blauen Energiemustern, eben astral. Entsetzt begriff ich, daß ich ihn gar nicht sehen könnte, wenn er nicht ein Teil von mir wäre. Man sieht nur, was man selber ist. Es war mir klar, daß seine Kraft aus mir herausstrahlte. Er war da. Ohne jeden Zweifel. Wenn auch nicht dort, wo ich ihn erwartet habe. Wir beide sind miteinander in Resonanz.

..

Kehren wir nach Dashour und zur eigentlichen Geschichte zurück: Yuya taucht wieder auf und erzählt mir, der Scheich habe ihn nach dem Gebet in der Moschee zum Tee eingeladen. Allein mit ihm unter vier Augen, habe er ihm sogar Geld angeboten, wenn er den Standort der Pyramiden verraten würde. Doch der Alte habe wieder nur flehentlich die Hände gerungen und gebeten, damit aufzuhören.

„Weißt du übrigens, wie reich der Scheich ist?“, fragt er mich, als wir das Dorf verlassen.

„Sein Haus strotzt nur so von Reichtum.“

„Ich bedauere, es nicht mit eigenen Augen gesehen zu haben.“

In die Moschee konnte ich die Männer nicht begleiten. Auch zum Tee nicht. Diese Dinge sind in Ägypten Männersache. Wer weiß, worüber sie sonst noch alles gesprochen haben.

„Der Scheich hat nur gerade angedeutet, daß die Pyramiden, die wir suchen, hinter der Benzin-Raffinerie lägen“, fügt Yuya hinzu, in der Hoffnung, mich aufzuheitern.

„Willst du mich veralbern?“

„Nein. Es ist mein Ernst.“

„Das ist doch alles Humbug, mein Lieber! Sicher, hinter der Benzin-Raffinerie liegen zwei Pyramiden. Ich kenne sie. Die ganze Welt kennt sie. Sie stehen in jedem Reiseführer. Wie können sie da geheim sein?“

Yuya zuckt gleichgültig mit den Schultern. Meine Arbeit interessiert ihn eigentlich nicht. Ebenso wenig die Pyramiden. Er ist hauptsächlich des Geldes wegen hier, das ich ihm für seine Begleitung zahle, die für mich allerdings sehr wichtig ist. Ich käme ohne ihn keine zehn Schritte vorwärts. Er kümmert sich um meine Sicherheit. Unbewußt folgt er einem Impuls, der ihn als Mann die Beschützerrolle übernehmen läßt. Trotz unserer Vertrautheit bin ich dennoch auf der Hut und erzähle ihm nicht alles. Gewiß gibt es Dinge, die auch er vor mir verheimlicht.

Auf dem staubigen Weg fahren wir zur Hauptstraße zurück. Kaum sind wir an der Kreuzung angelangt, will der Taxifahrer wissen, welche Richtung wir einschlagen wollen.

„Ich weiß es nicht“, gebe ich unumwunden zu. Im Stillen hege ich dagegen die Hoffnung auf einen glücklichen Zufall.

Yuya, der als Mann klare Anweisungen gewohnt ist und meine Gedanken nicht kennt, gibt dem Fahrer einen Wink, nach links zu abzubiegen. Es ist die falsche Richtung, denke ich, wann begreift er das endlich? Die Pyramiden von Lischt liegen dort. Yuya hört nie richtig zu. Dadurch entstehen laufend Kommunikationsprobleme. Im Moment weiß ich nicht, wie ich reagieren soll. In meinem Kopf schwirrt es. Würde Yuya meine Unsicherheit ahnen, würde ich nur höhnisches Gelächter ernten. In seinen Augen ist Intuition Weiberkram. Yuya unterbricht die unangenehme Stille und sagt, vorhin hätte im Dorf einer der Männer des Scheichs ihn gewarnt, mit ja keinem Polizisten und keinem Inspektor der Antikenverwaltung über die geheimen Pyramiden zu sprechen. Die Sache wird immer verzwickter. Der Scheich, der anfangs die geheimen Pyramiden bestritt, hat deren Existenz indirekt durch seine Angst zugegeben. Und seine Männer, die sich ihm gegenüber loyal verhalten, was verständlich ist, verraten auch nicht, wo die geheimen Pyramiden sind, warnen uns aber, vor offiziellen Vertretern der Regierung und der Antikenverwaltung darüber zu sprechen. Die geheimen Pyramiden müssen ganz in der Nähe sein, das kann ich spüren. Schritt für Schritt komme ich ihnen näher, mag auch im Moment alles dagegen sprechen.

Das Taxi macht einen Ruck und kommt zum Stehen. Ich schaue nach draußen. Wir sind am Kontrollpunkt von Dashour angelangt. Ein Beamter nähert sich dem Auto. Yuya kurbelt die Fensterscheibe herunter und spricht mit ihm.

„Der Beamte kann uns keine Genehmigung zum Besuch der Pyramiden von Lischt geben. Gerade unterweise der Chefarchäologe vom New Yorker Metropolitan Museum seine Arbeiter. Er wäre nach langer Zeit wieder einmal da und wünsche nicht gestört zu werden."

„Prima", sage ich, „da will ich ja auch gar nicht hin!"

„Was machen wir jetzt?", fragt Yuya.

Darauf habe ich nur gewartet. Er ist mit seinen Ideen am Ende. Ein toter Punkt ist erreicht. Ich zucke mit den Achseln und murmle: „Laß die Dinge geschehen, wie sie sind."

Ich weiß nur zu gut, daß alles, was mir jetzt begegnet, ein Anhaltspunkt sein wird. Wir fahren die gleiche Strecke zurück, die wir gekommen sind. Auf halbem Weg begegnen wir auf der Straße einem Mann, der wie ein Einheimischer aussieht. Wir halten an. Der Mann ist Kopte und stammt aus der Gegend. Ich plaudere ein wenig mit ihm, in der Hoffnung, etwas Nützliches von ihm zu erfahren.

„Ich habe von vielen unbekannten Pyramiden zwischen Saqqara und Dashour gehört. Es wimmle nur so davon. Nur die Kamelmänner kennen sie, weil sie die einzigen sind, die durch die Wüste reiten. Sie sind geheim und liegen innerhalb des Armeegebiets", bestätigt er. Einen konkreten Standort könne er aber nicht nennen. Er meint nur, sie lägen in der Umgebung von Saqqara.

Wie oft bin ich schon die Straße nach Saqqara gefahren. Von der Straße sind die Pyramiden nicht zu sehen. Dazu sind sie viel zu niedrig. Sosehr ich die Information des Kopten auch schätze, die Pyramiden, die er meint, sind im Moment nicht Gegenstand meines Interesses. Ich werde aber trotzdem nächste Woche mit Yuya dorthin reiten und das Gebiet näher erkunden. Die vielen unbekannten Pyramiden zwischen Gizeh und Dashour verwirren mich. Es sind viel mehr, als ich erwartet habe. Ich habe in ein richtiges Wespennest gestochen. Heute aber will ich nichts weiter als die Mastabas der ersten Dynastie sehen, die nicht weit vom See entfernt liegen. Bevor ich aber etwas sagen kann, gibt Yuya dem Taxifahrer Anweisungen, in Richtung Saqqara zu fahren. Ich denke, es ist sinnlos, durch die Wüste können wir

nicht mit dem Auto fahren. Auch wird es viel zu lange dauern, bis wir Pferde besorgen können. Und bis wir dann den richtigen Weg gefunden haben, wird es längst Abend sein. Ich habe diese Erfahrung oft genug gemacht. Ich sage aber nichts und lasse mich weiterhin vom Geschehen treiben. Yuya nutzt mein Schweigen aus, um mir seinen Willen aufzuzwingen. Das macht er gern. Ihm und dem Taxifahrer kann es ja egal sein, zu welchen Pyramiden wir fahren. Am Ende muß ich dafür bezahlen. Ich weiß, daß es nutzlos ist, mit den Männern zu diskutieren. Sie unterschätzen die weibliche Art des Denkens. Heute ist es mir dagegen recht. Das Unterschätztwerden gibt mir einen Spielraum, in dem ich frei agieren kann. Sollen doch die Männer denken, was sie wollen! Ich muß nicht ihren Erwartungen entsprechen. Da sie mir helfen, möchte ich sie nicht vor den Kopf stoßen. Sie schießen manchmal über das Ziel hinaus. Gut. Um sie nicht noch nervöser zu machen, schlage ich vor, eine Pause einzulegen.

„Habt ihr Hunger?“, frage ich. Es ist zwei Uhr nachmittags. Restaurants gibt es in der Nähe nicht. Auch keine fliegenden Händler. Fahren wir also ruhig die Straße weiter Richtung Kairo entlang. Es wird sich schon etwas finden. An der nächsten Kreuzung bitte ich den Fahrer anzuhalten. Kaum steige ich aus, hält ein Minibus neben mir. Er ist voller Menschen. Ich weiß nicht, was in dem Moment mit mir geschieht. Ich steige automatisch ein. Ich weiß nicht einmal, wohin der Bus fährt. Das ist zuviel für Yuya, der spontane Handlungen nicht ausstehen kann. Er verliert die Beherrschung. Kaum habe ich mich im Bus niedergesetzt, kommt er wie ein Berserker an und will mich herauszerren.

„Was soll das?“, fahre ich ihn an und wehre mich aus Leibeskräften.

Das Geschrei zieht die Neugierigen an, die uns gaffend umringen.

„Bloß weg hier!“, brüllt Yuya im Befehlston und zerrt mich ins Taxi zurück.

„Sag mir jetzt bitte klar und deutlich, wohin du fahren möchtest!“, herrscht er mich an.

„Das kann ich eben nicht“, antworte ich. „Aber machen wir doch eine Pause. Mir wird schon etwas einfallen. Laßt mich einfach im Auto sitzen und nachdenken. Geht ihr etwas essen. Ihr habt doch sicher Hunger.“

Die Männer ziehen los. Nach einer halben Stunde kommt Yuya mit einer Stiege frischer Tomaten.

„Sie werden gerade auf dem Feld nebenan geerntet“, sagt er heiter und reicht mir eine Tomate herüber. Ich beiße hinein. Sie schmeckt köstlich. Außerdem hat er frisches Mineralwasser mitgebracht. Meines ist ausgegangen. Ich war schon am Verdursten.

„Weißt du jetzt, wo wir hinfahren?“, fragt er liebevoll.

„Zum Scheich!“, sage ich ohne Umschweife.

Yuya schaut mich verwundert an, sagt aber nichts. Ich wundere mich selbst über meine Antwort. Ich sitze auf dem Rücksitz und schaue stumm aus dem Fenster. Meine Intuition sagte mir, dort fündig zu werden. Obwohl der Scheich versucht hat, mir laufend Sand in die Augen zu streuen. Auch Yuyas Verhalten verrät einen Widerstand, den ich mir nicht erklären kann. Als wolle er meine Sache hintertreiben.

Zum dritten Mal heute fahren wir also auf dem staubigen Schotterweg zum Dorf des Scheichs. Auf halbem Weg begegnen uns Arbeiter. Yuya fragt sie nach dem Namen des Dorfes, durch das wir gerade fahren. Bei der Gelegenheit erfährt er, daß die Männer an einer Pyramide arbeiten. Sie beschreiben Yuya den Weg dorthin. Ich weiß sofort, um welche es sich handelt, nämlich um die von Lischt. Yuya, der von Pyramiden keine Ahnung hat, ist todsicher, es sei eine der geheimen Pyramiden.

„Dummkopf!“, sage ich. „Es sind die Arbeiter des Archäologen aus New York,

der nicht gestört werden will. Sie sind auf dem Nachhauseweg. Es handelt sich um die Pyramiden von Lischt, in deren Nähe wir vorhin waren.“

Doch Yuya unterbricht mich und beharrt auf seinem Glauben. Wutentbrannt bitte ich den Chauffeur anzuhalten, steige aus und gehe zu Fuß weiter. Ich weiß, mein Ansinnen ist absurd. Ich will Yuya nur provozieren, ihn aus der Reserve locken, und spiele ein wenig Theater wie alle Ägypter. Diesmal flippt der Taxifahrer aus. Am Kontrollpunkt war er nämlich gemahnt worden, mich nicht aus den Augen zu lassen. Die Gegend sei gefährlich. Da aber meine beiden Begleiter genauso ortsunkundig sind wie ich, sind sie verunsichert. Keiner kennt sich aus. Die Gegend erscheint seltsam unauffällig. Niemand würde hier je geheime Pyramiden vermuten. Fremde kommen nie hierher. Deshalb fallen sie sofort auf. Weit und breit bin ich die einzige Ausländerin. Außerdem kommt Yuya und dem Taxifahrer unsere Irrfahrt sinnlos vor. Ich kann es verstehen. Mein Ziel ist ihnen zu unsicher, da ich es in ihren Augen selbst nicht kenne. Zudem ist es Mittagszeit, eine Zeit also, in der die Einheimischen eine Ruhepause einzulegen pflegen. Niemand arbeitet in Ägypten zwischen eins und fünf Uhr nachmittags. Entschlossen schreite ich die Wüstenstraße entlang, um meinen Begleitern meine unabdingbare Absicht zu demonstrieren. Flink wie ein Wiesel holt Yuya mich ein und zerrt mich zum Auto zurück, öffnet die Tür und schiebt mich hinein. Ich wehre mich mit aller Kraft**.** Im Eifer des Gefechts schlage ich die Autotür mit aller Wucht zu. Yuya schreit auf vor Schmerz. Seine Finger klemmen im Spalt. Er läßt mich sofort los, nimmt die verletzte Hand in die heile, stampft mit den Füßen auf und stöhnt.

„Entschuldige bitte“, stammle ich, „es war nicht meine Absicht, dich zu verletzen.“

Nach einer Weile setzten wir unseren Weg fort.

„Hör doch bitte endlich einmal zu!“, flehe ich Yuya an. „Alles, was ich weiß, ist, daß die Pyramiden, die wir suchen, geheimgehalten werden. Ich weiß nicht einmal, warum. Ich habe es erst durch das Buch des Amerikaners erfahren. Hinzu kommt, daß wir uns in der Gegend nicht auskennen. Wir sind alle drei zum ersten Mal hier. Was erwartest du unter solchen Bedingungen? Andererseits kenne ich die Pyramiden Ägyptens gut. Ich habe in den letzten sieben Jahren genügend Erfahrungen gesammelt. Allen Hinweisen nach ist mir klar, die geheimen Pyramiden in der Nähe der Knickpyramide lokalisieren zu müssen, und zwar in der Umgebung des Dorfes vom Scheich, im Gebiet, das vom Militär besetzt ist. Außerdem hat der Scheich heute morgen indirekt zugegeben, sie wären in der Nähe seines Dorfes. Begreifst du das denn nicht?“

Während ich so auf Yuya einrede, fahren wir durch das Nachbardorf des Scheichs. Meine Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf die Schwarze Lehmziegelpyramide. Hat Yuya nicht vorhin gesagt, der Scheich habe beim Sprechen unbewußt immer in die Richtung dieser Pyramide geschaut? Es ist eine häßliche Pyramide, die von Wind und Sand verwittert ist. Jetzt fahren wir ganz nahe an ihr vorbei. Sollten wir nicht die Gelegenheit nützen und nachschauen? Wenn Yuya recht hat, sind wir nur ein paar Schritte vom Ziel entfernt!

„Laßt uns anhalten und ein wenig umschauen“, sage ich zum Fahrer, der ohne Widerrede gehorcht. Wir steigen aus und laufen zur Schwarzen Lehmziegelpyramide. Wir kommen nicht weit. Ein Wärter der Ägyptischen Antikenverwaltung versperrt uns den Weg. Er ist freundlich und lädt uns in sein Haus ein. Zum Empfang bringt seine Frau frisch gepflückte Mangos aus dem Garten. Sie sind genau das richtige für unsere ausgetrockneten Kehlen. Ich ergebe mich der

Liebenswürdigkeit des Wärters und seiner Frau. Beim schwarzen Tee wird mir ganz übel. Er ist zu stark. Ägypter lassen ihn zu lange ziehen. Mir ist hundeelend. Noch ein Schluck und ich muß mich übergeben. Gewiß bin ich leichenblaß im Gesicht. Hoffentlich merkt Yuya nichts. Er lauert nur auf eine Gelegenheit, mich von meinen Plänen abzubringen. Das einzige, was mich heute weiterbringt, ist Ausdauer und Intuition.

„Das Leben hält jederzeit Überraschungen bereit“, trällert Yuya zufrieden und lutscht an seiner Mango. Sein sonniges Wesen zerstreut jedes Mißtrauen. Ich kann ihm einfach nichts übelnehmen, denn ich habe ihm vieles zu verdanken.

Mohamed, unser Taxifahrer, hält in kritischen Momenten zu Yuya. Die Männer untereinander sind in Ägypten loyal. Ich kenne ihn und seine Frau Hagar seit geraumer Zeit, und wir pflegen ein freundschaftliches Verhältnis. Seine Frau ist dreißig Jahre jünger als er. Er lernte sie kennen, als sie fünfzehn Jahre alt und bildhübsch war. Durch das viele Kinderbekommen ist sie dick geworden. Die Schönheit wehte davon. Den ganzen Tag verbringt sie im Haus. Ich wundere mich, wie sie im Dunkeln ihr Dasein fristen kann, wo in Ägypten doch jeden Tag die Sonne scheint. Warum geht sie nie hinaus an die Sonne? Ich bin gern unter freiem Himmel. So oft es geht, bin ich draußen. Ich halte mich nicht gern lange in Häusern auf, wo ich mich eingeengt fühle. Ein paarmal habe ich die Frau darauf angesprochen, aber sie hat nur gelacht. Wie Yuya hat sie ein sonniges Gemüt. Ich spüre, daß sie mich mag. Vor der Abfahrt heute morgen bat sie ihren Mann inständig, er solle besser auf mich aufpassen. Ich wäre zu leichtsinnig. Hin und wieder habe ich versucht, sie zum Essen einzuladen. Sie wohnen nur ein paar Häuser weiter. Sie sind aber nie gekommen. Hingegen war ich oft bei ihnen zu Hause.
Das Haus, in dem ich wohne, gehört einer Witwe mit fünf Söhnen. Auch sie geht nie auf die Straße. Ihre Söhne kaufen für sie ein. Sie sind schon erwachsen. Die Frau hantiert den ganzen Tag im Haushalt. Ich kann es hören. Sie hat ein heimliches Verhältnis mit dem Nachbarn, ein grobschlächtiges Mannsbild, der im Ruf steht, mehrere Ausländerinnen vergewaltigt zu haben.

„Nimm dich vor ihm in Acht!“, hat Yuya mich gewarnt.

Als Geliebte eines Vergewaltigers bekommt die Witwe von ihm all seine schlechten Energien ab. Ich will sie deswegen so wenig wie möglich zu Gesicht bekommen. Fast täglich drängelt sie sich wegen Nichtigkeiten bei mir auf. Vor kurzem kam sie mit blassem Gesicht zu mir auf die Terrasse und bat mich inständig, ihr zu folgen.

„Der Vater meines Nachbarn liegt im Sterben. Er hat sein Leben lang heimlich Touristen auf die Spitze der Großen Pyramide geführt“, sagte sie aufgeregt, während wir ins Nachbarhaus traten.
Kaum sah ich den Mann, erkannte ich in ihm den größten Halsabschneider des ganzen Pyramidenplateaus wieder. Sein Zimmer mutete wie ein Sarkophag an. Nur durch die offene Tür fielen ein paar Sonnenstrahlen herein. Ein Todesgeruch lag in der Luft. Der Kranke lag im Bett und schaute uns wortlos an. Es ging zu Ende mit ihm. Ich konnte es sehen.

„Geben Sie ihm etwas Geld“, forderte meine Vermieterin mich auf. Überwältigt von der Situation, griff ich nach meinem Portemonnaie und holte einen Fünfzigpfundschein heraus.

Als ich später Yuya davon erzählte, wurde er fuchsteufelswild.

„Sie hat gelogen. Das Geld war nicht für den Sterbenden, sondern für sie! Sie hat ihn nur benutzt, um dich weich zu kriegen."

Wie ein Brausewind rannte Yuya die Treppen zur Wohnung der Witwe hinunter, und ich hörte seine Fäuste an der Tür hämmern. Nach fünf Minuten kam er wieder und gab er mir den Fünfzigerschein zurück.

„Geh nie wieder in ein Haus, das du nicht kennst. Egal, was man dir sagt", befahl er streng.

Wieder staunte ich über die Schauspielkunst der Ägypter. Warum hat die Vermieterin dieses ganze Theater gespielt? Warum hat sie mich nicht einfach direkt um Geld gebeten?

Eines Nachmittags, als Yuya und ich vom Reiten aus der Wüste zurückkamen, hörten wir fürchterliches Schluchzen und Schreien aus der Wohnung der Witwe, die unter meiner lag. Yuya klopfte an die Tür. Der grobschlächtige Liebhaber öffnete. Eine unglaubliche Szene bot sich unseren Augen. Meine Wirtin war gerade beim Kartoffelschälen und hielt ein riesengroßes Messer in der Hand. Ihr Gesicht war von Tränen überströmt. Wahrscheinlich war sie eben auf den Liebhaber losgegangen. Bei meinem Anblick jedoch schrie sie noch heftiger. Das Metall des Messers in ihrer Hand blitzte wie der Wahnsinn in ihren Augen. Da sprang sie auch schon wie eine Furie auf mich los. Yuya konnte sie rechtzeitig am Arm festhalten. Völlig außer sich schrie sie etwas auf mich ein, was ich nicht verstand.

„Du hast sie eine Hure genannt", warf mir der Liebhaber mit falscher Miene vor. Wie lächerlich! dachte ich. Sicher hat er sie eine Hure genannt. Ich kenne doch die Ägypter! Garantiert hat sie wegen der heimlichen Liebesnächte Gewissensbisse bekommen und er hat Öl ins Feuer gegossen und ihr Blut zum Sieden gebracht.

„Wie das?", antwortete ich, „wo ich nicht einmal das arabische Wort für Hure kenne? Sie dagegen spricht kein Wort englisch."

Die Szene diente dazu, wieder einmal mein Portemonnaie zu öffnen. Damit aber war längst nicht Ruhe. Am Abend kam die Witwe zu uns herauf, diesmal in Begleitung ihrer fünf Söhne. Weil der Vollmond gerade über der Sphinx leuchtete und die abendliche Lightshow ihr Steingesicht abwechselnd rot und blau beleuchtete, schien auch das Gesicht der wild gewordenen Witwe rot und blau anzulaufen. Das ganze hatte etwas ungemein Gespenstisches. Ihr hysterisches Geschrei glich einer Opernarie. Sie nahm jeden einzelnen Blumentopf von der Mauer der Dachterrasse, wo ich wohnte, und zertrümmerte sie in einen Riesenscherbenhaufen. Vollkommen von Sinnen trampelte sie obendrein darauf herum. Nachdem der letzte Blumentopf zu Bruch gegangen war, verlagerte sie ihre Wut auf Yuya. Wie auf Kommando stürzten sie und ihre fünf Söhne sich auf meinen Freund. Im Nu war er eingekreist. Ich zitterte vor Angst. Yuya war bewundernswert in seiner Beherrschung. Die Söhne schoben ihn langsam die Treppe hinunter und warfen ihn aus dem Haus. Sie wollten ihn loswerden, damit ich ihrer List und Tücke allein ausgeliefert bliebe. Ohne Yuya hätten sie längst mehr Geld aus mir herauspressen können. Wenn es um Geld ging, kannten sie keine Scham. Ich gab ihnen aber kein Geld mehr.

Nach diesem denkwürdigen Tag kam ein noch schlimmerer, bei dem ich beinahe gestorben wäre. Die Wirtin hatte nämlich heimlich die Waschmaschine meines Appartements benutzt. Eigentlich durfte sie meine Wohnung nicht betreten. Aber ich ahnte, sie würde es heimlich tun, während ich außer Haus war. Als ich eines Tages wie gewohnt die Waschmaschine, die im Badezimmer stand, öffnete, um die Wäsche hineinzulegen, durchfuhr mich ein elektrischer Schlag, der mich augenblicklich zu Boden schleuderte. Mein Herz vibrierte wie ein wackelnder Pudding. Zum Glück

hatte ich mit der rechten Hand hineingefaßt. Der Schlag war so mächtig, daß meine Hand in der Maschine festhing. Ich konnte sie nicht herausziehen, mußte die linke Hand zu Hilfe nehmen. Danach sank ich bewußtlos zu Boden. Da lag ich allein auf dem Fußboden des Badezimmers. Nach einer Weile kam ich zu mir. Ich untersuchte die Waschmaschine und stellte fest, daß der Strom nicht ausgeschaltet worden war. Ich war aber bombensicher, ihn ausgeschaltet zu haben. Mein Fehler war, es nicht vorher überprüft zu haben. Der Vorfall machte mir endgültig klar, bei der Witwe meines Lebens nicht mehr sicher zu sein. Tags darauf suchte ich mir eine neue Wohnung.
Mit Frauen komme ich in Ägypten weniger in Kontakt als mit Männern. Die Frauen werden von den Männern gut abgeschirmt. In der Regel treten die Frauen in der Öffentlichkeit nur in Begleitung der Männer auf. Es passiert selten, sie allein anzutreffen. Frauen, die ohne Männer sind, haben in Ägypten ein schweres Los. Allein als Frau für den Unterhalt zu sorgen, ist äußerst problematisch.
Raja zum Beispiel, ein geschundenes Mädchen mit der Narbe einer dicken Schnittwunde auf der linken Wange, saß fast täglich am Rande der Wüste. Ich traf sie regelmäßig nicht weit von meiner neuen Wohnung. Yuya und ich ritten regelmäßig an ihr vorbei. Sie hielt oft ein kleines Baby in den Armen, einen Jungen namens Mohar, der, in Lumpen eingewickelt, ein strahlendes Gesicht von ungewöhnlicher Leuchtkraft besaß. Mit drei Monaten glitzerten seine braunen Kulleraugen schon wie pures Licht. Wenn ich bei ihnen war, hob Raja ihn zu mir aufs Pferd. Ich nahm ihn gern in meine Arme, wir schauten uns an, waren uns ganz dicht und nah. Ich sang und spielte mit ihm. Er lachte. Es macht ihm Spaß. Seine kleinen Händchen griffen nach den silbernen Kugeln meiner Kette. Er hielt sich daran fest, ließ sie schwer los. Ich mußte seine Hände fast mit Gewalt öffnen, um Mohar seiner Schwester zurückzugeben.

„Wie alt bist du?“, wollte ich von Raja wissen.

„Dreizehn“, antwortete sie.

Manchmal saß auch die Mutter neben ihnen. Ich schätzte sie auf fünfundvierzig. Mohar und Raja halfen ihr, Geld zu bekommen. Im Gegensatz zu meiner Wirtin hatte mich die Mutter direkt gefragt, ob ich ihr nicht ein wenig Geld für Milchpulver geben könnte.
Sie zeigte auf die Nuckelflasche, um mir zu verstehen zu geben, Geld für Milchpulver zu brauchen. Ich schaute genauer auf die Milch in der Flasche, die mehr Wasser als Milch war. Die Gesichtszüge der Mutter drückten Sorge aus, der Junge könne sterben.

„Wie kann er davon leben?“, fragte Yuya.

Die Antwort war ein Blick mit einem Hauch von Zweifeln. Er muß sich noch aus einer anderen Quelle als dieser wässrigen Milchbrühe nähren, sagte ich mir im Stillen, denn Mohar sah mit seiner braunen Haut, seinen schwarzen Haaren und seinen leuchtenden braunen Augen vitaler und lebendiger aus als Mutter und Schwester. Es war ihm anzusehen, daß er nach der Mutter kam, die in jungen Jahren eine schöne Frau gewesen sein mußte. Ich öffnete die Arme, woraufhin sie mir Mohar reichte. Wieder schaute ich in seine wunderschönen, leuchtenden Augen. Seine Pupillen versprühten ein silbernes Licht direkt in meine hinein. Ich ging nah an ihn heran. Meine Nasenspitze berührte seine, während unsere Augen im Licht verschmolzen. Ein Blitzstrahl wanderte zwischen uns beiden hin und her, ließ uns im Licht baden. Plötzliche Leichtigkeit beseelte uns, als würde innerlich dieses Licht uns Flügel wachsen lassen, um uns gegenseitig zur Quelle dieses Lichts hinauszutragen. Unsere Augen blieben ineinander verhakt. So verbunden löste sich die Welt um uns

herum in Unschärfe auf, das gegenseitige Fokussieren unserer Kraft trug uns aus dem gewöhnlichen Alltag. In vollkommenen Augenblicken wie diesem drückt sich die Liebe aus, in Sekunden, Minuten, Stunden scheint das Rad der Zeit stillzustehen, weil eine unbekannte Musik des Herzens uns ergreift.

„Er wird überleben und Ihnen viel Glück bringen. Nicht Sie werden ihn retten, sondern er Sie. Und obendrein noch Ihre vier Kinder!“, sagte ich und gab ihr Mohar zurück.

Dieses Ritual passierte gewöhnlich jeden Tag. Die drei waren mir sehr vertraut. Auf diese Weise vergingen Monate. Ich gab ihnen jedesmal fünf oder zehn ägyptische Pfund.

Eines Tages aber war der Platz von Mohar leer. Ich fragte Herumstehende, wo er und seine Mutter wären. Keiner wußte es. Auch am nächsten Tag fehlten sie. Tagelang wartete ich vergebens. Sie blieben verschwunden. Vielleicht hat die Mutter vom Betteln genug, dachte ich. Doch nach zwei Wochen tauchte sie wieder auf. Sie erzählte Yuya ganz aufgeregt den Grund ihres Verschwindens auf arabisch.

„Weißt du, warum sie nicht kamen?“, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

„Die Polizei hat sie zusammen mit Mohar zehn Tage lang ins Gefängnis gesteckt!“

Warum denn?“

„Reine Willkür eines Polizisten. Den Mann kenne ich. Er stürzt sich vornehmlich auf Schwache“, antwortete Yuya. „Letztes Jahr verprügelte ein Kollege des jetzigen Polizisten mit Vorliebe Frauen und warf sie anschließend ins Gefängnis, weil sie auf dem Pyramidenplateau ohne Genehmigung Limonaden verkauften. Vor zwei Monaten hatte der Polizist bei einem Autounfall beide Beine verloren. Dieser hier ist sein Nachfolger“, fügte Yuya hinzu.

„Diese Bestien!“

Ich nahm den Kleinen wie gewohnt auf den Arm. Kaum aber war er von der Mutter getrennt, schrie er wie am Spieß. Die Idylle von einst war vorüber.

Ich zucke zusammen. Jemand ruft meinen Namen.

„Wo bist du mit deinen Gedanken?“, fragt Yuya und fügt süffisant hinzu, „die Pyramiden hast du wohl schon vergessen?“

„Mein Freund, wir brechen sofort auf“, zerstreue ich seine Zweifel.

„Wollt ihr noch mehr Tee?“, fragt uns der Wärter, der uns seine Gastfreundschaft angeboten hat. Und ohne auf eine Antwort zu warten, fragt er, „wie seid ihr überhaupt hierhergekommen?“

Unsere Pause wird sich wohl noch in die Länge ziehen, denke ich.

„Es kommen nie Ausländer an diesen Ort“, sagt der Wärter. „Keiner kennt unser Dörfchen. Es liegt zwar nicht weit von der Knickpyramide, doch benutzen die Touristen die Hauptroute. Diese hier kennt keiner. Also sagen Sie bitte, wie Sie hierhergekommen sind?“

Ich erzähle ihm die Wahrheit, etwas anderes bleibt mir nicht übrig. Ich vertraue meinem Glück. Er nuschelt unverständliche Worte vor sich hin, steht auf, geht zum Auto und steigt ein. Das tut er mit einer Selbstverständlichkeit, die mich verblüfft.

„Laßt uns ein Stückchen fahren. Ich will euch etwas zeigen.“

„Inshallah“, höre ich Yuya hinter mir ausrufen.

Und noch ehe wir uns versehen haben, befinden wir uns wieder auf der Hauptverkehrsstraße, fahren aber in die entgegengesetzte Richtung nach Süden. Zwanzig Minuten später stoßen wir wieder auf die Wüste. Wegen eines antiken Tempels befindet sich dort ein Wärterhäuschen der Ägyptischen Antikenverwaltung. Der Wärter will sich zu uns gesellen. Wenn das so weitergeht, denke ich, begleitet uns bald eine ganze Karawane von Wärtern. Die beiden Wärter führen uns zu einem koptischen Tempel, der Mazrouna heißt. Von Pyramiden weit und breit keine Spur.

„Unter dem Tempel liegt eine Pyramide“, behaupten sie.

Da ich aber keine vom Sand verschütteten Pyramiden, sondern welche, die schon ausgegraben sind, suche, wehre ich ab.

Inzwischen bittet Yuya den Taxifahrer, zu warten, und wir laufen los. Es ergibt sich einfach so. Meine Schritte folgen mechanisch einem Impuls. Irgendeine Kraft in mir läßt geschehen, was geschieht. Würde ich logischen Verstandes vorgehen, wäre ich längst am Ende. Nach einer Weile dreht sich der neu hinzugekommene Wärter um.

„Wir werden verfolgt“, sagt er.

Tatsächlich ist uns ein junger Mann auf den Fersen. Er ist höchstens achtzehn, schätze ich. Der Wärter meint, er wäre einer der Lastwagenfahrer, die Sand in die Zementfabrik bringen. Dabei zeigt er auf eine Straße, die dreihundert Meter südlich von uns in die Wüste führt, wo gerade vollbeladene Lastwagen, so groß wie Mondfahrzeuge, die Wüste verlassen. Der Junge kommt näher. Ich schreie ihm zu, wir würden seine Hilfe nicht benötigen, er möge bitte zurückbleiben. Auch Yuya bittet ihn höflich auf arabisch dasselbe. Er läßt sich aber nicht abwimmeln. Im Gegenteil, unsere Worte stacheln ihn an.

„Um Himmels willen“, stöhne ich, „noch mehr von diesen Wärtern und ich bin heute abend pleite!“

Der Junge holt uns ein. Wie unschuldig er aussieht! Er ist ja noch ein halbes Kind.

„Ich kenne diese Gegend gut. Die Wärter können zurückgehen. Ich begleite euch von nun ab“, bestimmt er mit verblüffender Sicherheit.

Donnerwetter, der Kerl hat Mumm, im Handumdrehen die beiden Wärter zu entlassen! Er verhält sich, als wäre er ihr Chef. Die Verwegenheit des Jungen imponiert mir.

„Du darfst uns gern begleiten“, sage ich automatisch.

Der Junge tauscht mit den Wärtern vertrauliche Worte aus. Sie scheinen sich gut zu kennen. Daraufhin verabschieden sich die Wärter von uns. Ich zahle sie aus und bedanke mich für ihre Hilfe. Der Junge lächelt mich triumphierend an. Ich bitte ihn, ein wenig über sich und die Gegend zu erzählen. Während er spricht, laufen wir weiter in die Wüste hinein. Meine Füße tragen mich wie von allein. Mein Gefühl sagt mir, nicht fehlzugehen.

„Ich habe vom Steuer meines Lastwagens aus gesehen, wie ihr mit den Wärtern beim Tempel wart. Ich habe mein Auto stehen und liegen lassen und bin euch gefolgt. Du mußt wissen, es kommen nie Ausländerinnen hierher. Und noch dazu so schöne. Woher bist du?“, wendet er sich neugierig an mich und verschlingt mich mit den Augen.

„Aus Deutschland, aber eigentlich bin ich schon eine halbe Ägypterin, denn ich wohne in Gizeh.“

Die Absicht des Jungen kann ich gut verstehen. Als Achtzehnjährige war ich genauso zielstrebig, wenn Ausländer in mein Provinznest kamen. Ihre Andersartigkeit wirkte wie eine magische Kraft auf mich.

Auch der Junge will wissen, warum wir hier sind. Yuya und er verwickeln sich in ein Gespräch auf arabisch. Ich laufe stumm neben ihnen her.

„Weißt du, wer der Junge ist?“, fragt mich Yuya nach einer Weile.

Ich schüttle den Kopf und schiele zum Jungen hinüber, der gerade etwas abseits steht, weit genug, um Yuyas Worte nicht hören zu können.

„Er ist der Enkel des Scheichs!“

Donnerwetter! Mir verschlägt es die Sprache. Nun verstehe ich auch, warum meine innere Stimme unentwegt darauf bestanden hatte, zum Scheich zurückzugehen.

„Halt dich fest“, sagt Yuya, „es sind nicht die einzigen Neuigkeiten. Der Junge kennt die geheimen Pyramiden. Er sagt, sie lägen nicht weit von hier.“

Ich atme erleichtert auf. Doch meine Intuition rät mir, skeptisch zu bleiben.

„Der Scheich ist dein Großvater?“ frage ich den Jungen.

„Ja“, sagt er, „der Scheich ist mein Großvater.“ Und setzt fort: „Ein Amerikaner war letztes Jahr hier und mein Großvater hat wegen der geheimen Pyramiden Probleme mit der Regierung bekommen. Vor neun Monaten tauchten ohne Voranmeldung Arbeiter von der Regierung auf und trugen Stein für Stein eine ganze Pyramide ab. Ob ihr’s glaubt oder nicht, kein einziger Stein blieb zurück. Und die unterirdischen Kammern schütteten sie mit Sand zu. Die Steine, die übrig geblieben waren, transportierten sie entweder ab oder zerschlugen sie.“

Das hört sich ja wie ein Krimi an.

„Ich glaube dir kein einziges Wort!“, sage ich.

Aber der Junge schwört, es sei die Wahrheit. Er sagt es mit einem Gesichtsausdruck, bei dem ich spüre, daß er nicht lügt. Ist er nicht viel zu jung, um zu lügen?, denke ich. Er kann die Tragweite dieser Tatsachen gar nicht ermessen. Er ist noch viel zu naiv. Er weiß nicht, was er sagt.

„Mein Großvater interessiert sich für Gold!“, berichtet der Junge weiter.

„Ach, deshalb ist er so reich! Heute mittag hat mich dein Großvater nämlich zum Tee in sein Haus eingeladen. Ich habe gesehen, wie reich er ist!“, sagt Yuya.

„Mein Großvater ist weit und breit der reichste Mann. Die LKWs, die Ihr gesehen habt, gehören ihm.“

„Ein einziger Lastwagen dieser Größe kostet Unsummen“, stellt Yuya fest und bohrt vorsichtig weiter.

„Alle gehören ihm?“

„Die ganze Flotte. Ich arbeite für meinen Großvater als LKW-Fahrer.“

„Wenn dein Großvater sich für Gold interessiert, ist er wohl als Grabräuber zu seinem Reichtum gekommen?“, kommt Yuya zur Sache.

Der Junge antwortet mit einem breiten Grinsen und schweigt. Ich setzte alles auf eine Karte und frage:

„Kannst du uns bitte die Stelle zeigen, an der die abgetragene Pyramide gestanden hat?“

„Kein Problem. Die Stelle ist ganz in der Nähe. Wir sind gleich da.“

Nach einer Weile bleibt er stehen, zeigt mit dem Finger auf einen Punkt im Sand und sagt: „Hier hat sie gestanden.“

Yuya und ich sind fassungslos. Es herrscht eisiges Schweigen. „Soll das die Stelle der Pyramide sein, die die Arbeiter der Regierung abgetragen haben?“, frage ich.

„Ja“, antwortet er, „exakt hier.“

Der Junge malt einen Kreis in die Luft, der den Umfang der ehemaligen Pyramide darstellen soll. Für einen Augenblick herrschen bei Yuya und mir Ratlosigkeit. Ich bin kurz davor, einen Lachanfall zu bekommen. Vorsichtshalber schlage ich Yuya vor, das Terrain näher zu erkunden. Wir machen einen Bogen um das markierte Gebiet. Nicht die geringste Spur einer abgetragenen Pyramide! Ich habe viele Pyramiden in Ägypten gesehen. Eine abgetragene Pyramide hinterläßt Spuren. Da gibt es Steine, die nicht weggetragen oder zerstört werden können. Es bleiben Splitter liegen, deren Farbe neu und die noch ohne Patina sind. Nichts dergleichen ist zu sehen. Wie kommt der Junge bloß auf eine solch aberwitzige Geschichte? Eine ganze Pyramide soll hier abgetragen worden sein? Eine Pyramide, die fünftausend Jahre alt ist? Absurd! So etwas kann sich ein Junge seines Alters nie im Leben ausdenken. Warum sollte er das? Obendrein behauptet er, die Regierung selbst hätte die Pyramide abtragen lassen, für deren Schutz sie eigentlich verantwortlich ist. Mich macht die Stellung des Jungen stutzig, der als Enkelsohn des Scheichs Zugang zu wichtigen Informationen des Großvaters hat. Er ist ein Zeuge von allem, was hier passiert. Mit der größten Selbstverständlichkeit behauptet er die unglaublichsten Dinge, weiß aber scheinbar selbst nicht, daß sie unglaublich sind, weil er sie jeden Tag zu Hause hört. Für ihn sind sie alltäglich. Er ist es gewohnt, offen darüber zu reden. Was ihm noch schwerfällt ist, Privates und Öffentliches zu unterscheiden. Er ist noch zu unverdorben und zu reinherzig, um ein doppeltes Spiel zu treiben, wie es die Erwachsenen um ihn herum tun. Nach den Ereignissen des Tages wundert mich nichts mehr. Wie bei einer Kettenreaktion kommt eins zum anderen. Wäre er nicht der Enkelsohn des Scheichs, würde ich ihn für verrückt halten. Was wäre gewesen, wenn ich nicht den Scheich heute morgen persönlich kennengelernt hätte? Dann würde ich die Tragweite seiner Worte gar nicht ermessen können. Die Angst des Scheichs vor der Regierung war nicht gespielt, auch wenn sie mir übertrieben vorkam. Da nun der Enkelsohn von der Goldgier seines Großvaters spricht, verstehe ich es plötzlich. Der Scheich hat Dreck am Stecken und will die Aufmerksamkeit nicht unnötig auf sich lenken. Jetzt fragt sich bloß, ob der Junge gewillt ist, uns die richtige Stelle zu zeigen, wo die abgetragene Pyramide gestanden hat, denn diese hier ist mit Sicherheit die falsche.

„Hör zu“, sage ich zu dem Jungen, „ich bin an Gold nicht interessiert. Ich bin keine Grabräuberin und möchte deinem Großvater nicht in die Quere kommen. Ich hänge die Sache nicht an die große Glocke. Ich behalte sie für mich. Ich bin keine Pressefotografin, sondern Künstlerin. Hinter mir steht niemand. Kein Auftrag- oder Geldgeber. Noch weniger eine Regierung. Mach dir also bitte keine Sorgen! Die Fotos, die ich mache, wird vorerst niemand sehen.“

„Also gut“, lenkt der Junge ein, „ich zeige euch die richtige Stelle.“

„Wo ist sie denn?“, frage ich.

„Am See“, antwortet er, „am westlichen Ufer.“

„Wo die Dünen sind?“, frage ich.

„Genau dahinter.“

Hab ich es doch geahnt! Der Mann von heute mittag, der auf die Dünen zeigte, wollte mir indirekt einen Hinweis geben.

„Es wird bald dunkel“, sage ich, „es ist sicherlich schon fünf Uhr. Schaffen wir es noch vor Sonnenuntergang?“

„Nur wenn wir uns beeilen!“, sagt der Junge.

„Dann laßt uns losgehen“, entscheide ich.

„Und was geschieht mit dem Taxifahrer?“, will Yuya wissen. „Wir müssen ihm

Bescheid geben, denn wir können im Dunkeln schlecht denselben Weg durch die Wüste zurückgehen."

Ach du liebe Güte, der Taxifahrer! In meiner Aufregung habe ich ihn ganz vergessen.

„Wie können wir ihm am besten Bescheid geben?"

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu ihm zurückzulaufen", antwortet Yuya.

„Wie dumm. Dann schaffen wir es heute nicht mehr", sage ich zerknirscht.

Yuya gibt mir mit einem Zeichen zu verstehen, mich mit dem Jungen nicht allein lassen zu wollen, denn er merkt, wie scharf er auf mich ist. Yuya hätte leicht allein gehen können, während ich mit dem Jungen warten könnte. Aber er besteht darauf, nur in Begleitung des Jungen zum Taxi zurückzugehen.

„Wir sind gleich wieder zurück", beruhigt er mich.

Ob sie wirklich zurückkommen?, frage ich mich nervös. Das einzige, was mir im Moment übrigbleibt**,** ist, Vertrauen zu haben und abzuwarten. Schließlich ist der ganze Tag voller Überraschungen gewesen. Zudem ist der Junge mir ja geradewegs in die Arme gelaufen. Die Pyramiden scheinen mich zu rufen.

Von weitem kann man den See sehen. An dieser Stelle waren wir heute morgen schon einmal, stelle ich fest. Wir drehen uns dauernd im Kreis. Vom Haus des Wärters, wo wir heute mittag Tee getrunken haben, bis hierher ist es auch ein Kreis. Ich kreise die Pyramiden ein. Wir sind einen Umweg gegangen. Was klug war, denke ich, sonst wären wir durch das Dorf des Scheichs gekommen, wo wir für neue Aufregung gesorgt hätten. Wir nähern uns jetzt vom anderen Ende her. Von hier erwartet uns keiner. Ich schaue mich um. Etwas weiter vorn entdecke ich einen moslemischen Friedhof, der in der Einsamkeit vor sich hindöst. Ich lege mich vor die Kapelle und mache ein kleines Nickerchen. Nach ungefähr einer Viertelstunde lassen mich Stimmen aufhorchen. Sie kommen näher. Es sind Kinderstimmen. Sie kommen vom See. Kurz darauf taucht eine Gruppe von Kindern auf, gefolgt von zwei Frauen. Kaum erspähen sie mich, bleiben sie wie angewurzelt stehen. Vor dem Friedhof muß ich den abergläubischen Ägyptern wie ein Gespenst vorkommen! Ein Mädchen schleicht sich langsam an mich heran. Ich stelle mich schlafend. Ein anderes Mädchen vollführt einen Teufelstanz zur Abwehr böser Geister. Im Hintergrund fuchteln die Frauen mit wilden Gebärden in der Luft herum. Sie brüllen unaufhörlich etwas zu mir herüber. Ich verstehe sie nicht, rühre mich nicht vom Fleck. Warum machen sie so ein Aufheben? Es lenkt bloß unnötig die Aufmerksamkeit auf mich. Ich will unauffällig bleiben! Sie werden noch das ganze Dorf zusammentrommeln mit ihrem Geschrei. Fehlt nur noch der Scheich!, denke ich besorgt. Mittlerweile haben sich die Kinder an mich herangepirscht. Sobald ich die Augen öffne, rennen sie schreiend davon. Jeder, den ich heute getroffen habe, hat versichert, es verschlage nie Ausländer in diese Gegend. Die Kinder haben wohl noch nie eine Ausländerin gesehen. Sie müssen mich mit einem Geist verwechseln. Kann ihre Anwesenheit nicht ein wenig unauffälliger vonstatten gehen? Kaum habe ich den Gedanken zu Ende gedacht, schreien alle auf wie am Spieß. Mein Gott! Sie sind außer Rand und Band. Die ganze Meute brüllt. Als ich mich aufsetze und ihnen direkt in die Gesichter schaue, rennen sie, von Panik ergriffen, davon. Sicherlich haben sie mich für eine Tote gehalten, die wieder aufersteht. Nun werden sie im Dorf von meiner Anwesenheit hier erfahren. Garantiert wird gleich der Scheich kommen. Besser, ich verlasse den Friedhof und verziehe mich auf den nächsten Hügel, um die Richtung, in die Yuya mit dem Jungen verschwunden ist, im Auge behalten zu können. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen. Gewiß ist Yuya längst auf und davon nach Kairo und der Junge lenkt seinen Lastwagen weiter. Wie komme ich jetzt nach

Gizeh zurück? Doch da läßt mich das Geräusch eines Motors aufhorchen. Es kommt aus der Richtung, in die die Frauen mit den Kindern verschwunden sind. Ein Auto nähert sich dem Friedhof. Direkt vor der Kapelle hält es an. Drei Männer steigen aus und laden etwas ab. Unter ihnen erkenne ich den Scheich. Hoffentlich kommt nicht ausgerechnet jetzt sein Enkel. Ungeduldig trete ich von einem Bein aufs andere. Da tauchen auch schon Yuya und der Junge auf. Kaum erspäht dieser seinen Großvater, geht er gewandt in Deckung, noch ehe ich ihn warnen kann. Er bleibt geduckt, bis sich der Großvater wieder entfernt.

„Wir haben nicht viel Zeit“, drängle ich.

„Mein Großvater darf auf keinen Fall erfahren, daß ich euch die Pyramiden zeige. Was immer auch passieren mag“, stellt der Junge zur Bedingung.

„Abgemacht“, versprechen wir, „es wird uns sowieso kaum jemand sehen können. Es wird gleich dunkel.“

Der Weg führt am westlichen Ufer des Sees entlang. Linker Hand ist die Knickpyramide, rechter Hand das Ufer. Zum Glück verdecken die hohen Dünen unsere Gestalten. Sie schützen uns auf natürliche Weise. Der Himmel färbt sich glutrot. Ehe wir uns versehen, stehen wir vor den ersehnten Pyramiden. Im Handumdrehen überschaue ich das Terrain. Ich zähle vier. Zwei sind freigelegt, zwei sind halb vom Sand verschüttet. Yuyas Vermutung, die geheimen Pyramiden würden in der Nähe der Schwarzen Lehmziegelpyramide liegen, war also richtig. Es ist die Stelle, zu der der Scheich heimlich hinübergeschielt hatte. Die Pyramiden sind auch nicht weit vom Haus des Wärters entfernt, bei dem wir Tee getrunken haben. Wir waren demnach heute, ohne es zu wissen, dem Ziel mehrere Male nahe. Die Pyramiden sind klein; schätzungsweise acht Meter hoch, acht Meter lang und vier Meter breit. Statt einer Spitze haben sie ein flaches Dach. Offiziell werden sie von den Ägyptologen der ersten Dynastie zugeordnet. Nach dieser Rechnung wären sie die ältesten Ägyptens. Demnach wären sie gegen Ende des vierten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung gebaut worden. Daneben gibt es noch ältere Überlieferungen, nach denen der Anfang der ägyptischen Kultur sich in der Finsternis der Zeit verliert. Lasse ich die Zeitdaten einmal beiseite und konzentriere mich statt dessen nur auf den Inhalt der Überlieferungen, so kann man zusammenfassend sagen, daß am Anfang die Götter, danach die Halbgötter und zum Schluß die Menschen regierten. Die Namen der Ahnen sind bekannt. Sie nannten sich Neter und Schemsu Hor*,* die Söhne des Horus also. Noch älter ist der Sonnengott Ra. Ra, der Sonnengott, war der Erste, der Vater und Schöpfer der anderen Götter, der Erschaffer aller Dinge. Er gilt als der Urahne und somit Vater der Pharaonen, die sich *Sohn des Ra* nannten. Der erste, der sich so nannte, stammte aus dem Alten Reich und hieß Chephren, ein Pharao der vierten Dynastie. Pharao bedeutet: „Der, der du sein willst.“ Was für ein Brauch, sich im Beinamen auf die Urahnen zu beziehen! Jahrtausendelang behielten die Pharaonen diesen Brauch bei. Ich hingegen, die ich fünftausend Jahre nach Chephren lebe, kenne meine Ahnen nicht mehr und somit auch nicht meine Wurzeln. Die Ahnen Ägyptens weisen auf eine unvorstellbare Vergangenheit zurück: „Die Sonne ist zweimal aufgegangen, wo sie nun untergeht, und zweimal untergegangen, wo sie nun aufgeht*“*, sagt eine durch Platon erhaltene Überlieferung eines ägyptischen Priesters.

Ra, der eigentlich Ré hieß, hatte zwei Brüder, wovon einer Thot und der andere Araragat gewesen sein soll, besagt eine altägyptische Legende. Thot wurde nach Mittel- und Südamerika geschickt und Araragat ins nördliche Indien, in die Himalaya–Region. Das Wegschicken Thots glich eher einer Verbannung, besagt eine weitere Geschichte, derzufolge Thot gegen die Familie rebelliert hatte.

Im 20. Jahrhundert wurden die Götter und Halbgötter aus der Zeitrechnung herausgenommen, nachdem sie Jahrtausende darin verblieben waren. Sie passen nicht ins Denkschema der heutigen Zeit. Wer hatte zuvor die Urahnen überhaupt in den Rang von Göttern erhoben? Mag sein, daß die Götter den Menschen glauben ließen, sie wären welche. Das tun sie ja heute noch. Sie hatten Namen wie die Sterblichen, waren, wie schon gesagt, eher wirkliche Wesen als reiner Geist. Das Verblüffende an der Bedeutung ihrer Namen sind ihre archetypischen Zustände des menschlichen Unterbewußtseins. Das behaupten zumindest Archäologen und Psychologen. Wie schon erwähnt, ist das Vergangene im Unterbewußtsein gestaut. Nichts ist verloren. Alles bleibt erhalten, auch wenn es unbewußt ist. Ob es wahrgenommen wird oder nicht, die unbewußten Zustände wirken weiterhin, haben ihre Magie. Hätten die Wesen nicht ihre Entsprechung in der menschlichen Psyche, könnten sie gar nicht bewußt werden. Wahrscheinlich hat mich Ägypten deshalb so angezogen, weil hier tiefenpsychologisch mein Urgrund liegt, meine geistigen Ahnen also? Die Königsliste des alten Ägyptens, auf die sich die offizielle Zeitrechnung stützt, wurde paradoxerweise erst niedergeschrieben, als die ägyptische Kultur bereits untergegangen war. Ich stelle mir vor, wie heute jemand eine Königsliste der letzten dreitausend Jahre anfertigt, die sinnigerweise erst in zweitausend Jahren als Dogma gelten würde.

Yuyas Stimme reißt mich aus den Gedanken.

„Der Enkel des Scheichs ist verliebt in dich."

„Wie bitte?"

„Der Junge ist scharf auf dich. Die ganze Zeit redet er nur von dir. Er bettelt, wenigstens einen Kuß zu bekommen."

„Der Junge ist verrückt geworden. Ich könnte seine Mutter sein!"

„Es ist ihm vollkommen egal", höre ich Yuyas Worte im Säuseln des Abendwindes.

„Schaut! Am Himmel leuchtet ein wunderschöner Stern", lenke ich vom Thema ab und zeige mit dem Finger nach oben.

„Er leuchtet jeden Abend nach Sonnenuntergang", antwortet der Junge naiv.

„Es ist Venus. Sie bringt dich ganz durcheinander", sage ich schmunzelnd. In Ägypten ist es ein Tabu, einer Frau offen Avancen zu machen. Sex ist die Achillesferse der Ägypter. Der Junge hält sich somit nicht an die Spielregeln. Wir sind also beide vom selben Geist. Das Mißverständnis zwischen mir und ihm hätte im Augenblick allerdings nicht größer sein können. Ich bin diese Mißverständnisse gewohnt. Frauen, die wie ich allein reisen, gelten in Ägypten als Freiwild.

„Unterhaltet euch ruhig ein wenig weiter über mich", sage ich beiläufig zu meinen Begleitern und wende mich wieder den Pyramiden zu.

Ihr Anblick flößt Ehrfurcht ein. Ihr Alter ist ihnen anzusehen. Der Wind der Zeit hat sie erodiert. Wären zwei davon nicht freigelegt, hätte ich nie unter den unförmigen Steinhaufen Pyramiden vermutet. Was diese Steine alles wissen mögen! Gebt mir euer Wissen! Ich möchte wissen, was ihr wißt! bitte ich sie stumm. Diese Pyramiden haben keine Namen oder ihre Namen sind verlorengegangen. Die Knickpyramide nebenan dagegen schon. Sie heißt Snofru. Wer hat sie Snofru zugeordnet? Wer hat der Großen Pyramide von Gizeh den Namen von Cheops gegeben? Es gibt keinen Beweis für die Behauptung, Pharao Cheops habe die Pyramide, die seinen Namen trägt, als sein Grabmal bauen lassen, und übrigens soll Snofru der Name eines Landstrichs gewesen sein, nicht der eines Pharaos.

Pyramiden ziehen mich an, weil sie das Gegenstück zur Fotografie sind und mir etwas über das Uralte vermitteln. Die Fotografie hat mich mit der Zeit vertraut

gemacht. Das Neue hat seinen Anfang im Alten. Der Körper ist vergänglich. Was bleibt, ist ein Haufen Knochen. Das Stoffliche ist vergänglich, während die Ewigkeit einem Lied gehorcht, das sich jedesmal von neuem Ausdruck verschafft. Nicht der Ausdruck oder die Form ist die Ewigkeit, sondern die Kraft, die sie geschaffen hat, der Geist. Er drückt sich in der Zeit aus. Die Ägypter kannten die Zeit. Sie kennen sie heute noch. Die Pyramiden sind die einzigen Zeugen des Uralten.
Die Erinnerung an meine Vorfahren ist verloschen. Welch ein Unglück. Wie soll ich da je meine Wurzeln kennenlernen? Wie kann ich je meinen eigenen Kern erreichen, ohne meinen Urgrund zu kennen? Meine Mutter interessiert sich nicht für ihre Herkunft. Vielen Freunden und Kollegen sind ihre Ahnen ebenfalls egal. Sie halten sie für unwichtig. Sie können nicht viel über sich erzählen, weil sie nichts erlebt haben, außer einer Kette an Belanglosigkeiten. Eine seltsame Schwingungslosigkeit geht von ihnen aus, als ob sie gar nicht richtig existierten. Sie sind das Gegenteil von Pyramiden. Einmal namenlos unter grünem Rasen beerdigt, werden sie im Tod genauso wenig präsent sein wie im Leben. Ich dagegen möchte einen Stein haben, auf dem mein Name steht.
Bauwerke wie Pyramiden stehen dem modernen Denken konträr gegenüber. Sie konfrontieren mit einem Alter, das mir in Deutschland unbekannt ist. Die Häuser meiner Stadt sind ein, zwei Generationen alt. In den letzten beiden Kriegen sind viele Städte zerstört worden. Nicht nur das mangelnde Wissen über meine Vorfahren betrübt mich. Schlimmer ist das Gefühl, mir selbst eine Unbekannte zu sein. Ich weiß nichts über meinen Ursprung. Ich suche ihn im Wüstensand. Ich bin genauso verweht wie die uralten Pyramiden vor mir, denke ich.
Um mir nicht länger ein Rätsel zu sein, bin ich nach Ägypten gekommen. Hier sind die ältesten Zeugnisse der Erde. Kaum geriet ich in Resonanz mit den alten Bauwerken, öffnete sich in mir unmerklich ein Tor. Ich konnte mich plötzlich an Ereignisse erinnern, die ich nach herkömmlichen Überzeugungen nicht wissen konnte.

Die Seele erahnt, was sie sucht, und folgt tastend den Spuren ihres dunklen Verlangens.

Das Geheimnis scheint auf dem Grund meines eigenen Wesens verborgen zu liegen. Ich kann diese Tatsache nicht oft genug ins Auge fassen. Nicht durch Leugnung der Ahnen löse ich das Problem. Es hat keinen Sinn, die Ahnen zu verleugnen, denn sie geistern als Teile von mir in meinem Unterbewußtsein, was ich allzu oft feststellen mußte. Es geht um die Bewußtwerdung ihrer Kraft. Um ihrer bewußt zu werden, verlagerte ich meinen Fokus nach innen. Da ich als Teil der Menschheit den Ursprung allen Seins in mir trage, wäre es sinnlos, länger in der äußeren Welt danach zu suchen. Statt weiter die Welt zu betrachten und daran zu verzweifeln, betrachtete ich besser mich selbst. Es gibt nichts Geheimnisvolleres als die eigene Lebensgeschichte. Solange ich mich nicht erkennen kann, erkenne ich auch nicht die Welt. Die Fotografie hat mich Sehen und Wahrnehmung gelehrt. Beides geht über das eigene Selbst. Es ist, als wäre die Welt nur das eigene Selbst. Im Selbst ist die Welt an sich verborgen. Ich sehe nicht die Welt. Ich sehe mich. Der Weg zum Du ist der Weg über das Ich, ein Gedanke, der sich nicht oft genug vergegenwärtigen läßt. Zum Ich gehören auch die Ahnen. Wie in einem Puzzle setze ich Stück für Stück zusammen, was in mir zerteilt war, um ganz sein zu können. Ich stehe auf und laufe um die vier Pyramiden herum. Sie entsprechen demselben Typus. Nachdem ich sie eine Weile betrachtet habe, klettere ich auf eine hinauf. In

der Mitte ist ein tiefer Schacht, der ins Innere der Pyramide führt. Der Junge ist inzwischen nähergekommen und steht neben mir. Ich erwarte, er möge mich um einen Kuß bitten. Statt dessen schaut er auf den Schacht und sagt:

„Die Pyramiden haben viel Gold gehabt."

„Weißt du das von deinem Großvater?"

Wieder grinst er nur und schweigt. Ich will nicht weiterbohren. Mir reicht, was ich weiß. Ich beginne zu fotografieren, gehe Schritt für Schritt noch einmal um die Pyramiden herum. Sie haben einen rechteckigen Grundriß. Die Steine, mit denen sie gebaut wurden, sind primitiv mit Mörtel und Sand übereinandergeschichtet und haben nichts Außergewöhnliches. Die Konstruktion sieht baufällig aus. Die Außenverkleidung ist abgefallen und entblößt das unansehnliche Pyramidenfleisch. Steine des Mantels stecken noch vereinzelt in der untersten Schicht des Fundaments. Sie sind glatt geschliffen und weiß. Nur die äußersten Steine sind fugenlos aneinandergesetzt. Mit dem weißen Steinmantel müssen die Pyramiden einst hell im Sonnenlicht geflimmert haben. Die Vorstellung versöhnt mich mit dem gegenwärtigen Anblick. Sie ähneln nicht im geringsten ihren angeblichen Nachfahren, den drei Pyramiden von Gizeh. Die Große Pyramide von Gizeh ist für mich der Gradmesser sämtlicher Pyramiden. Sie hat ein Gewicht von sieben Millionen Tonnen mit einer Masse von neun Millionen Kubikmetern. Meine Wohnung liegt gleich nebenan. Durch die Nähe ist sie mir sehr vertraut. Jeden Morgen gilt mein erster Blick ihr. Auch mein letzter. Ich gehe gewöhnlich drei- bis viermal wöchentlich in sie hinein. Und das schon seit Jahren. Bis heute bleibt sie den Menschen ein Rätsel. Viele halten sie für ein Grabmal, was meiner Ansicht nach nur beweist, wie wenig die Menschen heute etwas von Pyramiden verstehen. Eine Mumie ist nie gefunden worden.

Die Form der Großen Pyramide entspricht einer Raute. Ich weiß, daß menschliche Zellen in ebenjener Form schwingen. Der Schlüssel zum Verständnis ist im Licht unserer Zellen zu suchen. Jede Zelle ist ein hohler Raum, ähnlich den Hohlräumen, auf denen Musik gespielt wird. Jeder hohle, leere Raum vibriert, wenn in ihm ein Klang entsteht. Die Cheops-Pyramide ist ein Gebäude mit vielen leeren Räumen, Gängen und Tunneln. Analog sind die Resonanzstellen der hohlen Räume im Körper, in denen etwas zum Klingen gebracht wird. Der ganze Mensch vibriert, wenn in ihm ein Klang schwingt. Die ganze Cheops-Pyramide vibriert, wenn in ihr ein Ton anklingt. In den Tönen schwingen Energie und Geist mit. Die Naturgesetze gelten hier in gleicher Form wie für die energetischen Vorgänge in den Zellen, im Fluß strömenden Wassers oder der Bewegung von Elektronen. Der reine Klang ist eines der intensivsten Ausdrucksmittel, der auch für das einzeln gesprochene Wort gilt. Er wird an Wirkung nur von der Stille übertroffen. In der schwingenden Königskammer ist der Widerhall gesprochener Worte viele, viele Male stärker als der Grundton. Als Ergebnis sind Worte nur noch als Klang vernehmbar, was sie von Natur aus auch sind. Der Inhalt geht unter. Der Grundton wird durch den Schall vertausendfacht. Bei starker geistiger Konzentration klingt und vibriert der ganze Raum. Man hat das Gefühl, die Pyramide krache zusammen.

Was atmet, tönt.

Licht als Musik empfangen und in Wasser, sprich Leben, umwandeln. Aus der Erde wird Licht, aus Licht wird Wasser, aufsteigend, absteigend. Um dies geschehen zu lassen, ahmt die Pyramide das Grundprinzip der Zellen und Atome nach. Als geometrische Form bildet der Grundriß der Pyramide ein vollkommenes Quadrat und jede

ihrer vier Seiten wiederum ein gleichseitiges Dreieck, welches sich gleichmäßig nach innen neigt und nach oben erhebt bis sich die vier in einer Spitze treffen, die genau im rechten Winkel senkrecht über dem Mittelpunkt der Grundfläche liegt, in dem die beiden Diagonalen der Grundfläche sich schneiden.
Zudem steht die Pyramide auf Wasser, und der Kalkstein, aus dem sie überwiegend besteht, zieht Wasser an. Die flüssige Luft ist beabsichtigt, denn sie hat eine Funktion. Wasser leitet den Schall viele Male schneller als Luft. Trockene Luft ist kein idealer Tonträger, jedoch flüssige Luft. Der Mensch selbst ist wie ein Musikinstrument aus flüssiger Luft (Blut und Atem). Beim Singen fühlte ich mich wie eine vom Körper befreite Seele an, die frei durch den Äther streift. So betrachtet ist die Pyramide ein Hort des Atems, Luft ein- und ausatmend. Atem ist Geist. Geist ist Äther. Der Atem ist die Verbindung der Menschen zum Universum. Genauso wie das Universum ein- und ausatmet, atme ich. An einem Tag atme ich rund 26.000 Mal ein und aus. Die Zahl 26 000 entspricht einem Präzessionszyklus der Sonne. Sie taucht überall in der Pyramide auf. Wo viele Menschen ein- und ausatmen, ist Kalkstein ideal für die Wasserabsorbierung, denn er reagiert wie ein Schwamm. Auch bei Erschütterungen gibt er sich weich wie Wasser.
Menschen, die die Königskammer der Großen Pyramide betreten, sind manchmal enttäuscht. Ein leerer Raum mit schmucklosen Granitwänden schaut sie an. Einzig ein Granittrog zum Anfassen steht da. Ansonsten gibt es nicht viel zu sehen. Doch der rechteckige Raum hat es in sich. Die Diffusion des Schalls läßt gigantische Interferenzen entstehen. Lasse ich einen Laut aus meinem Mund klingen, beginnt er sofort im hohlen Raum zu schwingen, wandert durch die fünf leeren Entlastungskammern über mir, durch die riesige, leere Galerie draußen, durch Gänge und Tunnel bis zur Königinkammer und tiefer bis zur unterirdischen Kammer, kommt zurück, wo ich ihn auffange und schnell wieder auf den Weg schicke. Das Spielen mit dem Schall mutet wie Musikspielen an, ich gebe einen Ton ab, der schwingt, die Schwingung erreicht die Mauer, die den Ton aufgreift, daraus ihren eigenen formt, ihn abgibt, und er schwingt zu mir zurück. Durch das Zusammenspiel entsteht ein ganzes Tongeflecht, einem geknüpften Teppich aus Tönen ähnlich, bei dem ich als einzige Akteurin durch die Stimmen mehrerer Tonlagen die Illusion eines mehrstimmigen Chores erzeuge, bei dem ich nicht weiß, wie der Teppich am Ende klingen wird, denn sämtliche Töne geschehen spontan. Ich habe das Gefühl, im Resonanzraum eines gigantischen Instrumentes zu sein, welches durch das Vibrieren der Töne zittert und schwingt. Ein Ton, der in einem kleineren Hohlraum wie der Königskammer angestimmt wird und in einen großen Hohlraum, hinüber in die Große Galerie, schwingt, erzeugt einen unglaublichen Schall. Die Wirkung ist so stark, daß mein ganzes Sein Klang ist. Es läßt das Feste in mir vergessen. Ich singe und singe. Einen ganzen Tag, eine ganze Woche, einen ganzen Monat lang.

Ein Ton läßt sich nicht anhalten.

Resonanz spielt auch im Mayakalender eine grundlegende Rolle. Er beeinflußt die biologischen Zellen, indem er den Körper dem Wirken des Holons aussetzt. Ein Holon ist die kleinste Einheit der Zeit, genauso wie, grob gesagt, ein Atom die kleinste Einheit des Raumes ist, obwohl in der Zwischenzeit noch kleinere Einheiten entdeckt wurden. Die Große Pyramide hat genau die Form, in der ein Holon schwingt. Es stimmt also, was die Ägypter behaupten, daß die Große Pyramide schon immer da gewesen sei und etwas mit der Zeit zu tun habe. Zeit ist ihr Lehrmeister. Sie ist auch mein Lehrmeister. Das ist der Grund, warum ich mir viel

Zeit nehme. Ich sehe mich als Königin der Zeit an. Was ich mache, geschieht durch viel Zeit. Unzählige Male war ich der Energie der Großen Pyramide ausgesetzt, um sehen zu können, was passiert. Die Amnesie, die mein Bewußtsein umhüllte, wich. Ich sah mich verschiedenen Identitäten gegenüber, die ich als Teile meiner selbst erkannte. Da der Mayakalender und die Große Pyramide beide im Kern ein Holon beinhalten, bewirken sie beide dasselbe. Deshalb haben sie dieselben Zahlen. Ich spiele weiter mit Thot das Spiel 52, der mich im Traum noch begleitet.
Die Pyramide ist darüber hinaus völlig schmucklos. Doch war dem nicht immer so. Zecharia Sitchin, Autor vieler Bücher über den Ursprung der Menschheit, zitiert einen der im Wüstensand gefundenen Texte, der vermutlich das Innere der Großen Pyramide beschrieb:
„… Im Gegensatz zu den Gängen, wo nur ein gedämpftes grünes Licht glühte, *glitzerte die Galerie in allen Farben. Ihr Gewölbe ist wie ein Regenbogen; hier endet die Dunkelheit. Die vielfarbigen Lichter wurden von 27 verschiedenen Kristallpaaren ausgestrahlt, die im gleichen Abstand auf beiden Seiten der Galerie die ganze Länge einnahmen. Diese Steine befanden sich in Aushöhlungen unter den Rampen, und jeder Kristall erstrahlte in einer anderen Farbe, wodurch die Regenbogenwirkung entstand.*“
Pyramiden sind Feuerberge, die Wasser anziehen, weil Feuer und Wasser Gegensätze sind, die sich anziehen. Oben sind Pyramiden Feuer, unten Wasser. Symbolisch gesehen repräsentiert das Wasser das Unterbewußtsein oder die Unterwelt. Feuer die Oberwelt, den Himmel also. Der Mensch entspricht demselben Muster: unten Wasser, oben Feuer. Er ist in der Lage, Feuer und Wasser in sich zu vereinen. Beide Elemente verkörpern die Gegensätze der Dualität. Indem man sie ausgleicht, kehrt man zur kosmischen Einheit zurück. Wasser ist auch die Seele, BA. Das Feuer oder der Geist ist KA. KA kommt nur mit BA, d. h., der Geist kommt mit der Seele. Ägypten bleibt somit unbewußt mit dem Weltbild seiner Ahnen verbunden. Das Feuer der Pyramide und das Wasser des Grundes erzeugen ein elektromagnetisches Feld, das die Pyramiden zu lebendigen Organismen werden läßt.
Diesen Weg will ich gern gehen. Durch Integration die zersplitterten Teile meiner Ganzheit zurückgewinnen! Die Große Pyramide zu betreten heißt, durch mein eigenes Spiegelbild hindurchzulaufen**.** Ein Spiegel, in dem ich Vergangenes sehe. Traumbilder, die meine Erinnerung zurückbringen. Spiegelungen sind reine Magie der Schöpfung. Wer mit Lug und Trug in den Spiegel schaut, dem wird Lug und Trug zurückgespiegelt. Der Spiegel reflektiert genau das, was in ihn hineinprojiziert wird.

Yuyas Stimme unterbricht meine Gedanken.
„Wir müssen uns beeilen. Die Pyramide, die von den Regierungsarbeitern abgerissen wurde, liegt nebenan. Willst du sie noch schnell sehen?“
„Unbedingt.“
Wir ziehen los und bleiben am Rande einer kraterförmigen Mulde stehen. Sie ist noch frisch und enthielt zweifellos eine abgerissene Pyramide. Beim Anblick läuft mir ein Schauer über den Rücken. Ein einziger Monolith ist verblieben. Er liegt noch an seiner ursprünglichen Stelle. Er mag drei Meter lang, anderthalb Meter breit und ebenso hoch sein. Frische Steinsplitter liegen verstreut herum. Sie stammen von den Bruchstellen der Steine, die abgerissen wurden. Ihr hellerer Ton verrät sie. Der Abriß

muß erst vor kurzem stattgefunden haben. Unter dem Monolith führte ein Gang in den unterirdischen Bereich. Der Eingang ist noch zu sehen. Der Monolith konnte von den Arbeitern nicht wegtragen werden, weil er zu schwer ist. Auch hier stecken noch weiße Quader der Außenverkleidung im Fundament, die nicht aus der Verankerung gerissen werden konnten. Deshalb hat man versucht, sie mit Sand zu verschütten. Die Bruchstellen sind schneeweiß. Normalerweise nehmen ursprünglich weiße Steine in der Wüste eine Färbung an. Nach vielen Jahren werden sie matt und braun. Ich breche eine Stelle ab, um sicher zu sein. Der innere Teil, der nicht der Wüste ausgesetzt war, ist schneeweiß.

„Du hast vorhin gesagt, manche Steine wären von den Regierungsarbeitern zertrümmert worden. Was meintest du damit?“, wende ich mich an den Jungen.

„Manche Steine haben die Arbeiter in der Erde vergraben.“

„Warum?“

„Um sie zu verstecken.“

„Vor wem?“

„Vor der Welt.“

„Weißt du, wo die Steine vergraben sind?“

„Auf dem Grund des Sees.“

„Wie bitte?

„Auf dem Grund des Sees“, wiederholt er. „Es sind die Steine des unterirdischen Tempels.“

„Kennst du die Stelle?“, frage ich.

„Ja.“

„Ist sie mit Wasser zugedeckt?“

„Noch nicht“, versichert er, „wenn ihr wollt, kann ich sie euch zeigen.“

Da der See ganz in der Nähe liegt, willige ich ein. Der steigende Wasserspiegel hat seine maximale Höhe noch nicht erreicht. Die dunkle Färbung des Ufersandes zeigt an, wie hoch er noch steigen wird. Die Regierungsarbeiter haben nicht gründlich gearbeitet. Einen der Grundsteine haben sie vergessen zu vergraben. Ich erkenne ihn an seiner quadratischen Form. Seine charakteristische Patina deutet auf ein undenkliches Alter hin. Die im Seegrund verscharrten Steine sind deutlich an ihren Umrissen zu erkennen. Sie sind kaum mit Sand bedeckt.

In ein paar Wochen werden diese Steine vom Wasser verdeckt sein, vermute ich. Wie raffiniert! Was, um alles in der Welt, hat die ägyptische Regierung dazu getrieben, die Pyramiden zu zerstören und anschließend die Spuren zu verwischen?

„Wir müssen los! Im Dunkeln werden wir uns verirren!“, drängt Yuya.

Bevor wir aufbrechen, gebe ich dem Jungen noch einen Kuß. Er hat ihn redlich verdient.

Nach zwanzig Minuten Fußweg erblicken wir von weitem unser Taxi. Der Fahrer ist von mehreren Gestalten umringt. Ahnungslos gehen wir auf die Gruppe zu. Zwei unbekannte Männer begrüßen uns freundlich.

„Woher kommt ihr?“

„Vom See“, antworte ich unbekümmert. Die Männer zücken plötzlich ihre Ausweise und geben sich als Militärangehörige in Zivil zu erkennen.

„Sie sind verhaftet“, sagt der Ältere von beiden.

„Was? Warum denn?“, frage ich ungläubig.

„Weil Sie militärisches Sperrgebiet betreten haben. Wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist?“

„Woher sollte ich das wissen? Es gibt keinen Zaun, der das Gebiet absperrt“,

protestiere ich.

„Haben Sie nicht die Schilder gelesen?“

„Welche Schilder denn?“

Er bittet mich, ihm zu folgen. Nach einer Weile leuchtet er mit der Taschenlampe in die Richtung, aus der wir gekommen sind. Im Lichtkegel taucht ein Schild auf: *Sperrgebiet der ägyptischen Armee. Betreten verboten!*

„Es tut mir leid, das hab ich total übersehen“, entschuldige ich mich und suche in meiner Verlegenheit Yuya mit den Augen. Der ist gerade mit dem anderen beschäftigt. Yuya gibt mir ein Zeichen, ich solle sie bestechen. Also halte ich dem Herrn unauffällig einen Geldschein hin.

„Wir sind von der ägyptischen Armee“, sagt seine entschlossene Stimme, die mir klarmacht, sie wären nicht käuflich.

Er fordert mich auf, mit ins Hauptquartier zu kommen.

„Wo ist das?“, will ich wissen.

„Bitte steigen Sie ins Auto. Wir fahren Sie dorthin.“

Die ersten Ägypter, die nicht bestechlich sind, denke ich auf der Fahrt. In sieben Jahren meines Ägyptenaufenthaltes hat ein ganzes Heer von Polizisten, Wärtern und Beamten gegen Zahlung eines Trinkgeldes ihre Dienste angeboten. Aber das Nein eines Ägypters ist kein unerbittliches Nein. Es ist ein weiches, nachgiebiges, verspieltes Nein, das gern zum Ja hinüberschwenken möchte. Geduld und Zufall öffnen in Ägypten fast alle Türen.

Ich schaue mich im Auto um. Da sind die beiden Armeemänner, Yuya, unser Taxifahrer und ich. Und wo ist der Junge? Beim Tumult der Verhaftung haben wir ihn aus den Augen verloren.

„Ist das Hauptquartier weit?“, frage ich, um die Stille zu unterbrechen.

„Nein“, sagt der Ältere, der auf dem Beifahrersitz Platz genommen hat, „wir sind gleich da.“

Und tatsächlich, nach ungefähr fünf Minuten Fahrt halten wir. Kaum sind wir angekommen, werden wir aufgefordert, zum General zu kommen. Ich mache nicht die geringsten Anstalten, aus dem Auto zu steigen, und denke: Nur mit Gewalt! Sie merken es und lassen mich unbehelligt im Auto sitzen. Die Militärs verschwinden mit Yuya und dem Taxifahrer im häßlichen Gebäude des Hauptquartiers. Inzwischen ist es Nacht geworden. Hier draußen brennt kein Licht. Ich brauche eine Weile, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben. Nicht weit von der Heckscheibe entfernt sehe ich zwei Männer. Einer redet ununterbrochen auf den anderen ein. Beim genaueren Hinsehen erkenne ich den Jungen. Aha!, denke ich, die Männer vom Militär haben ihn abgesondert, damit er nicht mit uns in Verbindung gebracht wird. Er wird nicht verhört werden. Sein Name wird nicht protokolliert werden. Es droht ihm keine Strafe. Der General ist sicherlich mit dem Scheich befreundet. Sonst könnte er ja nicht ohne weiteres die Pyramiden ausräumen. Wieso verhaftet er nicht den Scheich? Oder die Arbeiter, die die Pyramide zerstört haben? Warum verhaftet er nicht den Chef der Pyramiden, der als Meister ägyptischer Scheinheiligkeit jeden ins Gefängnis werfen läßt, der Hand an die Altertümer legt? Warum verhaftet er nicht die Regierungsbeamten, die den Auftrag für die Zerstörung gegeben haben? Ich habe die Pyramiden nur fotografiert. Ist das etwa ein Verbrechen? Hier steht alles auf dem Kopf! Da das Armeegelände nur oberflächlich umzäunt ist, kann es ihnen mit der Absperrung nicht ernst sein, denke ich. Natürlich, sie haben das Gebiet nicht abgesperrt, weil das ganze Dorf eine Absperrungszone ist. Jeder, den ich heute getroffen habe, hat zu verhindern versucht, zu den verbotenen Pyramiden zu gelangen. Was der Junge mir erzählt hat, weiß jeder hier. Ist es den Bewohner denn

nicht bewußt, daß das Militär und die Machthaber dahinter korrupt sind? Die Pyramiden gehören allen Ägyptern. Welches Geheimnis bewahren denn die Pyramiden, um soviel Furcht auszulösen? Warum will mich heute jedermann abhalten, zu ihnen zu gelangen, einschließlich Yuya? Diese Fragen stürmen unaufhörlich auf mich ein.
Ich schaue zum Jungen und seinen Vernehmer hin. Ich bewundere die Beherrschung des Jungen. Er hat sich fest im Griff. Die Militärs werden sich hüten, ihn der Öffentlichkeit preiszugeben. Der Junge ist ihr schwacher Punkt. Mit seiner Stellung und seinem Wissen hat er sie in der Tasche. Sie können nichts gegen ihn unternehmen. Der Armeetyp redet und gestikuliert auf ihn ein. Doch der Junge bleibt stumm. Ich mache mich auf eine lange Nacht gefaßt. Nach und nach werden mir die Zusammenhänge klarer. Der freundliche Wärter, zum Beispiel, der uns am Nachmittag zum Tee eingeladen hat, hat in Wirklichkeit nichts anderes gemacht, als mich von den verbotenen Pyramiden abzuhalten. Er bewacht nämlich den Zugang zu ihnen von seinem Dorf aus. Immerhin erfuhr ich durch ihn einen wichtigen Umstand. Die Villa des stellvertretenden Chefs der Antikenverwaltung liegt gleich nebenan. Der Wärter hat sie mir gezeigt. Es ist das schönste Haus weit und breit. Von seinem Fenster aus kann der Chef direkt auf die geheimen Pyramiden schauen. Alle vier also, der Scheich, der General, der stellvertretende Antikenverwalter und der Pyramidenchef arbeiten Hand in Hand. Das ganze Dorf ist von ihnen abhängig. Vor der Mafia geht jeder in die Knie. Angesichts dieses schwerwiegenden Umstandes sehe ich schwarz für mich. Ich sehe mich bereits in einem dreckigen Knast landen. Und ahne noch Schlimmeres. Was wäre, wenn sie mich als unliebsame Zeugin einfach im Wüstensand verschwinden lassen würden? Kein Mensch würde je die Wahrheit erfahren! Bestimmt quetscht der General Yuya gerade im Verhör aus. Was sie anscheinend am meisten fürchten, sind meine Fotos. Der Witz der Sache ist, daß ich in der einbrechenden Dunkelheit kaum Fotos gemacht habe. Einen Blitz habe ich nicht dabei. Es wäre auch unklug gewesen, denn ein Blitzlicht hätte unsere Anwesenheit von weitem verraten. Ich halte die wenigen Polaroids in der Hand, die mir gelungen sind. Ich muß sie sofort verstecken. Gewiß wollen sie vor allem den Film meiner Nikon haben. Schnell verstaue ich die Polaroids unter dem Sitz. Dann denke ich, es sei sinnlos, sie im Auto zu verstecken! Das Militär wird das ganze Auto durchsuchen. Wer weiß, was Yuya ihnen alles ausplaudert. Wie oft habe ich schon erlebt, daß sich Freunde unter Druck haben einschüchtern lassen! Ich male mir aus, wie ich zum General geführt und was ich ihm erzählen werde. Die Aussagen von Yuya und mir müssen sich schließlich decken. In Gizeh kenne ich einen Mann, der im Gefängnis gewesen ist und mir von den miserablen Verhältnissen erzählt hat, die darin herrschen. Daher ist mir die Vorstellung, in einem ägyptischen Gefängnis zu landen, der größte Horror und das letzte, was ich mir wünsche.
Zwei Gestalten bewegen sich auf das Auto zu, vermutlich die Soldaten, die mich zum Verhör abführen sollen. Mir wird ganz mulmig. Doch da taucht zu meiner Erleichterung das Gesicht Yuyas auf. Seine Miene wirkt entspannt.

„Laß uns nach Kairo zurückfahren!“, sagt er und steigt ein.

„Alhamdullillah! Wie hast du das geschafft?“, schreie ich vor Freude.

„Ich bin müde, laß uns schnell von hier weggehen!“, antwortet er, ohne auf meine Frage einzugehen. Auf der Rückfahrt herrscht eisiges Schweigen. Aber ich kann meine Neugier nicht länger bezwingen.

„Was genau hast du dem General erzählt?“

Yuya schweigt. Aber meine Wissensgier ist stärker.

„Was hast du dem General erzählt?“

Yuya seufzt.

„Der General wollte wissen, woher ich komme, und da hab ich's ihm gesagt und beiläufig erwähnt, daß meine Familie mit dem Chef der Geheimpolizei, der aus demselben Dorf kommt, vertraut sei. Da hat der General schweigend das Protokoll aus der Schreibmaschine gerissen und in den Papierkorb geschmissen. Sie sind frei! Sie können gehen, hat er gesagt. Und das ist alles", erzählt Yuya tonlos.

Ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Auf einmal wird mir klar. Yuya ist in Wirklichkeit ein Agent des ägyptischen Geheimdienstes. Man hat ihn mir zur Seite gestellt, um mich zu beschatten.

Ich erinnere mich wieder an den Tag, an dem ich Yuya zum ersten Mal getroffen habe. Das muß nun zwei Jahre zurückliegen. Ich hatte mir damals in Kairo wie gewöhnlich ein Zimmer im Hotel Mövenpick genommen, welches nahe am Pyramidenplateau liegt. Am Swimmingpool traf ich einen erfolgreichen Schriftsteller, der über die Große Pyramide geschrieben hatte. Seit neuestem aber stand er im Ruf, mit falschen Informationen die Pyramidenszene zu verwirren. Er sei bestochen worden, sagte ein Gerücht. Von wem? Diese Frage beantwortete mir drei Monate später sein japanischer Verleger, der in Tokyo zur Eröffnung meiner Ausstellung „Die Mumien der ägyptischen Pharaonen" gekommen war.

„Er hat sich mit mächtigen Leuten aus den USA eingelassen, die ein ungewöhnliches Interesse an der Großen Pyramide zeigten. Unterhalb der Hinterpranken der Sphinx sind von ihnen zehn Räume gefunden worden, die in Kürze geöffnet werden sollen. Sie boten ihm eine Teilnahme am Projekt unter der Bedingung absoluten Stillschweigens an. Nachdem er eine Verpflichtungserklärung unterschrieben hatte, wurde er eingeladen, bei der Öffnung dabei zu sein. Sie soll in zwei Monaten stattfinden. Wir werden beide zur Öffnung nach Gizeh fliegen", erzählte er. Beim amerikanischen Autor las ich wenig später, sie hätten ein riesiges Tunnellabyrinths unterhalb der Sphinx entdeckt, welches die Form von Orion habe.

Aber damals, am Swimmingpool im Mövenpick, wußte ich das noch nicht. Trotzdem nahm ich mir vor, den Schriftsteller auf Distanz zu halten. Da wir aber im selben Hotel wohnten, sahen wir uns jeden Tag, und es war kaum möglich, ihm aus dem Weg zu gehen. Eines Abends kam er mit seiner Geliebten zu mir herüber. Noch bevor ich ausweichen konnte, schlug er vor:

„Laß uns einen Bummel zur Sphinx machen."

Diesem Angebot konnte ich unmöglich widerstehen. Als wir vor der Sphinx standen, traf der Schriftsteller ein paar Freunde, mit denen er ein längeres Gespräch begann. Da es mir zu lange dauerte, verabschiedete ich mich und lief allein weiter. Beim moslemischen Friedhof, hinter der Sphinx, war ein Absperrzaun. Ich blieb stehen. Vom Sonnenuntergang bezaubert, war ich für einen Moment lang berauscht. Eine Männerstimme hinter mir schreckte mich auf und löste seltsame Visionen in mir aus. Sie hatten etwas mit Untergang zu tun und Geschehnissen, die sich in grauer Vorzeit abgespielt haben müssen**.** Ich sah mich in einem vertrockneten Land umherwandern. Es gab kein Fleckchen Erde, das noch Früchte trug. Die Felder lagen ausgedorrt da. Ebenso Bäume und Pflanzen. Ich sah nichts Grünes. Nirgendwo gab es Wasser, weder in Flüssen noch in Seen. Die wenigen Menschen, die ich traf, wußten nicht,

was sie trinken sollten. Ihre Haut war von einer dicken Staubkruste überzogen, weil sie sich seit langem nicht waschen konnten. Das schien ihnen zur Gewohnheit geworden zu sein. Dabei ging es ihnen noch gut, denn
viele waren verdurstet. Ganze Dörfer und Städte lagen ausgestorben da. Überall klaffte Leere. Fast jeder Mensch lief bekümmerten Herzens herum. Da war niemand, der nicht einen Toten zu betrauern hatte . . .
In dieser Situation sah ich plötzlich einen Wasserschlauch vor mir. Keine Ahnung, wer mir den Wasserschlauch vor die Füße gelegt hatte und warum die anderen Menschen das Wasser nicht nutzten. Ich öffnete einen Hahn und besprengte meine Umgebung mit Wasser. Die Menschen nahmen augenblicklich das segensreiche Wasser in sich auf. Sofort bemerkte ich eine Veränderung zum Guten. Nicht nur bei den Menschen, sondern bei der Erde ringsherum. Doch während nun alles aufzublühen begann, stürzten einige Männer auf mich zu, um mir den Schlauch wegzunehmen. Ihre niedrige Gesinnung war ihnen anzusehen. Sie verfolgten dunkle Absichten. Ein ganzes Rudel zerrte an mir herum. Sie behinderten mich zusehends beim Besprengen. Schließlich wurde ich wütend und schüttelte sie ab. Sobald ich mir aber meines Alleinseins wieder gewahr wurde, dachte ich: Jetzt erst recht! Der Wasserstrahl wurde kräftiger. Ich brauchte ihn mir einfach nur kräftiger vorzustellen. Was ich mir vorstellte, wurde wahr. Es war im eigentlichen Sinn kein Hahn da. Ich brauchte mir ihn nur vorzustellen. Aber sofort klebten wieder die gehässigen Gestalten an mir und hinderten mich, das lebensspendende Wasser zu vergießen. Sie hatten nichts Gutes mit dem Menschen im Sinn, schienen ihm nicht wohlgesinnt zu sein. Offensichtlich hatten sie die Kontrolle über das Wasser und wollten unbedingt die Austrocknung. Ich konnte ihren fanatischen Eifer spüren, das Leben auslöschen zu wollen, es zumindest in ihrem niedrigen Sinn unter Kontrolle zu halten. Gott sei Dank war ich mit der Unbekümmertheit eines spielenden Kindes gesegnet. Es machte mir großen Spaß, sie in Rage zu bringen. Mir konnten sie nichts anhaben. Ich war nicht von ihrer Welt…
Verwirrt drehte ich mich um, um zu sehen, woher die Stimme kam, die solchen Zauber auslösen konnte. Zu meinem Erstaunen schaute ich in das Gesicht eines Kamels. Mein Blick glitt nach oben. Auf den Höckern thronte ein Beduine, in die traditionelle weiße Galabija gekleidet. Als unsere Blicke sich kreuzten, stürmte wie aus dem Nichts eine Gruppe schwarz gekleideter Frauen aus einem Minibus hinter ihm und verfiel in ein entsetzliches Wehklagen. Dieses Lamento paßte unerklärlich zu meiner Vision. Die Frauen übertönten die Stimme des fremden Mannes, den ich nicht mehr hören konnte. Es war eine Beerdigungszeremonie. Erst nach einigen Minuten verhallte ihr Geschrei in der Ferne.

„Es ist verboten, um diese Zeit auf das Pyramidenplateau zu gehen“, hörte ich den Fremden sagen. Er mußte es mehrere Male wiederholen, bis ich, die ich ihn die ganze Zeit mit offenem Mund angestarrt hatte, mich wieder fassen konnte.

„Keine Sorge, ich kann bis morgen warten“, antwortete ich verärgert. Ich wollte ihn so schnell wie möglich loswerden. Demonstrativ kehrte ich ihm den
Rücken zu und beachtete ihn nicht mehr.
Der Fremde änderte daraufhin seine Strategie:
„Junge Frau! Wenn Sie Lust zu einem Ausritt in die Wüste haben, können Sie gern aufsitzen. In meiner Begleitung dürfen Sie nach der Schließungszeit das Pyramidenplateau ohne Behelligung betreten.“

Hatte er nicht eben das Gegenteil behauptet? Er mußte ein schlauer Bursche sein. In der Tat, ein Ausritt in die Wüste war das einzige, was mich im Moment reizen konnte.

„Warum nicht?“, sage ich achselzuckend. „Was verlangen Sie denn dafür?“

„Geben Sie mir, was Sie für gut halten.“

„Das verstehe ich nicht. Haben Sie denn keinen Preis?“, fragte ich verwundert.

„Meine Arbeit ist für heute beendet“, sagte er. „Ich reite um diese Zeit aus reinem Vergnügen.“

„Im Ernst?“

„Selbstverständlich“, antwortete er, ohne mit der Wimper zu zucken.

Er ließ sein Kamel niederknien, um mich aufsitzen zu lassen. Am Kontrollhäuschen sprach er ein paar Abrakadabra-Worte mit den Wärtern der Ägyptischen Antikenverwaltung, und schon waren wir auf dem Pyramidenplateau. Ich war beeindruckt. Er ging zu Fuß voran, während ich allein auf seinem Kamel saß. Später, auf dem Rückweg, bat er, mit mir aufsitzen zu dürfen. Es würde schneller gehen. Mir war seine körperliche Nähe lästig. Ich weiß auch nicht, warum ich einwilligte. Während wir beide auf dem Kamel hin- und hergeschaukelt wurden, rutschte ich beinahe herunter. Zu zweit war im Sattel viel zuwenig Platz. Ohne Halt baumelten meine Füße frei in der Luft herum. Hilflos umklammerte ich die Brust des fremden Kamelreiters. Zu meinem Entsetzen spürte ich unter seiner linken Achsel einen Pistolenumhang. Er ist von der Polizei!, dachte ich erschrocken. Deshalb hat er die guten Verbindungen!

Seit Touristen von islamischen Fundamentalisten getötet worden sind, werden die archäologischen Sehenswürdigkeiten streng bewacht. Nicht nur von der Touristenpolizei, auch von Geheimpolizisten. Ich werde nicht mehr mit ihm reiten, nahm ich mir vor.

Doch kurze Zeit später traf ich ihn wieder. Und wieder bot er sich an, mit mir auf das Pyramidenplateau zu reiten. Ich lehnte ab. Von da ab lief er mir täglich über den Weg. Er schien mir regelrecht aufzulauern. Das Pyramidenplateau von Gizeh ist nicht weitläufig. Man kann dort leicht jemanden ausfindig machen. Ich habe den hartnäckigen Kamelreiter sicher zehnmal abgewimmelt. Bis er mir eines Tages anbot, mit mir nachts zu den Pyramiden zu reiten. Nichts wünschte ich mir mehr als das. Der Schlingel hatte mich geangelt.

„Ich war noch nie nachts auf dem Pyramidenplateau.“

„Dann wird es aber höchste Zeit!“, sagte er schnell.

„Hast du wieder deine Pistole dabei?“

„Welche Pistole?“

„Deine Pistole eben!“

„Ich habe keine Pistole“, wehrte er scheinheilig ab.

„Hast du sie mit dabei?“

„Nein“, sagte er und fügte hinzu: „Schöne Frau, es ist gefährlich, nachts allein auf dem Pyramidenplateau herumzulaufen. Mit mir sind Sie in Sicherheit.“

„Ich gehe mit, aber nur unter einer Bedingung.“

Er blickte mich fragend an.

„Wenn du keine Pistole dabei hast . . . Darf ich dich untersuchen?“, fragte ich entschlossen.

Er nickte stumm, und ich suchte seine Achseln ab. Er war tatsächlich ohne Pistole.

„Okay“, lenkte ich ein. Er half mir galant aufzusitzen.

„Wie heißt du eigentlich?“ fragte ich, als wir in die Nacht hinausschwankten.

„Yuya“, sagte er, „und du?“

Kaum hatte er seinen Namen ausgesprochen, stellte sich erneut eine Vision ein. Am Himmel ging ein blutroter Körper mit mehreren Schweifen in roter, gelber und orangener Farbe auf, spukte die Feuer, welches Ortschaften, Häuser, Tempel

explodieren ließ; Meere, Flüsse und Seen brannten und trockneten aus. Es brannten Bäume, Wälder und Felder. Es brannten Menschen und Tiere. Die Mehrzahl war tot, während Yuya und ich uns in einer völlig ausgetrockneten Landschaft wiederfanden. Wir stiegen einen Hang hinab in ein Flußtal, das ausgetrocknet in der Öde lag. Es war kein Tropfen Wasser weit und breit zu sehen. Wir gingen ein Stück durch das ausgetrocknete Flußbett. Überall war ausgetrocknete Erde. Nichts Grünes war zu sehen. Auch keine Menschen und Tiere. Wir waren weit und breit die einzigen. An der Steilwand des Hanges, der zum Flußtal gehörte, hangelten wir uns an tellerartigen Lehmbatzen nach oben. Yuya ging voran und zeigte mir, wie man es machte. Er saß entspannt auf einer Anhöhe und half mir mit den Händen an einer schwierigen Stelle hinauf . . .

Im Grunde genommen hatte Yuya recht, wenn er bewaffnet seine Rundgänge machte. In den neunziger Jahren wurden viele Touristen getötet. Ich lebte damals schon in Kairo. Ständig wurde ich gefragt, ob ich keine Angst hätte. Es gab Zeiten, in denen ich die einzige Touristin war. Es war ein unheimliches Gefühl, auf den Straßen Kairos weit und breit die einzige Ausländerin zu sein. Allein meine weiße Hautfarbe verriet mich. Ich konnte mich nicht verstecken. Wozu auch? Wer sollte mich töten wollen? In der Öffentlichkeit schwieg man sich über die Attentate aus. Mit Sprüchen wie „In Ägypten sind die Fundamentalisten eine vereinzelte Erscheinung“, „Die Welt liebt Ägypten“ oder „Wir empfangen die Besucher nicht mit Gewehrsalven, sondern mit Freundlichkeit!“ wurde die Situation heruntergespielt.
Doch die Attentate wiederholten sich. Die Touristen blieben aus und Ägypten schlitterte in eine finanzielle Krise hinein.
Ich muß sagen, Yuya gegenüber damals nicht den geringsten Verdacht geschöpft zu haben. Im Licht der neusten Erkenntnisse jedoch sehe ich den nächtlichen Ritt zur Sphinx als ein abgekartetes Spiel des ägyptischen Geheimdienstes. Mein Interesse am Plateau erschien ihnen äußerst suspekt. Im nachhinein wird mir nun auch die Rolle des Schriftstellers klar, der mit von der Verschwörungspartie war.

Zwei Tage nach dem Ritt zur Sphinx bemerkte ich bei der Rückkehr ins Hotel meine offen stehende Zimmertür. Ich wunderte mich, dachte aber nicht weiter darüber nach. An jenem Abend feierte der Schriftsteller den Abschied seiner Geliebten. Sie flog am nächsten Tag nach England zurück. Kaum war sie abgereist, kam er zu mir herüber und fragte:

„Hast du ein Doppelzimmer?“

„Ja, warum fragst du?“

„Könntest du mich nicht für eine Nacht in deinem Zimmer schlafen lassen?“,

„Aber wieso denn? Kannst du dir kein eigenes leisten?“

„Ich habe im Moment Probleme und kann kein Geld von meinem Konto abheben“, sagte er besorgt. Aber ich wußte, daß er log.

Als Ostdeutsche bin ich mit Geheimdiensten bestens vertraut. Schon der Stasi war mein Freiheitssinn suspekt. Ich hatte mit meinen sozialkritischen Fotos von Berlin die Selbstherrlichkeit der Machthaber untergraben. Sie hatten die Absicht, mich zu verhaften, unter dem absurden Vorwurf, eine CIA-Agentin zu sein. Und da sie keine Beweise hatten, versuchten sie diese durch Gewalt zu bekommen und setzten viele

meiner Freunde unter Druck und zwangen sie, Falschaussagen zu machen. Mein allerbester Freund wurde so zu ihrem Kronzeugen. Er hatte dem Verhör nicht standhalten können und unterschrieben, was sie von ihm verlangten. Am Ende jedoch stand die Stasi mit dem Rücken zur Wand. Gerade als sie mich verhaften wollten, fiel die Mauer. Seither bin ich verschwiegener geworden.
In Gizeh wußte niemand, was ich wirklich vorhatte. Meine fotografische Arbeit hingegen konnte ich nicht verheimlichen. Ich hatte mich damals radikal abgewendet von der sozialkritischen Fotografie, die mir zu äußerlich schien, und arbeitete an einer Serie von Traumbildern, die mein Unterbewußtsein wiedergaben. Um das zu schaffen, mußte ich intuitiv und spontan vorgehen, ohne lange zu überlegen. Der Verstand neigt zur Kontrolle. Die alten Bilder Ägyptens geben die geheimsten Triebe wieder, die sich mir nicht durch Logik erschlossen, sondern durch Urkräfte, die sowohl in mir als auch außerhalb von mir waren. Ich übernahm sie und übertrug sie in etwas Zeitgemäßes. Nie zuvor war ich so tief in mich selbst eingedrungen. Natürlich lassen sich Träume nicht fotografieren. Doch was in mir verborgen ist, existiert auch außen. Durch die innere Bekanntschaft veränderte sich mein Wahrnehmungsfokus. Mir fielen Dinge auf, die ich vorher übersehen hatte. Die Fotos gaben meine eigene Seelenstruktur wieder. Dadurch lernte ich mich grundlegend neu kennen. Es wurden nicht nur angenehme Dinge hochgespült. Im tiefen Dunkel meines Geheimnisses schlummerte ein Potential, das sich unbewußt auf meine Fotos übertrug. Erst durch meine Fotos gelang mir das Bewußtwerden des Potentials. Meine ägyptischen Fotos sind eine Traumreise in unbekannte Gefilde.

*Denn nur indem wir einen Sprung ins Unbekannte wagen, wissen wir, da*ß *wir frei sind.*

Anscheinend berührte ich damit einen empfindlichen Nerv der Ägypter, die unbewußt noch mit ihren Ahnen verbunden sind. Diese Art von Traumbildern entsprach ganz ihrem Wesen. Der Pyramidenchef, in dessen Büro ich anfangs noch ein und aus ging, schickte mir einen Journalisten ins Mövenpick, der dann einen Artikel über meine Arbeit für die *Al Akbar* schrieb. Darin erkor er mich zu einer Eminenz der Pyramidenszene. Gerade das war es, was die Geheimpolizei interessierte, denn sie wollte die Szene im Auge behalten.

Beim ersten Besuch in Kairo hatte ich ein Empfehlungsschreiben der Ägyptischen Botschaft in Deutschland, dank dessen ich eine freie Fotoerlaubnis erhielt, die jedes Jahr erneuert wurde, bis zum Tag, an dem in Berlin meine Pharaonenfotos unter ihrer Schirmherrschaft ausgestellt wurden. Sie mußten ein Auge auf mich werfen, damit mir nichts passierte. Es war wegen der Terroranschläge auf Touristen gefährlich, allein durch Ägypten zu reisen. Andererseits war ihnen meine häufige Anwesenheit in der Großen Pyramide suspekt. Sie waren mißtrauisch geworden. Von Yuya wußte ich, sie verdächtigten mich, nach Gold zu suchen.

Der erste Vorfall ereignete sich während meines Gesanges in der Königskammer der Großen Pyramide von Gizeh. Das war Mitte der neunziger Jahre, zur Zeit der Touristenanschläge, weshalb ich die Große Pyramide ganz für mich allein hatte. Ich ließ gegen Backschisch die Klimaanlage ausschalten. In der Königskammer herrschte absolute Stille, welche die Leere noch tiefer erscheinen ließ. Es war, als würde in dieser Leere alles schwingen. In der Dunkelheit der Kammer tastete ich singend den Raum ab. Drei, vier, fünf Stimmen in einer: Schall, Echo, Ohr und Ewigkeit. Der Hall trug den Ton mehrerer Oktaven in die Höhe, in einen Bereich, in den ich nur mit meiner Stimme dringen konnte. Sie schien etwas auszulösen, das tief in der Erde verborgen lag und durch den Schall in Erregung kam. Der Ton schien das Tor zu sein. Es war kein willkürlicher Ton, sondern hatte eine gewisse Frequenz. Erreichte ich diese, war ich verbunden. Es war Wasser, das ich sah. In einem See stand ein Kristall, über den Wasser floß. Das Besondere daran war, daß sich der See tief in der Erde befand. Später fand ich heraus, daß die Alten Ägypter einen solchen Kristall kannten und Sokar nannten.

Auch beim Rezitieren meiner Gedichte geriet ich in eine andere Welt. Da erging es mir wie Yuya beim lauten Vortragen der Suren. In der Schwebe eines Lauts sah ich mich vorüberziehen. Die Worte erzählten vom Blasen des Windes und vom Rauschen des Wassers. Die Töne sangen von der Welt ringsherum und in mir drin. Das Hören hat eine Qualität von In-der-Welt-Sein. Monatelang ging ich jeden Tag in die Pyramide, um zu singen. Die Wärter am Eingang ließen mich gewähren. Sie waren von den Gesängen verzaubert:

„Es hört sich an, als würden die Steine singen."

Gewiß taten sie das. Der Schall wird nicht nur durch die Leere der Großen Galerie, der vielen Kammern, Korridore und Gänge unterstützt, sondern auch durch die harten, polierten Granitwände der Königskammer und durch die hohe Luftfeuchtigkeit von neunzig Prozent.

Eines Tages betraten völlig unerwartet zwanzig Schüler die Königskammer und umschwirrten mich wie Bienen. Und noch bevor ich mich versehen hatte, stahlen sie meinen Kassettenrekorder mitsamt Mikrophon. Der Polizeichef des Plateaus war ein sympathischer Leutnant, den ich kannte. Nach einer Woche brachte er das Gerät zu mir ins Hotel. Erst hinterher begriff ich, was es damit auf sich hatte. Der Diebstahl war von der Polizei inszeniert worden. Sie wollten meine Tonbänder, um zu erfahren, was ich allein in der Großen Pyramide trieb. Beim Abhören der Bänder müssen sie sich totgelacht haben.

Zwei Jahre später versuchten sie dasselbe. Diesmal hatten sie es auf meine Kamera abgesehen. Ich hielt mich gerade mit einem amerikanischen Freund in der Königinkammer auf. Wieder erschien ein Schwarm von Schülern. Kaum hatte ich sie erblickt, steckte ich blitzschnell meine Kamera in die Tasche und forderte den Freund auf, dasselbe zu tun.

„Wir müssen sofort weg hier!", flüsterte ich ihm zu. „Ich erzähle dir später, warum."

Schon begannen die Schüler, uns einzukreisen, doch entkamen wir ihnen rechtzeitig und konnten unbehelligt die Kammer verlassen . . .

In Gizeh spielt sich das Leben wie in jedem kleineren Dorf ab, wo jeder jeden kennt. Mit der Zeit habe ich fast jeden Bewohner kennengelernt. Mir sind die fliegenden Händler ebenso vertraut wie die Archäologen, Schriftsteller, Inspektoren, Wärter, Polizisten, Kameltreiber, Ladenbesitzer, Hotelangestellten und Taxifahrer. Ich kenne die Restaurants, Bars und Kellner. Ich kenne die Touristenführer, die Pferdeställe, die Schwarzhändler. Auf dem Plateau wiederholt sich tagein, tagaus dasselbe Ritual. Die Handlungen werden wie in einem gut geölten Räderwerk ausgeführt. Dieselben Menschen wiederholen routinemäßig dieselben Handlungen, bis sie eines Tages tot umfallen. Die ewige Wiederholung ist, meiner Ansicht nach, die Hölle. Sie ruiniert die Kreativität. Zwänge, Konventionen, Regeln und Gewohnheiten machen blind und stumpf. Ich kann nicht täglich dieselben Stimmen hören, ohne verrückt zu werden. Dabei beschleicht mich das bittere Gefühl, die Reichtümer der Erde würden ungesehen an mir vorüberziehen. Der Eintönigkeit der Wiederholungen war ich auch während meines Aufenthalts in New York ausgesetzt. Mein Appartement lag in der Lexington Avenue. Jeden Tag lief ich dieselbe Strecke zum Central Park. Ich wußte vorher schon, wem ich an der nächsten Straßenecke begegnen und welche Rolle jeder spielen würde. Doch war es gerade in New York, wo mein Traum, nach Ägypten zu gehen, seinen Ursprung hatte. Bei einem Besuch im MOMA wurde mir vom Chef der fotografischen Abteilung ein Foto von der Wüste gezeigt. Wie elektrisiert starrte ich auf das Bild. Dabei zeigte es nur eine Holzhütte im Sandsturm. Es reichte aus, um in mir eine unersättliche Sehnsucht nach der Wüste zu wecken. Drei Monate später stand ich zum ersten Mal vor den Pyramiden Gizehs.
Für gewöhnlich fällt in Gizeh ein ganzer Heuschreckenschwarm von Polizisten über die Touristen her, welche sich bei Ende der Besuchszeit noch auf dem Pyramidenplateau befinden, und kassieren unverfroren Backschisch, wie auch Yuya es einst mit mir versuchte. Nachdem ich in jener Nacht mit ihm zu den drei Pyramiden von Gizeh geritten bin, überzeugte er mich davon, genau der richtige Begleiter für mich zu sein. Seine Frechheit und Unerschrockenheit sind kaum zu überbieten. Mit seinen Witzen bringt er jeden zum Lachen. Er ist ungestüm, draufgängerisch und kräftig. Man muß recht verwegen sein, um nachts zu den Pyramiden zu reiten. Kein gewöhnlicher Sterblicher traut sich dorthin. Das Pyramidenplateau liegt nachts wie ausgestorben da. Selbst die Wächter haben Angst. Angst vor Füchsen, Angst vor Schlangen, Angst vor Skorpionen, Angst vor Dämonen. Nachts, so behaupten sie, treibe dort der Teufel sein Spiel. Und manche erzählen zum Beweis eine Gruselgeschichte, die sie selbst erlebt haben. Gegen Süden, in der Ferne, sah man überdies einen goldenen Hahn leuchten, der aus Flammen zu bestehen schien. Die Autoritäten Gizehs haben wiederholt versucht, den Hahn einzufangen. Er ließ sich aber nicht fangen, denn er war kein gewöhnlicher Hahn, und die Männer, die es versuchten, sind gestorben.

Ein solches Trugbild tauche dort auf, wo Gold in der Erde vergraben liege, behauptete Yuya. Auf diese Art und Weise würden die Grabräuber auf das Gold aufmerksam.
Mit Yuya bin ich unzählige Male nachts auf dem Pyramidenplateau gewesen. Wir sind jeweils bei Sonnenuntergang losgeritten und erst im Morgengrauen zurückgekehrt. Außer Füchsen ist mir auf diesen Streifzügen nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Die Füchse leben in der Chephren-Pyramide. Einer von ihnen freundete sich mit uns an. Bei Vollmond setzte er sich wie ein Hund neben den schnarchenden Yuya und blieb gelassen sitzen. Es war sein Revier. Er kam immer allein. Auch ich war manchmal allein, wenn Yuya auf seine Art, ohne Erklärung, verschwand. Einmal, es dämmerte gerade, zeichnete ich einen Kreis in den Wüstensand und legte mich hinein. Dabei schlief ich ein. Irgend etwas weckte mich. Ich öffnete die Augen und sah, dreißig Zentimeter von meinem Gesicht entfernt, einen Fuchs. Wir schauten uns lange in die Augen. Er war überhaupt nicht erschrocken. Von da ab nahm ich öfters einen Hühnerschenkel für ihn mit. Ein anderes Mal zeichnete ich aus Langeweile ein kretisches Labyrinth in den Sand und lief den Linien nach. Ich konnte dabei all die Umwege spüren, die ich auf meinem Weg zur Mitte gegangen war. Als ich nach längerem Verweilen aus dem Labyrinth hinaustrat, hatte ich das Gefühl, von etwas befreit zu sein. Im Morgengrauen verließen wir das Pyramidenplateau, ohne vorher das Labyrinth verwischt zu haben. Anderntags konsultierten zwei Männer der berittenen Touristenpolizei Yuya, der zufällig ihre Wege kreuzte. Da sie wußten, daß Yuya jede Nacht mit mir zum Pyramidenplateau ging, fragten sie streng:

„Was haben Sie da in den Sand gezeichnet?“

„Warum interessiert Sie das?“, gab er zurück.

„Unsere Kamele sind letzte Nacht auf der Patrouille wie angewurzelt stehengeblieben und weigerten sich, weiterzugehen. Nur Peitschenhiebe haben sie zum Weiterlaufen bewogen. Da sahen wir die seltsame Zeichnung im Sand und wunderten uns. Die Zeichnung schien die Kraft zu besitzen, unsere Kamele zu stoppen.“

Die beiden Soldaten waren uns bestens vertraut. Waren sie auf nächtlicher Patrouille, stellte sie ein Zwanzigpfundschein ruhig. Ich war nicht die einzige seltsame Begegnung, die sie hatten. Einige Nächte darauf waren sie gegen drei Uhr morgens an der Südwestecke der Großen Pyramide eingeschlafen. Die Müdigkeit hatte sie übermannt. Im Morgengrauen wurde einer von beiden wach, rieb sich die Augen noch vom Schlaf, während sich seltsame Gestalten von der Pyramide lösten. Sofort sprang er auf und sah sich drei Japanern gegenüber, die in der Nacht auf die Spitze der Pyramide geschlichen waren. Ehe der Wärter etwas sagen konnte, lag er wieder ausgestreckt am Boden, denn die Japaner hatten ihn mit flinken Karategriffen außer Gefecht gesetzt, woraufhin der zweite Wärter wach wurde. Auch er lag schnell wieder am Boden. Die Japaner stahlen sich indessen davon. Die armen Ägypter! Sie brauchen mitunter viel Geduld mit ihren Besuchern.
Ein junger Mann, der wie Jesus aussah, tauchte eines Tages in der Königinkammer auf. Ich saß gerade in der Ostnische und dachte an nichts. Jesus und ich waren die einzigen Besucher. Er zwirbelte sein zerzaustes langes Haar, schaute mich an und fragte neugierig:

„Was tust du da?“

Ich antwortete nicht. Daraufhin verließ er die Kammer. Seine Bewegungen und Schritte waren ohne Laut. Ich hörte nicht, ob er nach oben oder unten ging. Nach etwa zwanzig Minuten verließ ich die Königinkammer. Auf dem langen Gang zur Galerie, in dem man wegen seiner geringen Höhe nur geduckt gehen kann, fand ich auf halbem Weg einen Schuh. Ein paar Schritte weiter eine Socke. Auf den Treppen zur Galerie fand ich den zweiten Schuh samt Socke. Am Eingang des Ganges fand ich ein Hemd. In der Königskammer fand ich eine Hose. Es war niemand zu sehen in der Kammer. Wo ist er? Ich setzte mich auf den Boden. Plötzlich hob sich aus dem Sarkophag ein Arm. In der Hand war ein Kleidungsstück. Beim näheren Hinschauen entpuppte es sich als seine weiße Unterhose. Ich ging zum Steintrog und schaute hinein. Der junge Mann lag splitternackt darin und schlief in aller Seelenruhe. Erst nach einer Stunde kam ein Wärter und schaute nach dem Rechten. Er entdeckte den nackten Mann und forderte ihn auf, den Raum zu verlassen. Der Nackte tat nicht dergleichen, woraufhin der Wärter Verstärkung holte. Insgeheim bewunderte ich den Freiheitssinn dieses jungen Mannes. Es dauerte keine fünf Minuten, da kamen zwei schwarz gekleidete Polizisten, zerrten am Nackten, übergaben ihm seine Kleidungsstücke, die sie in der Zwischenzeit eingesammelt hatten und herrschten ihn an, sich anzuziehen. Der junge Mann ließ sich ohne Widerstände in die Arme der Polizisten fallen, die ihn abführten.

„Wo haben die Polizisten ihn hingebracht?“, wollte ich beim Verlassen der Pyramide von den Wärtern wissen.

„Bestimmt in die Klapsmühle!“, war die Antwort. Für einen Ägypter gibt es nichts Schlimmeres als einen Nackten in der Öffentlichkeit.

Wenn ein Feuer im Wasser entzündet wird, wie ist es dann zu löschen? Wenn die Furcht vom Beschützer kommt, wer ist dann da, um dich vor dieser Furcht zu beschützen?

Noch seltsamer war meine Begegnung mit einem Präsidenten in der Großen Pyramide. Wie so oft sang ich in der Königskammer. Während meines Gesanges erzitterte regelrecht die Luft. Die ganze Pyramide bebte mal wieder, und ich hatte das Gefühl, sie krache zusammen. Wer immer diese Töne hörte, glaubte, sie kämen aus den Steinen. Die ganze Kammer besteht aus Rosengranit, dessen Oberfläche fein poliert ist. Wegen seiner Härte und wegen der hohen Luftfeuchtigkeit schallen die Töne und besonders die Vokale A, E, I, O, U wie in keinem zweiten Raum dieser Erde. Granit war auch deshalb den alten Ägyptern heilig, weil er Quarz enthält, neben Feldspat und Glimmer. Dieser hat die Eigenschaft, die ionisierte Strahlung des Kosmos zu absorbieren - ganz im Gegensatz zum Kalkstein, aus dem der größte Teil der Pyramide gebaut wurde, der ein Isolator gegen freiwerdende Ionen ist. Außerdem verstärken Kristalle Schallwellen und speichern sie. In den Schächten der Königskammer sind beim Säubern jede Menge milchiger Quarze gefunden worden. Die Töne befördern Menschen in andere Bewußtseinszustände. Deshalb ließen mich die Wärter heimlich singen. Manchmal gab mir aber auch der Pyramidendirektor eine Genehmigung. Eines Tages unterbrach der Wärter meinen Gesang und teilte mir mit, die Kammer sofort verlassen zu müssen, da der Präsident Liberias die Pyramide besichtigen möchte. Kaum hatte ich die Königskammer verlassen, sah ich schon zwei Afrikaner die Treppen der Großen Galerie nach oben kommen. Auf der schmalen Treppe ist nur Platz für eine Person. Als ich am Ersten vorbeiging, der der Präsident zu sein schien, mußte ich mich dünn machen. In höflicher Manier grüßte ich. Statt einer Antwort stieß mir der Mann hinter ihm den Gewehrlauf in die Rippen

und sah mich mit irre funkelnden Augen an. Ich dachte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Mit zitternden Knien ging ich zum Ausgang. An der Kreuzung zum unterirdischen Gang traf ich den ägyptischen Wärter wieder. Er bat mich, sicherheitshalber Richtung unterirdischen Gang zu gehen, um dort zu verharren, bis die Liberianer die Pyramide verlassen. Diese aber, von der schmucklosen Königskammer enttäuscht, standen keine drei Minuten später wieder vor uns. Zwei neue Besucher waren neben mir. Die Liberianer spürten unsere Nähe und witterten eine Falle. Blitzschnell sah ich wieder einen Gewehrlauf auf mich gerichtet. Das Gewehr wurde schon entsichert. Eine Zehntelsekunde lang setzte mein Verstand aus . . .

„Sie werden doch nicht etwa in der Pyramide schießen?“, fragte vorsichtig der ägyptische Wärter, woraufhin der Mann den Gewehrlauf zurücknahm.

Zwei Monate nach meiner ersten Begegnung mit Yuya lud er mich zu seiner Familie ein. Das Haus, in dem er wohnte, stand in einer der schäbigsten Gassen Gizehs. Sein Kamel ließ er draußen stehen, da es keinen Stall gab. Das Ehepaar wohnte mit zwei Söhnen in einem Raum von zwölf Quadratmetern. Es gab weder Küche noch Toilette, noch Schlafzimmer. Der einzige Raum war dunkel und hatte keine Fenster. Seine Frau kochte auf der Gasse. Menschen, Kamele, Esel, Pferde und Schafe gingen am Kochtopf vorüber. Ein Benzinkocher mit einer Flamme diente als Herd. Da sie mich zum Essen eingeladen hatten, blieb ich. Das Essen schmeckte gut. Sie war eine ausgezeichnete Köchin. Zusammen saßen wir auf dem Fußboden des Zimmers und aßen mit bloßen Händen vom gleichen Teller, was in Ägypten üblich ist. Mit dem Geld, das Yuya als mein Assistent verdiente, konnte das Paar bald die Wohnung wechseln. In der neuen Wohnung hatten sie endlich eine Küche. Ich konnte mir wünschen, was ich essen wollte. Yuyas Frau kochte es. Täglich brachte Yuya das Essen in meine Wohnung. Auf diese Weise brauchte ich nie ein Restaurant zu besuchen.

Ein anderes Mal forderte mich Yuya auf, ihn zu einem Bekannten zu begleiten. Yuya, der in Geldschwierigkeiten steckte, bezeichnete ihn als jemanden, der ihm unter die Arme greife. Beim Betreten des Hauses spürte ich, daß der Bekannte viele Male besser gestellt war als Yuya. Welchen Rang er innehatte, blieb mir unklar. Zunächst hieß der Herr mich im Vorraum warten, während er mit Yuya hinter einer Tür verschwand. Ich hatte also Zeit, um mich im Haus umzuschauen. Es war gediegen eingerichtet und hatte mehrere Stockwerke. Eine freundliche Frau kam mit einem Tablett herbeigeeilt und bot mir Karkadentee an. Nach ungefähr einer halben Stunde kam der Hausherr zurück in den Salon. Er hatte noch einen Begleiter bei sich. Beide mochten um die fünfzig sein. Trotz der Freundlichkeit ihrer Worte hörte ich einen unangenehmen Ton heraus. Alsbald wurde mir auch klar, in den Herren so etwas wie der Inquisition des Pyramidenplateaus begegnet zu sein. Sie stellten unübliche Fragen wie, welcher Religion ich angehörte. Aber genau darüber wollte ich nicht sprechen. Ihre Selbstgerechtigkeit ging mir auf die Nerven. Yuya spürte es und lenkte aus Verlegenheit die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand, nämlich auf einen Kristall, den ich stets bei mir trug. Der Hausherr bat mich, den Kristall sehen zu dürfen.

„Zeig ihn!“, zischte Yuya mir zu.

Ich holte den Kristall aus der Tasche und bat die Männer höflich, ihn nicht

anzufassen.

„Kristalle sind Teufelszeug“, behauptete der Herr mit skeptischem Blick.

„Bewundern Sie auch die Große Pyramide?“, wollte er wissen.

„Ja“, sagte ich trocken.

„Ich verstehe nicht, wie jemand Steine bewundern kann.“

Da ich den Koran gelesen hatte, wußte ich, worauf er anspielte. In seinen Augen war ich eine Götzenanbeterin, der schlimmste Vorwurf, den man einem Moslem machen kann.

„Entschuldigen Sie bitte“, wandte ich ein, „ist die Kaaba nicht auch ein Stein?“

Er nickte.

„Kommt der Stein nicht von Abraham und ist das Herzstück Mekkas?“

Er nickte wieder.

„Dann glauben Sie also auch an die Kraft von Steinen?“

Meine Frage brachte ihn offensichtlich in Verlegenheit, und er wechselte schnell das Thema. Das ist ein Verhör! dachte ich. Bei der nächsten Gelegenheit haue ich hier ab! Wer sind diese Männer überhaupt? Wieso ist Yuya seinem Bekannten so untertänig? Auf einmal klickte es in meinem Kopf. Ich kenne den Herrn doch von irgendwo. Aber woher? Bei der Hochzeit! schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Das lag nun schon eine Weile zurück. Einer der Kamelmänner vom Plateau hatte mich gebeten, eine Hochzeit zu fotografieren, und ich hatte aus Neugierde zugesagt. Das Haus, in der die Hochzeit stattfinden sollte, lag in einer Seitenstraße von Gizeh. An jenem Tag war die Straße von Menschen überfüllt. Ich konnte keinen Schritt tun, ohne angerempelt oder geschubst zu werden. Ganz Gizeh schien an der Hochzeit teilzunehmen. Neugierige Frauen, Kinder, Männer, jung und alt lehnten aus den Fenstern und drängten sich auf dem Gehsteig. Selbst die Bäume waren voll mit Neugierigen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis das Hochzeitspaar erschien. Es kam in einer pompösen weißen Kutsche, die sich mühsam ihren Weg durch die Menge bahnte, während Jubelrufe von den Fenstern herunter und aus den Menschentrauben die Straße entlang erschallten. Vor dem Haus des Ehemannes blieb die Kutsche stehen. Das Paar stieg aus, winkte lächelnd in die Runde, ließ sich ein paar Minuten lang feiern und verschwand im Haus. Ich schaffte es gerade noch, hineinzuschlüpfen, bevor eine eiserne Tür hinter mir schwer ins Schloß fiel. Zu meiner Überraschung war das Haus vollkommen leer. Von Fest keine Spur. Da waren nur drei Frauen, die mich sogleich in den dritten Stock hinauf geleiteten, wo mich ein langer, leerer Tisch erwartete. Dahinter stand steif das Brautpaar, flankiert von seinen Eltern. Niemand machte Anstalten. Keiner sprach ein Wort. Im Raum war es mucksmäuschenstill. Auch keine Musik war zu hören. Schweigend fotografierte ich die Szene. Sie strengten sich an, vor der Kamera würdevoll und erhaben auszusehen, erschienen aber wie das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei bei ihrer turnusmäßigen Sitzung, mit eingefrorenem Gesichtsausdruck. Die Eltern reichten sich die Hände, schauten sich dabei brav an und lächelten in die Kamera. Das ist eigentlich mehr ein formeller Vertragsabschluß als ein Hochzeitsfest! dachte ich. Das frisch verheiratete Paar und seine beiden Eltern verharrten stundenlang in ihren fixen Posen. Die ganze sogenannte Feier war nichts als eine einzige versteinerte Pose. Irgendwann bat ich verzweifelt um ein Bier. Aber es gab keins. Ich ging nach unten in die Küche, zu den Frauen, die mich empfangen hatten. Sie waren um einen Kochtopf versammelt. Als sie mich sahen, boten sie mir etwas zu essen an. Als ich wieder hinaufging, stand die kleine Hochzeitsgesellschaft immer noch wie angewurzelt da. Ich begriff plötzlich, daß diese Leute in Wirklichkeit pleite waren, der Öffentlichkeit aber vorgaukelten, reich zu sein. Das einzige, was sie hatten, war ihre

Einbildung, an die sie sich hilflos klammerten. Wie mechanische Akteure spielten sie die Reinheit ihrer Absichten vor. Ihre steifen Gebärden waren für die Öffentlichkeit gedacht, die ich mit meiner Kamera vertrat.

Am späten Abend wurde dann die rituelle Verkündigung der Jungfernschaft in Szene gesetzt, bei der die anwesenden Frauen in den Hof hinausgingen, wo sich noch andere aus dem Dorf zu ihnen gesellten. Plötzlich fingen sie an, wie Sirenen zu heulen. Der Gesang war überall zu hören und war so eindringlich, daß er durch Mark und Bein ging. Die Bedeutung dieses Rituals erfuhr ich erst später durch Yuya. In ländlichen Gegenden heiratet der Tradition nach ein Mann in der Regel eine Jungfrau. Yuya war fünfundzwanzig, als er seine Cousine heiratete. Beide hatten vorher keinen Geschlechtsverkehr gehabt. In der Hochzeitsnacht wird ein weißes Laken ins Bett gelegt, das das Blut der Entjungferung aufsaugt und gut sichtbar macht. Das Laken wird anschließend der Familie des Mannes überreicht. Darauf versammeln sich die Frauen des Dorfes und beginnen ihren Sirenengesang. Ringsherum erfahren auf diese Weise die Menschen vom Entjungferungsakt. Der Gesang der Frauen, die für das steife Hochzeitspaar sangen, war allerdings wiederum nur ein Bluff. Ein blutbeflecktes Laken gab es nicht.
Der scheinheilige Herr, zu dem mich Yuya an jenem Tag brachte und der mich so unangenehm ausgefragt hatte, war jener frisch verheiratete steife Mann gewesen, dessen Hochzeitsfeier ich fotografiert hatte! Damit war mir die Lust, länger in seinem Haus zu verweilen, endgültig vergangen. Mit der Entschuldigung, eine Verabredung zu haben, verabschiedete ich mich schnell und ging.

Doch kehren wir zur Gegenwart zurück:
Als uns der Taxifahrer nach unserem polizeilichen Verhör wieder nach Gizeh zurückfährt, gibt er mir zu verstehen, das letzte Mal für mich gefahren zu sein, und braust mit kreischenden Rädern davon.

„Sei ihm nicht böse. Er hat Angst bekommen“, bittet Yuya für seinen Freund um Verständnis.

„Und du?“, frage ich „hast du auch Angst bekommen?“

„Im Gegenteil, es ist mir eine große Freude, dich zu begleiten“, schmeichelt er.

„Dann laß uns noch einmal zu den geheimen Pyramiden fahren!“, sage ich entschlossen.
Statt einer Antwort beginnt Yuya wie ein Verrückter zu lachen. Sein schallendes Gelächter begleitet mich noch, als ich bereits den Weg zur Sphinx hinauflaufe, wo meine Wohnung liegt.
Zwei Tage später sitzen wir wieder in einem Taxi und fahren nach Dashour. Um jegliches Aufsehen zu vermeiden, fahren wir direkt zur Lehmziegelpyramide. Den Taxifahrer schicken wir weg, damit niemand das Auto sieht. Es ist ein beliebiges Taxi aus Kairo, das wir auf Gutdünken auf der Straße angehalten haben.
Normalerweise steht am Eingang zur Lehmziegelpyramide ein Wärter der Antikenverwaltung. Es ist aber noch zu früh. Der Wärter mag noch im Bett liegen.

„Geh allein. Ich komme nicht mit!“, sträubt sich Yuya auf einmal.

„Was ist denn mit dir los? Hast du kalte Füße bekommen? Ausgerechnet du, der nie Angst hat?“

„Ich begleite dich nur bis zum Hügel, das letzte Stück gehst du allein!“, beharrt er.
Gesagt, getan, Yuya bleibt auf dem Hügel, von wo aus er die Gegend überschauen kann.
„Sollte sich jemand nähern, pfeife ich“, verspricht er.
Ich gehe allein bis zu den geheimen Pyramiden weiter. Woher ich den Mut nehme, weiß ich nicht. Mir macht es nichts aus. Eigentlich ist es mir recht, Yuya loszuwerden. Er stiftet nur Verwirrung. Als ich bei den Pyramiden ankomme, setze ich mich erst einmal hin, atme tief durch und lasse sie auf mich wirken. Vorgestern sah ich die Pyramiden in der Dämmerung. Im Sonnenaufgang wirken sie ganz anders. Ihre Einfachheit setzt mich erneut in Erstaunen. Ich hatte Großartigeres erwartet. Ich laufe um die erste Pyramide herum. Sie ist halb freigelegt, halb verdeckt vom Wüstensand. Ziegel und Quadersteine sind kreuz und quer übereinandergeschichtet. Steinsplitter und Mörtel liegen im Sand verstreut. Keiner der Steine ist größer als fünfzehn Zentimeter. Ausgenommen die wenigen verbliebenen Steine des Fundaments, die größer sind. Unzählige Erdbeben haben die Pyramiden hin- und hergeschüttelt. Einst hielt ein einziger Steinmantel diesen losen Haufen zusammen. Die äußeren Schichten sind abgeplatzt, die scharfen Kanten abgerundet. Von der fein verarbeiteten Außenverkleidung, die das primitive Innere verdeckte, ist nichts mehr übrig. Die innere Struktur ist stark verwittert. Die Technologie, die hier angewandt worden ist, unterscheidet sich stark von derjenigen der Großen Pyramide. Ich bin zwar keine Architektin, doch selbst ein Halbblinder würde den Unterschied erkennen. Ich laufe nun um die zweite Pyramide herum. Sie ist in derselben Art gebaut. Auch die dritte. Bei der vierten fällt mir ein Stapel neu angefertigter Steine auf. Es sind eindeutig Kopien. Sie deuten auf gegenwärtig durchgeführte Rekonstruktionsarbeiten hin. Die Steine sehen genauso aus wie die aus Turah, dem Steinbruch, der im Altertum für den Bau der Pyramiden benutzt worden ist und seit dem Mittelalter fast vollständig verbraucht wurde. Es können aber auch alte Steine sein, deren Oberfläche neu geschliffen wurde. Beispielsweise die der abgetragenen Pyramide, die als Steinbruch gedient haben mag. Der Unterschied zwischen den alten und neuen Steinen ist deutlich an ihrer Farbe zu erkennen. An zwei der Pyramiden hat man begonnen, eine neue Außenverkleidung zu bauen. Den Worten des Jungen nach haben die Arbeiten etwa vor acht Monaten begonnen. Ich habe nun keinen Zweifel mehr, daß diese absurden Bemühungen der Regierung – einerseits Pyramiden abzureißen und andererseits wieder aufzubauen – nichts als ein Vertuschungsakt sind. Sie haben die Pyramiden ausgeplündert und wollen die Spuren verwischen. Es wird ihnen auch klargeworden sein, daß die alten Pyramiden nicht länger geheimgehalten werden können, vor allem nicht, seit die Ägyptische Antikenverwaltung Dashour wieder für den Tourismus freigegeben hat. So gesehen, scheint es sinnvoll, die Ruinen hinter einem neuen Mantel zu verstecken.
Diese Taktik der Ägyptischen Antikenverwaltung ist mir nicht neu. Ich habe sie schon 1998 bei den Restaurierungsarbeiten der Königinkammer in der Großen Pyramide von Gizeh beobachtet. Nach der Restaurierung war ein Schacht nicht mehr zu sehen, den ich vorher dort in der Westwand entdeckt und fotografiert hatte. Zuerst dachte ich, die Restauratoren hätten unabsichtlich einen Fehler begangen. Offiziell wurden die Restaurierungsarbeiten wegen der Graffitis durchgeführt, die an den Wänden standen. Sie reichten aber nur drei, vier Meter hinauf. Auf dem Schacht standen drei Buchstaben aus altertümlicher Zeit. Diese drei Buchstaben und der Schacht lagen jedoch in schätzungsweise neun Meter Höhe. Nur ein Riese hätte sie schreiben können. Ich fragte einen der Restauratoren. Er wußte nichts von einem

Schacht in der Westwand. Auch nichts von drei Buchstaben. Der eigentliche Grund der Restaurierung kann auch gerade der gewesen sein, den Schacht mit den drei Buchstaben verschwinden zu lassen. Niemand kennt die Geheimnisse des Landes so gut wie die Ägypter selbst. Der Schacht in der Westwand ist bis heute der Öffentlichkeit unbekannt. Er befindet sich im Satteldach, ein wenig unterhalb der Spitze, leicht nach links versetzt. Von der Spitze bis zum Boden mißt die Kammer etwa elf Meter. Die Schachtgröße entspricht ungefähr der der bereits geöffneten Schächte in der Süd- und Nordwand von zwanzig mal zwanzig Zentimetern. Es war mein Kameraauge, das die gut versteckten Schächte in der West- und Ostwand erspähte. Der in der Ostwand liegt spiegelverkehrt zu dem des Westschachtes unterhalb der Spitze des Satteldachs, wieder leicht nach links verschoben. Der Westschacht war offensichtlich einmal geöffnet und wieder geschlossen worden. Vermutlich im Altertum. Das belegen Infrarotaufnahmen, die ich später dem Gesteinsphysiker Professor Meinhard Landmann von der Fachhochschule Konservierung und Restaurierung Erfurt vorlegte. Der Vorgang ist deutlich auf den Infrarotaufnahmen zu sehen. Die innere Fläche des Schachtes liegt Millimeter tiefer im Mauerwerk, weshalb sie auf den Fotos dunkler erscheint. In der Panoramaaufnahme ist die Westwand in ihrer vollen Höhe zu erkennen. Einige Fotos machte ich mit dem Teleobjektiv, um so nahe wie möglich an den Schacht heranzukommen. Mikroskopartig zeigen die Fotos unglaubliche Details. Besonders die schwarz-weißen und farbigen Infrarotaufnahmen. Ursprünglich durchstießen Nord- und Südschacht, die ebenfalls „gespiegelt“ sind, nicht ganz die Wand, sondern endeten kurz hinter ihr, wodurch sie nicht zu sehen waren. Durch Erdbeben hatten sich aber im Laufe der Zeit Umrisse an der hohlen Stelle des Gesteins gebildet. Auf diese Weise war 1872 der Engländer Waynman Dixon auf die Schächte aufmerksam geworden. Anhand des Schalls entdeckte er den Hohlraum der Schächte. Da sie auf Augenhöhe liegen, öffnete er sie mit Hammer und Meißel, was beweist, daß die Decke dahinter nur wenige Zentimeter dick war. Ähnliches ist vom West- und Ostschacht anzunehmen.
Meine fotografischen Filme und Objektive arbeiteten so präzise, daß auch die drei Buchstaben, die sehr, sehr alt sein müssen, zutage traten. Um Gewißheit zu haben, fuhr ich mit den Aufnahmen des Westschachts zu einem Kongreß für Ägyptologie. Dort traf ich Professor Helmut Satzinger, den Direktor der Ägyptisch-Orientalischen Sammlung des Kunsthistorischen Museums Wien. Kaum hatte er die drei Buchstaben gesehen, sagte er:

> „Es sind die drei koptischen Buchstaben chi, xi, su für die Apokalypse. Ihre Zahl ist 666. Anfänglich vertrat jeder Buchstabe ein hieroglyphisches Wesen, eine Idee und eine Zahl. Die Zahl 666 ist verbunden mit dem Glauben, es würde sich um ein schreckliches Tier handeln, das aus dem Meer auftauchen und die Welt zerstören würde.“

Flink nahm er ein Blatt Papier zur Hand und malte die drei Buchstaben auf. Ich habe den Zettel aufbewahrt. Viele Male verglich ich seine Buchstaben mit denen des Schachtes. Bei dem Buchstaben „xi“ konnte ich keine Ähnlichkeit feststellen. Aufklärung kam vom koptischen Katharinenkloster in Sinai, welches sich am Fuße des Mosesberges befindet. Es beherbergt eine Bibliothek mit uralten Schriften verschiedener orientalischen Sprachen wie Aramäisch, Syrisch, Griechisch, Arabisch, Hebräisch, Nabatekisch und Koptisch. Als ich die Bibliothek betrat, waren die Mönche gerade dabei, ihre Bücher auf Mikrofilme aufzunehmen. Ich wartete, bis sie einen Augenblick Zeit für mich hatten. „Xi“ wurde im Altkoptischen anders als heute geschrieben. In altkoptischer Version ähnelte er dem Buchstaben auf dem Schacht. Professor Satzinger hatte die heutige Version verwendet. Koptisch kam 160 n. Chr. auf und

wurde 725 n. Chr. vom Arabischen abgelöst. Bis heute hielt sich Koptisch als Zweitsprache, denn neben der moslemischen existiert in Ägypten weiterhin die koptische Religion.

„Die drei Buchstaben sind weder alt- noch neukoptisch“ schlußfolgerten die Mönche und fügten hinzu: „Es handelt sich um eine ältere Schrift.“

Ich forschte weiter. Meine Methode, etwas einzukreisen und was nicht mehr paßt, zu verwerfen, ließ mich den Kreis enger ziehen. Als ich zufällig einmal auf Runen stieß, wurde mir schlagartig ihre Ähnlichkeit mit den drei Buchstaben auf dem Schacht bewußt. Zwei der drei Runen sind sehr gebräuchlich gewesen und leicht zu identifizieren. Wo Runen sind, waren logischerweise auch diejenigen, die Runen schrieben, nämlich die Nordeuropäer. Es war die Schrift meiner Vorfahren, die vor langer Zeit in der Cheops-Pyramide waren. Von den antiken Ägyptern wurden sie *Shemsu Hor* - die Horussöhne - genannt. Sie galten als blondhaarig und groß. Es sind nicht die einzigen Runen, die in der Cheops-Pyramide gefunden wurden. Allerdings sind es die einzigen in einem öffentlich zugänglichen Raum, die für jedermann sichtbar waren. Neben diesen drei Runen fand bereits Ende der siebziger Jahre der Amerikaner David H. Lewis eine Art Bibliothek antiker Runen Schriften auf Millionen hauchdünner Metallplatten weit unterhalb der Cheops-Pyramide, zu der er und seine Begleiter Zugang über eine enge Treppe hatten, die von der Spitze hinunter führte.

Ich ahnte damals nichts von den Untersuchungen japanischer Wissenschaftler, die schon Jahre zuvor radioaktiven Sand hinter der Wand der Königinkammer fanden. Der amerikanische Autor schrieb, sie hätten mit ihren äußerst feinen Gerätschaften meterdickes Gestein in der Königinkammer durchleuchtet, wodurch sie drei weitere Kammern hinter den Wänden entdeckten. Eine war leer. Eine zweite war von unten bis oben mit radioaktivem Sand gefüllt, und die dritte enthielt eine Statue aus massivem Gold. Die Goldstatue soll nach den Abzug der Japaner verschwunden gewesen und nie wieder aufgetaucht sein. Der Verdacht fiel natürlich auf die Japaner, die ursprünglich beim Chef der Antikenverwaltung eine Genehmigung für die Bergung der Statue beantragt hatten. Ihr Gesuch wurde jedoch strikt abgelehnt. Nachdem die Japaner abgereist waren, fiel dem Antikenchef bei einer Inspektion der frische Mörtel zwischen den Fugen einiger Steine auf, die der Kammer mit der Goldstatue zugewandt waren. Noch 1993 war bei meiner Ankunft der herausgeschälte Stein in der Nordwand der Königinkammer zu sehen. Durch den Diebstahl verlor der Chef der Antikenverwaltung seinen Job und an ausländische Archäologen wurden kaum noch Forschungsarbeiten auf dem Pyramidenplateau vergeben. Neben den Japanern hätten aber auch die Ägypter Zugang zur Statue gehabt, was folgende Episode beweist. Im Mena House Hotel neben der Großen Pyramide sprach mich einmal ein Hehler an, ob ich nicht eine Nacht in der Pyramide verbringen wolle.

„Wäre es möglich?“, fragte ich erstaunt.

Er nickte, schrieb Namen und Adresse eines Mannes in Gizeh auf, der den Schlüssel für die Große Pyramide verwaltete, und bat mich, mit ihm die Einzelheiten meines nächtlichen Besuches zu besprechen. Kaum aber stand ich dem Mann in Gizeh gegenüber, erkannte ich den Chefwärter der Pyramiden wieder. Wegen meiner Verbindungen zu den Autoritäten bestritt er die Informationen, die mir zuvor der Zwischenhändler gegeben hatte. Diesen Schleichwegen hätte sich jeder Dieb bedienen können.

Der radioaktive Sand dagegen läßt mich den wahren Grund des wegrestaurierten Schachtes ahnen. Der Schacht ist zwar noch da, doch seinen Eingang kann nur jemand finden, der meine Fotos kennt. Die Restaurierung in solcher Höhe der

Kammer machte darüber hinaus überhaupt keinen Sinn, da dort keine Graffitis waren. Die drei Runen markierten eindeutig den Schacht. Sie waren nicht wahllos auf die Wand geschrieben, sondern standen direkt in der Mitte des Schachteinganges. Auf den farbigen Infrarotaufnahmen, die ich vergrößerte, zeichnete sich klar und deutlich die dünne Lehmschicht ab, die seit der Restaurierung den Eingang des Schachtes übertünchte. Ich nahm die Schicht wieder mit Teleobjektiven und verschiedenen Filmen auf. Auf der farbigen Infrarotaufnahme ist die Form des Schachtes noch immer deutlich zu erkennen. Für das Verschwinden des Schachtes hinter einer Lehmschicht kommen mehrere Gründe in Frage. Entweder wurde der Schacht kürzlich durch den Pyramidendirektor geöffnet, wodurch die drei Buchstaben unwiederbringlich zerstört wurden, oder er ließ wegen des radioaktiven Sandes den Schacht verdecken. Als dritter Grund käme die versehentliche Zerstörung der Buchstaben auf dem Schacht in Frage.
Die Runen existierten **Tausende** von Jahren bis sie mit einer Lehmschicht übertüncht wurden. Diejenigen, die in antiker Zeit den Schacht verschlossen, hatten einen Grund, die drei Runen auf die Oberfläche zu schreiben. Die drei Zeichen haben einen Bezug zur Bestimmung des Ortes. Wo auch immer der Schacht hinführt, diejenigen, die den Schacht im Altertum öffneten und verschlossen, haben es gewußt.

Für Furore in der Öffentlichkeit sorgte dagegen der deutsche Ingenieur Rudolf Gantenbrink, der mit seinem selbstgebauten Minicomputer UPUAUT (Öffner der Wege) den Südschacht der Königinkammer erkundete und am Ende eines vierundsechzig Meter langen Tunnels, der im Winkel von zirka vierzig Grad anstieg, auf eine rätselvolle Falltür stieß. Der Schacht war nie richtig erforscht worden. Man nahm an, er wäre nur einige Meter lang. Die Falltür war gesperrt. Die Erbauer hatten Kupferstifte angebracht, die beim Heben eine Blockade bildeten. Der Schacht selbst konnte nur unter großen Umständen in die Gesamtkonstruktion der Cheops-Pyramide eingebaut worden sein. Das unterstrich die Bedeutung des Schachtes. Es sollte noch Jahre dauern, ehe die Öffnung gelang. Kurioserweise lag hinter der ersten eine zweite Falltür, die die Sicht versperrte. Das Eindringen in den Nordschacht ergab dieselbe Lage. Das Gestein des Nordschachtes allerdings zeigte glänzende Stellen, die laut Chris Sondreal, dem Nachfolger von Gantenbrink, auf Wasser verwiesen. An dieser Stelle Spuren von Wasser zu finden, ist äußerst seltsam. Wegen des insgesamt enttäuschenden Ergebnisses wurden Stimmen laut, die auf Untersuchungen während der Restaurierungsarbeiten hinwiesen. Man wußte nämlich seither, daß dort im Südschacht, wo angeblich der zweite Verschlußstein ist, sich in Wahrheit zwei weitere Schachtabschnitte in T-Form um neunzig Grad teilen und tiefer in den Pyramidenkörper eindringen. Zudem hatte der Amerikaner Thomas Danley hinter dem Verschlußstein einen 9,14 Meter großen Hohlraum durch akustische Signale gemessen. Gantenbrink seinerseits maß eine statische Struktur von 4 x 2 Metern hinter der Tür. Er vermutete das Porticulli-System eines Grabes mit drei hintereinander gesetzten Fallsteinen. Gantenbrink war es auch, der beim Reinigen Unmengen milchiger Kristalle aus den Schächten holte. Neueste Forschungen deuten einen spiralförmigen Gang an den inneren Pyramidenwänden an, der um die Pyramide verläuft.
Es gibt also zwei bisher bekannte und zwei unbekannte Schächte der 5,23 x 5,76 Meter großen Königinkammer, die genau auf der Ost-West-Achse der Pyramide liegt.

„Die Erbauer verwendeten in den Schächten der Königinkammer ein einheitliches Maß, wodurch ich in der Lage war, zu sehen, wie es weiterging“, sagte

Rudolf Gantenbrink, mit dem ich mich durch Zufall anfreundete. Seine Aussage ist hinsichtlich des West- und Ostschachtes von größter Wichtigkeit, denn es ist anzunehmen, in den ungeöffneten Schächten dieselben Maße vorzufinden. Zwischen den Schächten der Süd- und Nordwand fließt ein Strom durch die Kammer. An der Westwand fließt ein Energiestrom von unten nach oben; an der Ostwand ein Strom von oben nach unten. In der ganzen Kammer ist ein linksdrehender spiralartiger Wirbel, der von oben kommt. Energien von unten und oben, Energieströme zwischen den geöffneten Schächten der Süd - und Nordwand und ein spiralförmiger Wirbel - was bewirkten sie in der Funktionsweise? Woher und wohin gehen sie? Mit diesen Eigenheiten scheint die Kammer das Herzstück der Pyramide zu sein.

„Die Achse dieser Kammer liegt genau auf der ostwestlichen Mittellinie der Pyramide. Ihre Ausstrahlung ist wie ein Löwe, den niemand anzugreifen wagt. Sie rührte von einem Stein her, der einer in der Ostwand ausgehöhlten Nische angepaßt war. Das war der Scham-Stein des Schicksals, der in der Dunkelheit rotes Licht verbreitete. Er war das pulsierende Herz der Pyramide“, heißt es in sumerischen Schriften über die Königinkammer der Großen Pyramide.
Die Königinkammer liegt unter dem Apex der Pyramide; im Mittelpunkt eines Kreuzes von gleichgroßen Linien im Quadrat. Die vier Neunziggradwinkel, die mit ihrer Spitze auf diesen Punkt in der Mitte führen, sind in der Draufsicht deutlich zu sehen. Vier ist die Zahl der Magie, gleichbedeutend für die vier Himmelsrichtungen Nord, Süd, Ost, West. Wer auch immer in diesem Mittelpunkt steht, sendet seine Ströme auf den Weg eines Kreuzes um den Erdball. Die antiken Baumeister waren Meister im Erzeugen von Energien und Geist, mit denen ihre Bauwerke eichten .Es handelt sich dabei nicht um irgendeine Energie, sondern um eine, die zielgerichtet in einem Gesamtplan eingesetzt wurde. Der elsässische Philosoph, Mathematiker und Archäologe René Aor Schwaller de Lubicz vermaß von 1936 bis1951den Großen Tempel von Luxor und war erstaunt über das kosmische Abbild der universellen Maße, die im Stein sich wiederfanden. Der Tempel markiert das mittlere Chakra im Geflecht der Tempel, die sich von Abu Simbel bis nach Kairo den Nil entlangziehen. Jeder dieser Tempel ist „lebendig“ und seine Energie wirken bis heute. Die Cheops-Pyramide ist in diesem Gesamtplan eingeflochten. Diese Bauwerke werfen ein Licht darauf, in einem anderen Denken entstanden zu sein.
Der Name der Königs- und Königinkammer hat übrigens nichts mit einem König und einer Königin zu tun. Er stammt von den Moslems, da diese Frauen unter einem Satteldach und Männer unter einem Flachdach zu bestatten pflegten.
Nicht zum ersten Mal überkommt mich das Gefühl, die drei Pyramiden von Gizeh dienen Anlagen im unterirdischen Bereich. Neben den drei erwähnten Kammern hinter der Süd-, West- und Nordwand der Königinkammer, gibt es weitere in der Ostwand und unterhalb der Kammer. Die vielen Hohlräume in der Cheops-Pyramide verleiteten den Pyramidenchef zu der Aussage, die Pyramide gleiche einem Schweizer Käse. Unterhalb des Eingangs zur Königskammer, nördlich der Entlastungskammern und unterhalb des Apex sind Kammern gefunden worden. Die **einen** sehen in der Pyramide eine Grabkammer, die anderen einen Einweihungstempel und die nächsten eine Anlage zur Wasserstoffherstellung. Ich habe eher das Gefühl, daß ihre Energien mit den unterirdischen Anlagen korrespondieren.

„Das Felsplateau, auf dem die Pyramiden stehen, ist künstlich begradigt worden, was nur vor dem Bau der Pyramiden erfolgt sein kann“, hatte Rudolf

Gantenbrink mich auf die meterbreiten Streifen geebneten Felsgesteins aufmerksam gemacht, die sich am Fuße der westlichen Kante der Chephren- Pyramide entlangziehen. Ich fotografierte sie bei meinem Flug über den Pyramiden. Von oben waren sie deutlich zu sehen. Anscheinend wurden erst die unterirdischen Anlagen und erst viel später die Pyramiden gebaut. Die Sphinx muß zuletzt gebaut worden sein, denn es gibt Zeichen, die auf einen plötzlichen Abbruch der Arbeiten hinweisen. Der Eindruck wird noch bestärkt von den Funden der Japaner, die unterhalb der Sphinx eine Kammer fanden, von der ein Tunnel zur Großen Pyramide führt. Dieser Tunnel ist von uralten Schriften bekannt. Noch verblüffender ist die Entdeckung von Granitbauten unterhalb der Sphinx. Wie kommen Granitbauten unter das Felsplateau? Dieser Frage muß der Pyramidendirektor auch bei Forschungen in der unterirdischen Kammer, die auch Felsenkammer genannt wird, nachgegangen sein. Ab Mitte der neunziger Jahre war die Kammer gesperrt. Dank meiner Fotoerlaubnis durfte ich wieder hinein. Im Zugang zur Kammer war von Jean Keriselle, einem französischen Forscher, ein quadratisches Loch von etwa drei bis sechs Meter Tiefe ausgehoben worden. 1996 begann ein Österreicher mit dem Weitergraben am Brunnenschacht der Kammer. Zwei seiner ägyptischen Arbeiter erzählten mir davon. Sie gruben quasi vom anderen Ende des Tunnelschachtes, der von der Sphinx zur unterirdischen Kammer führt. Ein Jahr zuvor war ich in der unterirdischen Kammer von einer der beiden Felsengruppen auf den dazwischen liegenden schmalen Pfad gesprungen. Beim Aufprall schallte es plötzlich unter meinen Füßen. Ich klopfte daraufhin die Stelle des Bodens mit einem Stein ab. Wieder schallte es tief unter mir, was ein Hinweis für einen Hohlraum war. Da kratzte ich mit den Fußsohlen ein wenig am Boden. Hervor kam eine Schicht Nilschlamms mit Papyrus, die ein Hinweis auf Nilwasser war. Davon nahm ich einige Proben für den Gesteinsphysiker Prof. Meinhard Landmann mit. Er bestätigte den Nilschlamm und fand darüber hinaus auch Anzeichen von Feldspat, einem Bestandteil des Granits. Ich ging der Frage nicht weiter nach. Sie wurde später von Christoph Lehmann, einem deutschen Filmemacher, aufgegriffen, der in seinem Film Die Cheops-Lüge die Sequenz eines Hohlraumes unterhalb der unterirdischen Kammer zeigte. Der Film beschäftigte sich mit den Forschungen des Österreichers Hermann Waldhauser, der schon zwanzig Jahre zuvor als Ingenieur darauf gekommen war, daß die Große Pyramide im Altertum regelmäßig mit Nilwasser gefüllt gewesen sein mußte. Es fanden sich jede Menge Spuren Nilschlamms und Wasserkristalle. Die Wasserkristalle wurden von einem der Filmakteure ins Fresenius-Institut nach Deutschland geschickt. Die Untersuchungen ergaben fließendes Wasser über einen langen Zeitraum hinweg. Kristallbildungen, die durch hohe Luftfeuchtigkeit entstanden, waren ausgeschlossen, denn sie entwickelten andere Formen.

1995 gab mir der Direktor des Ägyptischen Museums am Tahir-Platz, Dr. Mohamed Fallech, die Erlaubnis, die Mumien der ägyptischen Pharaonen zu fotografieren, ein seltenes Privileg, denn ich bin die einzige ausländische Fotografin, der man eine solche Erlaubnis erteilt hat. Dort wurde ich von einer Luftaufnahme des Gizeh-Plateaus in den Bann gezogen, die von der Ägyptischen Luftwaffe im Jahr 1936 aufgenommen wurde. Das Foto stellt einen herrlichen Überblick auf das Pyramiden-Plateau dar. Auf dieser Luftaufnahme sind die Begradigungsspuren des Felsplateaus deutlich zu se-

hen, die am Fuße der westlichen Kante der Chephren-Pyramide zwei sehr breite, parallel verlaufende Begradigungsspuren zeigen.
Mangels Weitwinkelobjektives reproduzierte ich nicht die ganze Aufnahme mit meinem Fotoapparat, sondern nahm nur einen Ausschnitt auf. Zurück in Berlin, entdeckte ich auf meiner Reproduktion den Umriß eines sehr großen, rechteckigen Baus im Wüstensand. Durch meine Erfahrungen bei der Entdeckung des Ost- und Westschachtes wußte ich von den Nahtstellen, die sich an den Rändern von Hohlräumen bildeten, wo Erdbebenerschütterungen das Gestein hin- und herbewegt hatte. Die Erde „zeichnete“ auf diese Art. Auf meiner Reproduktion sind die Ränder klar und deutlich zu sehen. Der Umriß schien ein Hinweis auf eine unterirdische Halle zu sein. Um dem Phänomen auf die Spur zu kommen, beschloß ich, mir das Pyramiden-Plateau aus der Luft anzusehen. Die Halle war der eigentliche Grund für den Flug über den Pyramiden.

„Um wieviel Uhr möchten Sie fliegen?“, fragte mich der General der Ägyptischen Luftwaffe. Ich wählte die Mittagszeit, weil da im Sommer die Pyramiden keine Schatten werfen. Als ich aber von oben über das Gelände hinwegflog, war mit bloßen Augen nichts zu sehen. Das Ganze schien erst mit der fotografischen Technik zum Vorschein zu kommen. Schon längst wurden in der Archäologie neue Techniken eingesetzt. Diejenigen, die die Techniken beherrschen, werden automatisch in die Archäologie hineingezogen. Die Zeiten des Italieners Giovanni Battista Belzoni waren längst vorbei, der als Pionier der Pyramidenforschung noch mit Schaufel und Spaten ausgrub. Ich verließ mich auf meine fotografischen Techniken. Zunächst vergrößerte ich die Reproduktion der Luftaufnahme des Plateaus auf zwei Meter, klebte den Abzug an die Wand meines Berliner Ateliers und studierte ihn jeden Tag. Mit der Zeit fielen mir Bezugspunkte zu den Pyramiden auf. Den ersten Anhaltspunkt lieferten die Nebenpyramiden. Bekanntlich haben die Cheops- und Mykerinos-Pyramide je drei; zusammen mit der Chephren ergeben sie neun Pyramiden auf dem Plateau. Jede Pyramide lieferte einen Hinweis auf die unterirdische Halle, die der Umriß inzwischen für mich darstellte. Jede hatte eine Verbindung zu ihnen, und zwar nicht an irgendwelchen, sondern an sehr markanten Stellen. Verlängerte ich beispielsweise eine Linie der drei Mykerinos-Nebenpyramiden Richtung Osten, ergab die Linie die nördliche Längskante der Halle. Um den Verlauf der Linie vor Ort zu sehen, kletterte ich extra auf die Spitze der Mykerinos-Pyramide. Die Linie nach Osten war im leichten Winkel nach rechts verschoben. Auf der Luftaufnahme war mir diese Verschiebung kaum aufgefallen. Jetzt, wo ich’s wußte, entdeckte ich sie auch auf der Panoramaaufnahme.
Der zweite Schritt bestand in einer verlängerten Linie der drei Cheops-Nebenpyramiden Richtung Süden. Diese Linie markierte, Zufall oder nicht, die Ostkante der Halle. Auch sie war minimal nach rechts verschoben. Mit Hilfe der sechs Nebenpyramiden war es leicht, zwei Seitenkanten der Halle zu finden. Sie scheinen von den Erbauern als Orientierungshilfe gedacht gewesen zu sein. Wie sich herausstellte, sollten die Nebenpyramiden nicht die einzigen Bezugspunkte bleiben.
Der dritte Schritt bestand in einer verlängerten Grundlinie der Westkante der Cheopspyramide Richtung Süden. Sie ergibt die Westkante der Halle. Nun hatte ich schon drei Seitenkanten, Nord, West und Ost, der Halle ausfindig gemacht. Die Südkante ergibt sich automatisch aus den Größen der anderen drei. Anhand dieser drei Schritte war ich nun in der Lage, die Halle nicht nur klar zu lokalisieren, sondern auch ihre Länge von ungefähr dreihundert Metern auszurechnen, da sie sich parallel zur Südkante der Cheops-Pyramide hinzieht. Aus deren Länge sowie der der

Nebenpyramiden und des Zwischenraumes ergab sich die Länge der Halle. Hätte der rechteckige Umriß keinen Sinn, würden sich diese Bezugspunkte unmöglich ergeben. Der vierte Schritt bestand in der Entdeckung, daß die Nord-Ost-Ecke der Halle auf der Hypotenuse eines Dreiecks liegt, welches alle neun Pyramiden verbindet und in der Spitze der Chephren-Pyramide mündet. Im fünften Schritt stellte sich ein Bezugspunkt zur Sphinx heraus. Zog ich nämlich eine Linie von der Sphinx zur Spitze der Cheops-Pyramide und eine andere, gegenüberliegende Linie im gleichen Winkel und der gleichen Richtung, so endete sie im Schnittpunkt der verlängerten Linie der Mykerinos-Nebenpyramiden, die die Nordkante der Hallen darstellt. Die Linien ergaben das Dreieck: Cheops-Pyramide, Sphinx, Hallen. Von der Spitze der Cheops-Pyramide Richtung Süden führt die Grundlinie des Dreiecks in einen Schnittpunkt aller drei Linien. Da dieser Punkt äußerst markant ist, vermute ich dort den Eingang der Halle. Das System der Pyramiden und seiner Anlagen ist klar und deutlich strukturiert, woraus sich schließen läßt, daß dem Pyramidenkomplex von Gizeh ein Gesamtplan zugrunde liegt. Erst die Kenntnis des Gesamtplanes offenbart die Lage der Halle. Der Umriß war anfangs nur der Einstieg für mich gewesen, einen umfassenderen Blick aufs Pyramiden-Plateau zu werfen. Jede Pyramide auf dem Plateau gibt einen Hinweis auf die Lage der Halle, ihre Größe, sowie deren Begrenzung. Die Bezugspunkte sind leicht in der Draufsicht zu überprüfen.
Die Halle war der Grund meiner nächtlichen Ausritte gewesen. Ich markierte die Stelle in der Wüste, unter der ich den Eingang vermutete. Es ist der unauffälligste Punkt des gesamten Pyramiden-Plateaus. Weit im Süden fällt das Terrain ab und bildet eine flache Ebene, die zum Reiten genutzt wird. Ich bin unzählige Male über sie hinweggeritten, ohne geahnt zu haben, dort die „Hallen der Aufzeichnungen“ zu vermuten. Nach nichts wurde besessener in dieser Zeit gesucht. Sie gelten als die älteste Bibliothek der Welt. Man suchte sie unter der Cheops-Pyramide und unterhalb der Sphinx. Sie befindet sich aber viel weiter südlich, an einer weniger zentralen Stelle. Bei der Halle soll es sich um die Überlieferungen der menschlichen Geschichte aus der Zeit vor Beginn unserer jetzigen Zivilisation handeln. Von ihrer Existenz erfuhr die Welt durch den amerikanischen Fotografen Edgar Cayce, der in den zwanziger Jahren als junger Mann von einem Tag zum anderen plötzlich nicht mehr sprechen konnte. Kurioserweise begann er im Schlaf zu sprechen. Vom Inhalt wußte er im Wachzustand selbst nichts. Cayce starb 1946. Die „Readings“ wurden notiert und befinden sich heute in der Edgar-Cayce-Foundation in Florida, zu der der Pyramidendirektor ein enges Verhältnis pflegt. Inhaltlich erregten sie weltweites Aufsehen, weil die Sicht Cayces mit dem geläufigen Weltbild der Gegenwart kollidierte. Edgar Cayce sah die Existenz und Entdeckung der Hallen voraus. Sie wären unterhalb des Gizeh-Plateaus. Er nannte sie „hall of records“ (Halle der Aufzeichnungen). Bei ihnen ist von einem ganzen Hallenkomplex auszugehen. In den neunziger Jahren schickten die Amerikaner einen Archäologen, der die Hallen finden sollte. Ich traf ihn einmal im Büro des Pyramidendirektors. Nach jahrzehntelanger Suche behauptete er in einem Interview, auf dem Plateau wäre nichts davon zu finden gewesen.

Ein Pfiff holt mich aus der Betrachtung. Von seinem Posten aus zeigt Yuya in die Richtung, aus der ein Mann direkt auf mich zukommt. Ich erschrecke zu Tode. Aber der Mann läuft an mir vorbei, ohne mich zu beachten. Er entpuppt sich als harmloser

Viehhirt auf dem Weg zu seinen Schafen, die in der Ferne zu sehen sind. Sollte er ins Dorf gehen und mich anzeigen, denke ich, braucht er mindestens eine halbe Stunde. Besser ich verschwende meine Zeit nicht mit Angstvorstellungen und wende mich wieder den Pyramiden zu.
Ich kann mein Glück kaum glauben. Niemand stört mich. Hoffentlich kommen nicht ausgerechnet heute die Arbeiter! denke ich, während ich den angefangenen neuen Steinmantel fotografiere. Ich klettere auf das Dach der Pyramide, die in der Mitte einen Schacht hat. Dabei scheuche ich zwei Eulen auf. Der Pyramidenkern ist stabiler als die Außenwände. Der Schacht führt in das Herz der Pyramide hinein. Die rechteckigen Steine sind exakt, Quader für Quader, aneinandergesetzt. Es ist nicht dieselbe Gesteinsart wie die des chaotisch gebauten Pyramideninnern. Drei oder vier verschiedene Gesteinsarten zähle ich, die insgesamt für den Bau verwendet wurden. Der Schacht ist ungefähr 70 x 70 cm groß und von unbekannter Tiefe. Ob es im Schacht noch weiter geht, kann ich nicht sehen. Der Boden ist mit Sand verschüttet. Eine Barriere aus Holzbalken versperrt die Sicht. An der Wand ist weiße Kalkfarbe zu sehen, die offensichtlich beim Hinunterschütten einige Ziegel verspritzten. Mastabas wie diese haben unterirdische Hohlräume, die mitunter reich ausgestattet sein können. Es ist vor diesem Schacht gewesen, wo der Junge gesagt hat, die Pyramide habe viel Gold enthalten. In das Innere der Pyramide drängt es mich nicht. Vermutlich steht der unterirdische Bereich sowieso unter Wasser.
Die Pyramiden der fünften Dynastie von Saqqara fallen mir ein. Sie sind nicht rechteckig, sondern quadratisch und haben eine Spitze, doch gleichen sie ihnen in der Bauweise. Die Pyramiden von Userkaf und Tetis gehören einer Zeit an, in der das angeblich glorreiche Pyramidenzeitalter bereits untergegangen war. Sie sind nicht die einzigen dieses Typs in Saqqara. Was mich stutzig macht, ist die ähnliche Bautechnik, die von der ersten und der fünften Pyramidendynastie angewandt worden ist. Dagegen ist der Unterschied in der Technik zwischen den kleinen unbekannten und den großen Pyramiden ein Quantensprung. Offiziell wird die Große Pyramide von Gizeh der vierten Dynastie zugeordnet. Sie ist unübertroffen die Beste. Die Steinhaufen vor mir sollen also viel älter sein? Da stimmt etwas nicht in der Zuordnung. Angeblich stammen sie aus der Anfangszeit, sind also die ersten Pyramiden Ägyptens. Der amerikanische Autor vermutete gar, sie wären fünfhundert Jahre älter als offiziell angenommen. Hundert Jahre mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an, denke ich. Sie gelten ohnehin als die ältesten Ägyptens. Falls sie es wirklich sind, wie die gängige Lehrmeinung behauptet, so waren nicht die alten Ägypter die Erbauer der Großen Pyramide von Gizeh. Wahrscheinlich auch nicht die aller anderen großen Pyramiden. In diesem Licht gesehen, entspräche die Pyramide El Lahun von Medun dem einzigen Versuch der alten Ägypter, eine große Pyramide im Stil der von Gizeh zu bauen. Ein Versuch, der mißlang, denn sie stürzte noch vor der Fertigstellung ein. Die drei Pyramiden von Gizeh weisen nicht denselben Reichtum an Skulpturen und Wandbildern auf wie die der primitiven Technologie.

Im Gegensatz zu den primitiven Pyramiden sind die drei von Gizeh keine Grabmäler der Pharaonen, weil niemals eine Mumie darin gefunden wurde. Der Fund Howard Vyses, eines Engländers, der in der Mykerinos-Pyramide angeblich Sarg und Skelett des Pharaos gefunden haben wollte, stellte sich als Betrug heraus. Sarg und Skelett waren nicht echt. Es war irgendein Skelett, welches Vyse – oder einer seiner Arbeiter – in den Sarkophag legten, der neu angefertigt worden war. Die Ägyptologen verschweigen diesen Betrug. Er scheint jedoch nicht der einzige Betrug Vyses gewesen zu sein, über einen zweiten, noch folgenreicheren, wird heftig gestritten. In einer der Entlastungskammern über der Königskammer der Großen Pyramide wurde

die Kartouche mit den Hieroglyphen von Pharao Cheops gefunden. Sie ist die einzige, denn ansonsten zeigt die gesamte Pyramide keine Schriften oder Bilder. Derjenige, der die Hieroglyphen schrieb, hat sich allerdings mit der alten Schreibweise aus der Zeit des Cheops nicht ausgekannt, denn die Schreibweise ist falsch. Vyse hatte über der ersten Entlastungskammer, die Davison entdeckte, weitere vier gefunden. Er hatte dort gearbeitet, kannte also die Kammern. Demzufolge wäre es ihm ein leichtes gewesen, die Kartouche anzubringen. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß man nicht wußte, wie der Name zur Zeit des Pharaos geschrieben wurde. Eher ist anzunehmen, Vyse habe es nicht gewußt, da er Jahrtausende später lebte und sich nicht so genau auskannte. Eine ungeheure Geschichtsfälschung nahm ihren Lauf. Es gibt einen Zeugen der Fälschung namens Humphries Brewer, der als Maurer bei Vyse angestellt war und von ihm gefeuert wurde, als er sich weigerte, Urkundenfälschung zu begehen. Die Episode hielt der Geschädigte in seiner Familienchronik fest. Sein Urenkel ließ sie heute, nach 150 Jahren, veröffentlichen. Seltsamerweise findet aber die Wahrheit keinerlei Beachtung. Im Gegenteil, man bezieht sich ausgerechnet auf Vyse, um zu beweisen, die Große Pyramide wäre von Cheops erbaut worden.
Es gibt noch weitere Beweise dafür, die die Pharaonen nicht als die Erbauer der drei Pyramiden von Gizeh ausweisen. Auf einer Stele, die schon zu Lebzeiten von Pharao Cheops existierte, wird das Vorhandensein der Pyramide und der Sphinx erwähnt. Warum sollte also die Stele vor dem Bau der Pyramiden errichtet worden sein? Eher scheint der ganze Pyramidenkomplex schon da gewesen zu sein, als die Pharaonen ihren Anfang nahmen.
Wie können wir die Pyramiden verstehen, wenn wir uns nicht einmal selbst verstehen? Wir stehen unserer Natur, unserem Geist, unserer Seele wie Fremde gegenüber. Nicht nur unsere innere Natur ist unbekannt, sondern auch die innere Zusammensetzung der Erde. Wenn der Mensch weder sein Inneres noch das Innere der Erde kennt, wie will er da überhaupt etwas kennen?
Deshalb wurde ein äußerlicher Grund gefunden, wie der des Grabmals des Pharaos, um keine weiteren Fragen zuzulassen. Die Akademiker wurden mehr oder weniger gezwungen, sich auf das Weltbild der Materialisten einzulassen. Da der Mensch Religion braucht, wurde die Wissenschaft zur neuen Religion postuliert. Ihre Dogmen sind heute heilig. Kaum jemand wagt zu widersprechen, obwohl längst klar ist, daß nur der Teil der Wissenschaft und Kunst gefördert wird, der die Menschen verdirbt und verhindert, ihren Geist zu entwickeln.
Menschen von heute gleichen Erwachsenen, die sich nicht mehr an ihre Geburtsstunde erinnern können. Wir wissen nicht, wann die Menschheit entstanden ist und woher sie kommt. Wir wissen nicht, wer wir sind. Unser Weltbild baut auf dem Wissen von Gelehrten auf, die ihre Kopfgeburten zu Dogmen mit religiösem Charakter machen. Im Zeitalter des Materialismus berufen sich die Wissenschaftler auf das Sichtbare. Prüfstein sind die Augen, um etwas nachzuweisen. Was unsichtbar ist, existiert nicht. Augen jedoch täuschen.

Man nimmt nur wahr, was man für wahr hält.

Der Mensch sieht, was er glaubt, nicht, was ist. Damit baut die Wissenschaft auf ein Trugbild auf, denn die Augen sehen nur einen winzigen Bruchteil. Wird der sichtbare Teil aber für das Ganze genommen, entsteht Täuschung. Augen sehen Begrenzungen und Unterschiede. Der Unterschied erscheint nur für die Augen. Wer sich von den Augen leiten läßt, wird nie das Ganze sehen können. Die westliche Welt ist auf

das Äußere geeicht, auf die Erscheinung und darauf, wie etwas auszusehen hat, nicht wie es ist. Wir identifizieren uns mit dem Sichtbaren, mit den Rollen, die uns das Leben aufzwingt –Familie, Arbeit, Geld –, und lassen dabei unsere geistigen Potenzen außer acht. Wären Leben und Tod nicht geteilt, bestünde das Problem nicht. Wir würden unsere eigentliche Natur wahrnehmen. Denn das Bewußtsein bleibt nach dem Tod erhalten. Nur der Körper löst sich auf.
Pyramiden sind überdies auf der ganzen Welt gefunden worden, nicht nur in Ägypten, Griechenland, Mexiko, Peru und China, sondern auch in Bosnien, Deutschland, Österreich, Italien, Indonesien, auf Tahiti, Taiwan, in der Mongolei, auf den Kanarischen Inseln und Maurizius. Inzwischen schälen sich Pyramiden aus dem schmelzenden Eis des Nordpols heraus, und auf dem Grund des Atlantiks wurde eine noch größere Pyramide als die Große Pyramide entdeckt. Die Erde gibt ihre Geschichte frei, und staunend nehmen wir sie zur Kenntnis
Mögen einem normal Sterblichen sechstausend Jahre als eine sehr lange Zeit erscheinen, so sind sie nichts im Vergleich zum Alter der ägyptischen Geschichte. Warum verleugnen die Ägypter dieses Alter? Warum zerstören sie ihre ältesten Pyramiden? Fällt es ihnen schwer anzuerkennen, was vor vielen Jahrtausenden auf dieser Erde geschah? Man hat in Ägypten, Griechenland, England, Peru, Ecuador und anderen Ländern Mumien gefunden mit bemerkenswert großen Schädeln und Riesenskelette, die überhaupt nicht denen der Einheimischen ähnelten. Die Riesen sahen zwar genauso aus, waren aber wesentlich größer, als wir es heute sind. Darüber hinaus hat man Spuren der Blutgruppe A entdeckt, einer Blutgruppe, die eigentlich nur die Europäer aufweisen. Die typische Blutgruppe in Ägypten ist 0. Die alten Ägypter scheinen in vordynastischen Zeiten genauso vermischt gewesen zu sein, wie sie es heute sind. Es sind vier verschiedene Menschentypen gefunden worden: Negroide, Weiße, Gemischte und Cro-Magnons. Aufzeichnungen aus alten Gräbern besagen, Neter und Schemsu Hor hätten lange vor der offiziellen dynastischen Zeitrechnung geherrscht. Wenn sie so riesengroß waren, dürfte es für sie kein Problem gewesen sein, tonnenschwere Monolithe so haarscharf aneinanderzufügen, daß nicht einmal eine Rasierklinge dazwischenpaßte. Das hieße also, die Cheops-, die Chephren-, die Mykerinos-Pyramide wäre nicht von den alten Ägyptern, sondern von ihren Vorfahren erbaut worden. Ein ägyptischer Dichter aus dem 10. Jahrhundert überlieferte ein noch höheres Alter. Er hatte die Außenverkleidung der Chephren-Pyramide noch gekannt, bevor die Steine abgetragen und für den Häuserbau von Kairo verwendet wurden. Ein Erdbeben hatte damals die Stadt verwüstet. Seinen Worten nach soll auf der Pyramide gestanden haben, sie wäre erbaut worden, als das Sternbild Vega im Krebs lag. Beim Nachrechnen ergab sich ein unvorstellbares Alter, in dem die letzten sechstausend Jahre unserer Kulturepoche nur ein Klacks sind. Eine andere Überlieferung stammt von einem arabischen Historiker aus dem 9. Jahrhundert. Der Inhalt entstammt einem koptischen Manuskript, das in der Bibliothek Oxford aufbewahrt wird. Er berichtet vom König Surid, der dreihundert Jahre vor der großen Flut gelebt habe. In einem Traum hätte der König gesehen, wie die Erde sich auf ihrer eigenen Achse drehte, die Sterne vom Himmel fielen und schließlich aufeinanderprallten. Die Menschen hätten sich vor dem Getöse, welches diese Erscheinungen begleitete, auf den Fußboden geworfen. Augenblicklich habe der König von seinen Priestern Berechnungen anstellen lassen. Diese haben über die nächsten Jahre Klimaveränderungen und eine große Flut vorausgesagt. Daraufhin habe Surid die großen Pyramiden bauen lassen und sie mit seltenen Reichtümern gefüllt, wie Schätze, Ornamente, eiserne Geräte, die nicht rosteten, sowie Glas, das man biegen

konnte, ohne daß es zerbrach. Falls er und sein Volk untergehen sollten, würden die Pyramiden und ihr Inhalt die Erinnerung an sie wachhalten. Surid soll Thot gewesen sein. Insgesamt herrscht über das Alter der Großen Pyramide Uneinigkeit. Ägyptologen wie Carmen Boulter aus Kanada halten sie für sehr alt, andere behaupten, sie wäre ungefähr 2.500 v. Chr. gebaut worden.
Mich interessiert aber jetzt nur eine Frage: Wie haben sie es fertiggebracht, Gebäude zu bauen, die sämtliche Zeiten überdauerten? Das Alter der Großen Pyramide ist das Zeugnis eines vollkommen anderen Denkens als das heutiger Menschen.
Nach allem, was in den letzten Tagen passiert ist, schenke ich den alten Überlieferungen mehr Glauben als den Beamten der ägyptischen Antikenverwaltung. Wenn die geheimen Pyramiden beweisen, daß die alten Ägypter nie imstande gewesen sind, eine große Pyramide zu bauen, kann ich die Angst der Regierung verstehen. Immerhin verdient sie eine Menge Geld mit ihrer Version der Pyramiden als Grabmäler der Pharaonen.
Gewiß hat die Große Pyramide etwas mit Tod zu tun. Sie jedoch als Grabmal zu bezeichnen, zeugt eher von Unverständnis gegenüber der Totenwelt. Früher galt sie als das Haus des Osiris, des Totengottes. Eine interessante Episode beschreibt Paul Brunton, ein Engländer, der 1945 eine Nacht in der Königskammer allein verbrachte. Es war ihm damals nur unter allergrößten Schwierigkeiten gelungen, eine Genehmigung zu bekommen. Ihm erschienen in einer Vision zwei antike Priester, die ihm vorwarfen, in das Haus der Toten gekommen zu sein, sie wollten ungestört bleiben. Das Gebiet ringsherum ist eine Nekropole. Nachdem sich Paul Brunton von den Priestern nicht abwimmeln ließ, folgte er ihnen. „Dreh dich nicht um!“, trugen sie ihm auf. Er sah sich in einem unbekannten Tunnel ihnen folgen, doch seinem Drang, sich umzudrehen, konnte er nicht widerstehen. Augenblicklich erwachte er aus seiner Vision und fand sich in der Königskammer wieder. Er nahm die Große Pyramide als Kanal wahr, um mit seiner Seele in die Ätherwelt zu gehen. Und es ist die Welt des Äthers, in der die Toten weilen. Die beiden Priester kamen aus dem Äther, jener Welt, die gemeinhin als Jenseits oder Unterwelt gilt – bei den alten Griechen wurde sie Plasma benannt. Mit der Unterwelt ist aber nicht nur die Erde, sondern auch die Luft, der Äther des nahen und fernen Weltraums gemeint, also das endlose Gebrabbel des Kosmos. Dorthin gehen menschliche Seelen nach der Abtrennung vom Körper, also nach dem Tod. Jede Seele hat den Drang, in diese Urheimat zurückgehen zu wollen, aus der ihr Sein stammt. Eine Seele ist nicht ganz feinstofflich, sondern hat etwas von Luft, Nebel, Dunst und Hauch, aus dem der Äther nun einmal besteht. Der Nebel, der die Pyramiden einhüllte, verbarg also Armeen von Toten.

In Berlin traf ich einmal eine Ärztin, die während einer Operation beinahe gestorben war. Sie sah sich an einem Fluß im Innern der Erde. Ein freudetrunkenes Gefühl nie gekannter Liebe überfiel sie, was sie verführte, nicht mehr in den Körper zurückgehen zu wollen. Über den Fluß führte eine Brücke. „Willst du da wirklich hinübergehen?“, fragte eine Stimme in ihr. In diesem Moment erinnerte sie sich ihrer Zwillinge, die erst ein Jahr alt waren, und kehrte zurück. Das Nahtoderlebnis führte sie in die Parallelwelt, die auch Paul Brunton wahrgenommen hatte. Ich kenne noch drei weitere Menschen, die sich weiterleben sahen, während sie fast starben. Seither ist ihnen geläufig, nicht nur aus Materie zu bestehen. Die Seele löst sich nicht nur im Tod vom Körper, sondern auch im Schlaf, mitunter in der Meditation. Fotos von toten, schlafenden und meditierenden Menschen zeigen ähnliche Zustände der Starre, die einen Zustand der Ekstase herbeiführen können, was auch unter Drogen geschehen kann.

Jeder nimmt die Pyramidenkraft auf andere Weise wahr, weil das Innere der Menschen völlig verschieden ist. Augenzeugen von Napoleon berichteten, er habe lange allein in der Großen Pyramide gesessen und wäre in einem völlig veränderten Gemütszustand herausgekommen. Was er im Innern der Pyramide erlebt hatte, ist unbekannt.
Ein ägyptischer Arzt, der mich einmal in die Königskammer begleitete, empfand sie als Bedrohung. Wir setzten uns auf den großen Stein neben dem Sarkophag. Nach fünf Minuten schlief er ein. Kaum war er wach, rannte er wie von der Tarantel gestochen, aus der Königskammer. Ich rannte hinter ihm her.

„Warum rennst du weg?“, wollte ich draußen wissen.

„Im Traum sah ich auf der gegenüberliegenden Wand sich einen Tunnel öffnen. Etwas bewegte sich auf mich zu. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich beim Näherkommen einen rollenden Stein. Bevor er mich erschlug, wurde ich wach. Den Rest kennst du. Keine zehn Pferde bringen mich je wieder in diese Pyramide!“, rief er außer sich und ging.

Einen sich öffnenden Tunnel in der Wand der Königskammer hatte auch Paul Brunton gesehen, während er den Priestern gefolgt war. Beim Aufwachen war dort kein Tunnel zu sehen.
Der Stein hat wie der Mensch Bewußtsein. Zwischen Menschen und Steinen gibt es eine Verbindung, genauso wie zwischen den Lebewesen der Erde, egal wie unterschiedlich sie aussehen. Der Geist ist mit dem Äther verbunden. Durch die Luft wird er eingeatmet. Mit dem letzten Atemzug verläßt uns der Geist und geht in den Äther zurück. Die Steine der Großen Pyramide leben. Das wurde mir zur Sonnenfinsternis am 11. August 1999 klar, die vielen Menschen als Weltuntergang galt. Gegen elf Uhr ging ich zum Singen in die Große Pyramide. Ich war allein. Zum hundertsten Mal überließ ich mich dem Klangraum der Großen Pyramide. Obwohl ich zum Singen gewöhnlich die Königskammer bevorzugte, entschied ich mich diesmal für die Königinkammer. Ich weiß nicht warum. Ich verließ mich auf die Wirkung des Kehlkopfchakras, dessen Energie eine starke Wirkung auf das Unbewußte hatte, so daß ich erfahrungsgemäß das Richtige tat, indem ich spontan und intuitiv handelte und später aus den Handlungen heraus spürte, was eigentlich geschah. Das Unbekannte drückte sich unangemeldet, spontan, verborgen, geheimnisvoll aus und fand in monochrom gesungenen Tönen einen plötzlichen Ausdruck, ohne daß ich sagen könnte, woher die Töne kamen. Sie kamen wohl aus dem Schall. In einer Art Kommunikation wurde ich mit dem Schall der Töne von Ebene zu Ebene getragen. Da die Töne von den Wänden zurückschallten, hörte es sich tatsächlich an, als würden die Töne von den Steinen kommen. Ich hatte das Gefühl, über mir würde sich der Himmel öffnen und ein unbekannter Teil von mir schwebte in die Leere hinaus, in den weiten Ozean der Unendlichkeit. Ich war gleichzeitig da und nicht da, gleichzeitig Fleisch und gleichzeitig Geist, Materie und Antimaterie. Der Ton muß ohne die geringste Anstrengung aus dem Körper kommen, er gleitet im Strom der Atmung, die den Körper verläßt. Alles, was schwer macht, drückt sich auch im Klang der Stimme aus und beeinträchtigt sie. Nie in meinem Leben fühlte ich eine größere Freiheit und Liebe. Ich fühlte mich vereint mit der Kraft des ganzen Universums. Das Vakuum an Energie, welches durch das Echo entstand, ließ mich innerlich schweben. Die Seele, die aus Musik besteht, vereint sich mit sich selbst. In allen Tonlagen vibrierten die Obertöne meiner Stimme. Mein Gesang hörte sich wie der eines ganzen Chores an. Ich sang und sang, wodurch sich langsam ein Magnetfeld in der Königinkammer zu bilden begann. Obwohl ich die Augen geschlossen hielt, nahm ich beim Singen ein weißes Licht wahr. Ich vermochte nicht zu sagen, woher es kam, von außen oder von innen.

Die ganze Kammer war jedenfalls hell. Von ihr ging ein Antrieb reiner Liebe aus. Mein Herz quoll vor Liebe über. Genauso wie es die Ärztin beschrieben hatte. Alles wurde plötzlich kleiner und kleiner, als ich es eben noch wahrgenommen hatte. Ehe ich mich versah, trat meine Seele plötzlich aus mir heraus und schwebte in einem großen, runden Lichtfeld nach oben und geriet mit der Schnelligkeit des Schalls unzweifelhaft in eine völlig andersgeartete Welt. Während ich mit einem Teil von mir flog, stand der andere Teil noch in der Pyramide und sang. Im Schatten der Sonne regte sich etwas . . . ein lebendiger Schatten, der sich in eine Armee dunkler Geschöpfe verwandelte, je näher ich kam. Etwas Bedrohliches ging von ihm aus, als wäre die Verfinsterung eine Versammlung dunkler Geister, die ihre böse Saat zu verstreuen gedachten.

„Haut ab!“, sagte ich spontan, ohne zu wissen, was eigentlich geschah.

„Wie kannst du noch an die Menschen glauben, wo sie doch die ganze Erde zerstört haben? Wir werden ihrem Treiben ein Ende setzen!“, vernahm ich in mir ihre Stimmen.

„Sie ändern sich!“, gab ich zurück, ohne den geringsten Zweifel im Herzen zu hegen. Ich weiß nicht, wie mir geschah. In der Kammer muß eine Menge Licht gewesen sein, das mich völlig veränderte. Während ich diese Worte sprach, ergriff mich eine nie gekannte Liebe zu den Menschen, etwas, was nur ein Mensch spüren kann.

„Sie schaffen es!“, rief ich noch einmal aus und flog unterdessen mitten in ihre Menge hinein. Ich drehte mich herum. Dort, wo ich durch sie hindurchgeflogen war, klaffte durchsichtige Luft. Nur an den Rändern des Lichtfeldes, in dem ich mich befand, waren noch ihre versprengten Schatten zu sehen.

Als ich später aus der Pyramide lief, erinnerte ich mich an die Worte des Physikprofessors aus Deutschland, der die Fotos des Westschachtes studiert hatte. Kurz vor meiner Abreise nach Ägypten hatte er einen Traum, wo er mich mit der Pyramide nach oben fliegen sah.

Schlagartig wurde mir ein Erlebnis vergegenwärtigt, welches ich 1998 in der Großen Pyramide hatte. Ich war mit einer Freundin in der Großen Pyramide, die wegen Restaurierungsarbeiten eigentlich mal wieder geschlossen war, aber der Pyramidendirektor hatte mir die Fotoerlaubnis unter der Bedingung erteilt, einige Fotos dafür geschenkt zu bekommen.

Einer alten Gewohnheit folgend, fotografierte ich nicht sofort, sondern ließ die Pyramide auf mich wirken. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, sie wieder fast allein haben zu können. Der Restaurator war begeistert von meinen Gesängen und bat mich, ihm in der Königskammer ein Ständchen zu geben. Ich sang mich wieder in Trance. Auch die mir zuhörten, meine Freundin und der ägyptische Restaurator, waren in Trance geraten. Ich spürte, daß die Welt an Tönen hänge. Jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein hat einen Ton. Jeder ersingt die Welt neu. Die Mönche aller Klöster haben den ganzen Tag gesungen.

Der Schall hat die Eigenschaft, Menschen zu beleben oder zu töten. Im alten Ägypten wurde eher eine Energiesprache angewandt, die jedem Menschen seine ureigene Frequenz zuschrieb. Sie zu kennen, bedeutete, jemanden zu beherrschen. Wer seine Energie preisgab, war leicht angreifbar. Deshalb hatten die Pharaonen verschiedene Namen, geheime und öffentliche. Ebenso die Götter. Die offiziellen Namen gaben ihre Frequenz preis. Ein Name hat bis heute diese Bedeutung. Sich viele Namen zu geben, sollte verwirren. Götter geben sich nicht zu erkennen, sie verstecken sich. Deshalb sind die Namen der Götter in allen Ländern verschieden.

Der Restaurator verließ uns nach einer Stunde, während ich weitersang. In der Pyramide ist der Schall so groß, daß jeder Ton, egal wo er entsteht, in der ganzen Pyramide widerhallt. Auf diese Weise sind die leisesten Töne überall zu hören.

Nach einer Weile waren aus der Ferne der Korridore Stimmen zu hören, die von Besuchern stammen mußten, die gerade die Pyramide betreten hatten. Die Pyramidenwärter besserten mit etwas Backschisch gern ihr karges Gehalt aus. Ich unterbrach meinen Gesang, lief aus der Königskammer und schaute die Treppen der Großen Galerie hinab. Eine Gruppe von etwa dreißig Menschen kam der Reihe nach die Treppen hinauf. Es waren Farbige, Männer und Frauen. Meine Freundin war in der Königskammer geblieben. Kaum betraten die Menschen die Kammer, warfen sie sich zu Boden, die entsetzlichsten Töne von sich gebend. Ihr Schreien, Stöhnen, Wimmern, Heulen und Jaulen drang tief in unsere Gehirnwindungen ein. In meinem ganzen Leben vernahm ich nie entsetzlichere Töne. Ohne jeden Zweifel hatten sie sich genauestens auf diesen Auftritt vorbereitet und wußten, was sie taten. Es waren keine Ägypter. Sie sprachen englisch. Mir schien, sie erzeugten einen Ton, den sie auch im wirklichen Leben hören wollten. Völlig von Sinnen und mit einem Hauch von Wahnsinn im Gesicht stürzte meine Freundin aus der Kammer. So schnell wir konnten, rannten wir, die Ohren zuhaltend, die Treppen der Großen Galerie hinunter. Es waren todbringende Töne. Das war zu spüren. Unten angekommen, kam uns eilends der Wärter entgegen, der nach oben eilte, um den Spuk zu beenden. So kurz, wie die Tonkanonade gedauert hatte, so schnell war sie auch beendet. Der Wärter schmiß die Gruppe raus. Schweigend verließ jeder einzelne die Pyramide. Es waren Schwarzmagier, die die Pyramidenkraft und den Schall benutzten, um Unheil zu erzeugen.

Als Napoleons Wissenschaftler das Land kartographierten, nahmen sie die Große Pyramide als Nullmeridian, um Längengrade einzuzeichnen, und fanden dabei heraus, daß die Lage der Großen Pyramide die Erde in zwei Hälften teilt. Die Landfläche im Osten ist dabei genauso groß wie die im Westen. Die Lage der Großen Pyramide bildet so den natürlichen Nullpunkt für die Längenmessung der ganzen Erde. „Das Haus, in dem die Messung mit der Schnur beginnt“, hatten die Sumerer sie beschrieben. Die Franzosen stellten fest, daß keine andere Pyramide ihr gleiche. Art und Technologie unterscheiden sich fundamental von denen der kleinen Pyramiden. Die großen muten wie von Riesen erbaut an, während die kleinen von Zwergen zu stammen scheinen. Der große Unterschied im Denken läßt nicht auf ein und dieselbe Gruppe schließen, sondern auf zwei gänzlich verschiedene Kulturen, die weit auseinanderklaffen. Dem Anschein nach werden die Theorien, die diese Bauwerke sämtlich den ägyptischen Pharaonen zuschreiben, absichtlich gefördert, wohingegen Fakten, die das Gegenteil beweisen, unter den Tisch gekehrt werden. Die primitiven sind eine Nachahmung. Selbst wenn die Chronologie geändert werden würde, stellt sich die Frage, wie sich der Geist der einfachen Pyramiden-Konstruktionen in nur wenigen Jahrhunderten auf ein so hohes Niveau wie das der Großen Pyramide schwingen konnte, wo doch die Menschheit bis heute nichts Vergleichbares hervorgebracht hat. Die Technologie der Großen Pyramide ist heute, nach 4500 Jahren, immer noch ein Rätsel. Kaum hatten sie also im Altertum diesen Quantensprung vollbracht, fielen sie schon wieder aufs Anfangsniveau zurück. Nach der offiziellen Rechnung müßten sie dieses Kunststück in knapp vier Jahrhunderten

vollbracht haben. Das klingt absurd. Ich kenne keine vergleichbaren Quantensprünge unserer Kulturepoche der letzten zwei-, dreitausend Jahre. Die Hagia Sophia und der Mailänder Dom liegen in ihrer Technologie weit unter dem Niveau der Großen Pyramide.
Nordwestlich der Großen Pyramide fand ich in der Wüste geschmolzene Steine, die von großer Hitze zeugten. An der Patina war die Hitze zu erkennen, die vor langer Zeit eingewirkt haben mußte. Wo war die Hitze hergekommen, die es vermochte, Steine zu schmelzen? Ihre Kraft vermochte sogar Steine verglast zu haben, worauf das grüne Glas hindeutet, welches überall in der Libyschen Wüste herumliegt. Genauso seltsam ist ein großer Stein, den ich in der Nähe der Großen Pyramide fand, in dem eine große spiralige Muschel eingeschlossen war. Er stammte von einem Tempel oder einer Pyramide. Diesen Typ von Muschel hatte ich noch nie gesehen, sie sah aus wie aus einer fremden Zeit. Auch auf den Spitzen anderer namenloser Pyramiden, die aus dem Sand herausragten, fand ich manchmal große Muschelhaufen, wie sie unter Wasser zu beobachten sind. Sie liegen im Süden der drei Pyramiden von Gizeh. Ich ritt oft allein zu einer, um mich auf ihre Spitze zu setzen. Dort klebten an den Steinen jede Menge fossiler Muscheln neben einer Kruste versteinerter Algen. Im Grunde genommen braucht man nur die ältesten Bauwerke der Welt, die drei Pyramiden von Gizeh, genauer zu betrachten, um in Hader mit der modernen Weltsicht zu kommen. Eingebläute Dogmen brechen wie von selbst zusammen.
Die alten Griechen, die sich an den alten Ägyptern orientierten, überliefern das Kreisen eines Kometen um die Erde, der den Planeten ausgetrocknet haben soll. Seine Hitze würde die verglasten Steine erklären.
Auf wundersame Weise fange ich an, den roten Faden meiner Ägyptenreise zu begreifen. Die großen Zusammenhänge offenbaren sich mir langsam. Ist es nicht sonderbar, frage ich mich, daß ich erst, seitdem ich Yuya kenne, weite Strecken durch die Wüste reite? Yuya und ich reiten täglich in die Wüste. Die Pferde mieten wir von einem Nachbarn. Anfangs beschränkten wir uns noch auf das Pyramidenplateau. Später aber weiteten wir unsere Ausflüge bis nach Abusir, Saqqara und Dashour aus. Durch das Reiten lernte ich den ganzen Süden kennen.

Die Pyramiden vor mir sind nicht die einzigen geheimen, die ich kenne. Ich kann sie längst nicht mehr zählen, so viele habe ich gesehen. Auf unseren Ritten von Gizeh Richtung Dashour haben Yuya und ich unzählige Pyramiden gestreift, die in keinem Buch zu finden sind. Niemand kümmert sich um sie. Keiner schenkt ihnen Beachtung. Fast alle sind im Armeegebiet. Die Absperrzäune sind voller Löcher. Da keine Armeeposten zu sehen waren, banden wir die Pferde an und kletterten über den Stacheldrahtzaun. Die Pyramiden waren im Kern mit Mörtel gebaut und ähnelten sich in der Bauweise. Bei allen fehlte die Außenverkleidung. Eine dieser Pyramiden ist im einen oder anderen Touristenführer zu finden. Es ist die von Abu Gurob, kurz vor Abusir. Sie hat wunderschöne Wasserbecken aus Alabaster. Auch bis hierhin reichte der Nil einst. Früher müssen die Pyramiden des Westufers am Wasser gestanden haben. Im Wasser müssen sie phantastisch ausgesehen haben! Auch in Abu Gurob ist das Grundwasser gestiegen. In der Nähe wächst Schilfgras, obwohl die Pyramide im trockenen Wüstensand steht.
Weiter südlich befinden sich die abgesperrten Pyramiden von Abu Harian. Sie liegen hinter dem neuzeitlichen Friedhof des gleichnamigen Dorfes. Sie sind fast vollständig von Sand zugedeckt. Nur ihre Spitzen schauen heraus. Inmitten dieser Pyramiden führt ein quadratischer Schacht senkrecht in die Tiefe der Erde. Er ist mindestens hundert Meter tief. Diese Schächte sind mir von Gizeh geläufig, wo sie etwa

anderthalb Kilometer südlich der Großen Pyramide liegen. Zwei davon haben dort dieselbe Tiefe und die gleichen Ausmaße von zirka 2 x 2 Metern. Diese beiden sind die einzigen, die kürzlich gesäubert worden sind, denn die Bewohner ringsherum benutzen die Schächte heutzutage als Müllhalde. Dadurch konnte ich bei den meisten nicht sehen, ob sie genauso tief sind wie der von Abu Harian. Es ist aber anzunehmen, daß sie dieselbe Tiefe haben. Die Schächte habe ich nicht gezählt. Es sind viele. Yuya und ich sind in einem der gesäuberten Schächte ein paarmal mit dem Seil hinuntergeklettert und haben auf verschiedenen Ebenen Tunnel entdeckt, aus denen wir einen Luftzug spürten. Sie führten Richtung Norden und Süden. Wasser sahen wir nicht. Vielleicht steigt und sinkt das Wasser hier genauso wie in Abel? Nachdem Yuya und ich den quadratischen Schacht in Augenschein genommen hatten, meditierten wir. Nach einer Stunde fragte ich Yuya:

„Siehst du etwas? Ich sehe nichts."

„Ich sehe lauter Frauen, die schwarz angezogen sind und weinen. Inmitten dieser Frauen ist ein Riese, der seinen Spaß am Kummer dieser Frauen hat. Niemand kann diese Frauen erlösen. Sie sind die Seelen von Lichtwesen, die festgehalten werden. Sie können weder leben noch sterben. Sie müssen bis zum Tag des Jüngsten Gerichts auf ihre Erlösung warten."

Mich schaudert's. Was sagt er da? Wie kommt er denn darauf? Mein ägyptischer Begleiter gibt mir Rätsel auf. Aus welchem unbekannten Selbst schallen diese Worte in sein Gewahrsein? Ich erinnere mich meines ersten Anblicks von Yuya auf dem Kamel mit den schwarz gekleideten Klageweibern. Er sah wie der Riese aus, von dem er jetzt spricht. Welche Frauen hält er in der Tiefe seines Selbst gefangen?

Abd'el' Hakim Awyan, ein ägyptischer Pyramidenforscher, erzählte dagegen eine ganz andere Variante. Er mußte es als Khemitologe und jemand, der an den Pyramiden geboren wurde, wissen. Ägypten hieß früher Khem. Hakim, der inzwischen verstorben ist, hatte sich mit fünfzigtausend Jahren ägyptischer Geschichte beschäftigt. Er kannte die unterirdischen Wasserkanäle von Abu Gurob zur Großen Pyramide. Er krabbelte als Junge in die Tunnel und schwamm im Wasser, da sie überflutet waren. Das Zusammenwirken von Wasser und Sonnenenergie hebe die Gravitation auf, behauptete er. Seine Behauptung ist bei näherer Betrachtung nicht abwegig. Nikola Tesla, ein genialer Physiker aus den USA, hatte schon vor Jahrzehnten Experimente mit freier Energieerzeugung durchgeführt, die auf einem ähnlichen Prinzip beruhten: unterirdische Tunnel, Kalkstein, Wasser, Türme (oder Pyramiden) und die frei zur Verfügung stehende Energie des Kosmos. Eine Nacht lang knipste er auf dieser Basis das Licht der Häuser von Colorado Springs an. Darauf verwies in einem Interview die kanadische Ägyptologin Dr. Carmen Boulter, die mit Abd'el' Hakim Awyan befreundet war und die Wasserkanäle kennt. Ihre Worte hauten zudem in die Kerbe von Christopher Dunn, einem Ingenieur aus den USA, der die Pyramide als Kraftwerk zur Energieherstellung ansah.

„Die Akustistik der Pyramide konvertiert die Vibrationsenergie der Erde in Mikrowellenstrahlung", sagte er, als ich ihm in Gizeh begegnete, wo er gerade sein Buch Power Plant: Technologies of Ancient Egypt vorstellte. Darin bezeichnete er die Königskammer als das Energiezentrum, und die Königinkammer wurde genutzt, um Wasserstoff herzustellen. Der österreichische Ingenieur Waldhauser bekam damit Auftrieb, denn nach dem Stand jetziger Entdeckungen wäre es ohne weiteres möglich gewesen, vom Hafen der Sphinx über die Tunnel Wasser in die Große Pyramide geleitetet zu haben. Wasser scheint in den Gängen, Schächten und Hallen ähnlich zu vibrieren wie ein Ton. Übrigens ist unsere heutige Methode, Wasser durch

Plastikrohre zu pressen, ähnlich, hat aber das Absterben der Molekülcluster zur Folge, die durch die Enge des unorganischen Materials absterben. Es ist totes Wasser, das aus dem Wasserhahn kommt.
Die Stimmen der Ingenieure fanden kein Gehör, gleichwohl sich die Hinweise auf Wasser mehrten.
Ein ähnliches Schauspiel wie Abd'el' Hakim Awyan hätte sich mir beinahe beim Hineinkrabbeln in das Osirisgrab geboten, das vom nordamerikanischen Professor Hurtak in einer Tiefe von etwas über dreiunddreißig Metern unterm Gizeh-Plateau entdeckt worden war. Zunächst stand es unter Wasser. Zum Zeitpunkt meines Betretens aber war es vom Pyramidendirektor schon abgepumpt worden. Es gibt auf dem Plateau sehr schöne Gräber mit reich ausgestatteten Skulpturen und Malereien, wie beispielsweise das von Meres Ankh. Am Osirisgrab war dagegen nichts dran. Es wirkte düster. Die Wände waren dunkel. Mit bloßem Auge waren die Verfärbungen und Ablagerungen des Wassers an den Steinen zu sehen. Die Nachricht der Entdeckung ging um die ganze Welt. Angesichts der viel wichtigeren Altertümer, die etwas südlicher liegen und ignoriert werden, griff ich mich an den Kopf. Das Ganze war eine PR-Kampagne des Pyramidendirektors, der inzwischen Hurtak die Erlaubnis entzogen hatte, um selbst die Sache in die Hand zu nehmen und sich am Ende als Entdecker feiern zu lassen.
Allein die Anwesenheit des Wassers lenkte die Aufmerksamkeit auf das Tunnelsystem und die Frage, welche Funktion das Wasser noch gehabt haben könnte. Professor Hurtak war der Erste, der dieses Grab in der Mitte des Gizeh-Plateaus mit einem Georadargerät untersuchte. Er bestätigte nicht nur Wasser, welches hier sehr lange Zeit geflossen ist, sondern er fand noch weitere, sich anschließende Kammern, woraus er schloß, es würde sich hier um einen viel größeren unterirdischen Komplex handeln als jener, der oberirdisch lag. Ähnlich wie Abd'el' Hakim Awyan vermutete er, daß die unterirdischen Kammern, Tunnel und Labyrinthe für die Wasserversorgung, diverse Gerätschaften und Flutungsmechanismen benutzt wurden, um „etwas zu bewegen, was Aufzeichnungen schützen und erhalten sollte." Er gab einen Hinweis auf eine Lehranstalt. Sollte lange Zeit Wasser in der Pyramide geflossen sein, ist der spiralförmige Gang an der inneren Pyramidenwand leicht zu erklären.
Der moderne Stand der Technik veränderte damit völlig die antiquierte Grabmaltheorie, die übrigens vor zweihundert Jahren von Napoleon per Dekret in Umlauf gesetzt wurde. Keine der interdisziplinären Forschungen wurde je koordiniert. Es fand zwischen Archäologen, Physikern, Geologen, Ingenieuren, Künstlern und Akustikern keine Zusammenarbeit statt. Auch Chemiker kamen zu vollkommen neuen Schlüssen. Joseph Davidovits untersuchte die Steine der Großen Pyramide und stellte fest, daß sie aus einem antiken Beton gegossen waren. Die Steinquader, mit denen die Pyramide gebaut wurde, bestanden zum größten Teil aus Naturkalk, jedoch zu einem kleinen Prozentsatz auch aus Kaolinit, einem Bindemittel. Bei weiteren Untersuchungen von Wissenschaftlern aus den USA und Frankreich wurden Röntgenstrahlen und Plasmalampen eingesetzt. An bestimmten Mikrobestandteilen des Gesteins stellten sie eine schnelle chemische Reaktion fest, eine Eigenschaft, die der natürliche Kalkstein aus Turah nicht besitzt.
Die antike Technologie hatte einen Stand, den unsere Technologie der Neuzeit erst jetzt erreicht. Auf dem Plateau findet eine Revolution statt, die etwas mit der Wiederentdeckung verlorener Ahnen zu tun hat.
Je mehr geforscht wurde, desto mehr Hohlräume tauchten auf. Ein weiterer unbekannter Hohlraum soll sich in der Cheops-Pyramide unterhalb der Vorkammer des Zugangs zur Königskammer befinden, und von Flinders Petrie, dem Archäologen,

der Amarna ausgrub, war bekannt, einen bis heute unbekannten Raum auf der Südseite der Cheops betreten zu haben. Vermutlich gibt es dort einen zweiten Eingang, denn die wichtigsten Fäden führen in den Süden. Ein paralleler Tunnel zur Südkante der Cheops-Pyramide und ein größerer Hohlraum zwischen Chephren-Pyramide und Chephren-Tempel wurde von Geologen der Universität Kairo und Wroclaw ausfindig gemacht, die mit Bodenradargeräten das Plateau untersucht hatten.
Das gesamte Gebiet von Abu Rausch, dem Gizeh-Plateau, Abusir, Abu Gurob, Sakkara und Dashour hat bis heute oberirdisch Pyramiden und unterirdisch ein verzweigtes Tunnelnetz. Zwischen Gizeh und Dashour muß also früher eine gigantische Pyramidenstadt gewesen sein, die sich sogar bis Fayoum erstreckte, denn auch von Saqqara nach Fayoum führt ein Tunnel. Das ganze Gebiet dämmert unbegreiflicherweise im Dornröschenschlaf vor sich hin. Tunnel, Schächte, Kammern und Pyramiden harren ihrer Entdeckung namenlos im Wüstensand.

Herodot, der die Pyramidenstadt mit eigenen Augen gesehen hatte, berichtete: . . . das Labyrinth überbietet sogar die Pyramiden. Es hat zwölf überdachte Höfe, deren Tore einander gegenüberliegen, sechs im Norden, sechs im Süden, alle dicht nebeneinander. Rings um alle läuft eine einzige Mauer. Zwei Arten von Kammern sind in diesem Gebäude, unterirdische und darüber oberirdische, zusammen dreitausend, je tausendfünfhundert von beiden Arten. Durch die oberirdischen Räume bin ich betrachtend selbst gegangen und spreche aus eigener Erfahrung; von den Kammern unter der Erde habe ich mir nur erzählen lassen. Denn die ägyptischen Aufseher wollten sie auf keinen Fall zeigen, sie erklärten, dort befänden sich die Särge der Könige, die dieses Labyrinth von Anfang an gebaut hatten, und die Särge der heiligen Krokodile. So kann ich von den unteren Kammern also nur dagegen sagen, was ich gehört habe, die oberen, die ich mit eigenen Augen sehen konnte, sind ein geradezu übermenschliches Werk . . . An die Ecke am Ende des Labyrinths stößt eine vierzig Klafter große Pyramide an, in die riesige Figuren eingehauen sind. Ein unterirdischer Gang führt in das Innere der Pyramide… Doch noch ein größeres Wunderwerk bietet der so genannte Moeris See, an dessen Ufern dieses Labyrinth errichtet ist . . . daß er ein Menschenwerk und künstlich gegraben ist, sieht man deutlich. Denn etwa in der Mitte des Sees stehen zwei Pyramiden, die fünfzig Klafter hoch aus dem Wasser hervorragen und ebenso tief hineinreichen. Auf beiden Pyramiden steht ein Kolossalbild aus Stein, eine auf einem Thron sitzende Figur . . .
Weshalb bringt er die Pyramiden mit Krokodilen in Verbindung? Die Ahnen waren den Alten Ägyptern das Heiligste vom Heiligen. Weshalb legten sie die Särge der ersten Könige mit den Särgen heiliger Krokodile zusammen? Was ist an einem Krokodil Heiliges dran, um ihm diesen Ehrenplatz einzuräumen? Und weshalb bewunderten die alten Ägypter überhaupt Reptilien? Es gab Tempel wie Komombo, die nur der Anbetung von Krokodilen dienten. Mit der Furcht vor dem krokodilsköpfigen Dämonen Anis, der beim Totengericht die Seelen der Verstorbenen fraß, gab man Reptilien im alten Ägypten eine ungeheure Macht. Die Europäer schrieben einem Reptil gar die Macht zu, sie aus dem Paradies vertrieben zu haben. Das einzig Gemeinsame zwischen Mensch und Reptil scheint die Fähigkeit zu sein, sich sowohl im Wasser als auch auf der Erde bewegen zu können. Gewiß, die Alten Ägypter verehrten Tiergötter; eine Mischung aus Mensch und Tier. Thot erscheint mit dem Schnabel eines Ibis und dem Körper eines Menschen, manchmal auch als Affe. Osiris kennt mehrere Gestalten, als Mensch oder als BA-Vogel, mal gemischt als Vogel mit Menschenkopf.

Nehme ich die Worte der ägyptischen Priester für bare Münze, klingen sie wie Unsinn. So frage ich mein Herz. Ich weiß, Wahrnehmung hängt vom Bewußtsein ab. Nicht alle Menschen haben zur gleichen Zeit dasselbe Bewußtsein. Bewußtsein unterliegt dem Wandel. Wir leben heute im beschränkten Bewußtsein; sehen also beschränkt. Und weil wir etwas nicht sehen können, verstehen wir es nicht, bezeichnen aber unsere Vorfahren als beschränkt. Ich kenne als Fotografin das Phänomen der Projektion und möchte nicht in dieselbe Falle tappen.
Wie dem auch sei, sollten die Krokodile irgendeine Bedeutung haben, wird sich das Rätsel schon lösen! sage ich mir. Krokodile habe ich jedenfalls als völlig unheilig kennengelernt. In Assuan fotografierte ich Krokodilbabys, die gerade aus den Eiern geschlüpft waren. Männer der Umgebung kannten die Gewohnheiten der Krokodile. Während im Morgengrauen die Krokodilsmütter auf Nahrungssuche gingen, raubten sie die Eier am Ufer des Nils. Die geschlüpften Krokodile landeten im Glastrog eines Händlers. Die Augen der Babys waren noch geschlossen. Kaum aber hatte ich meinen rechten Zeigefinger hineingehalten, schnappten sie schon zu. Mein Menschenfleisch schien eine Delikatesse für sie zu sein. So kaufte ich mir besser ein mumifiziertes Krokodil. Mit dem Krokodil untern Arm fuhr ich bei sengender Hitze durch die Wüste. Das Krokodil stank wie die Pest. Ich konnte es in keinem geschlossenen Raum legen. War ich im Hotel, stank das ganze Haus. Bus und Taxi stanken, in denen ich fuhr, und auch meine Kleidung stank. Am Ende beschlagnahmte der deutsche Zoll das Krokodil bei meiner Ankunft am Berliner Flughafen. Auch dort stank die ganze Halle. Von der deutschen Staatsanwaltschaft bekam ich obendrein eine Klage wegen Verstoßes gegen das Artenschutzgesetz. Mir wurde ein Bußgeld von zweitausend DM auferlegt. Wie gut es doch die Deutschen mit Krokodilen meinten, wohingegen die Ägypter Millionen Krokodilsmumien in den Loks ihrer Eisenbahnen verfeuerten. In einem Land, das zu sechsundneunzig Prozent aus Wüste besteht, ist jeder Baum rar.
Nachdem ich so viele Pyramiden gesehen habe, kann ich gute Vergleiche anstellen zwischen den geheimen und den bekannten. Grundsätzlich gibt es zwei verschiedene Pyramidenbauarten. Die Zyklopenbauweise, in der Monolithe ohne Mörtel aufeinandergereiht sind, wie bei der Großen Pyramide beispielsweise, und die der primitiven Pyramiden, die mit kleinen Steinen und Mörtel gebaut sind. Beide Gruppen spiegeln einen so extrem unterschiedlichen Geist wider, daß sie nicht zueinander passen. Architektonische Formen beinhalten schließlich ursprüngliche Ideen. Genauso wie die Formen in der Kunst. Die Formen bleiben erhalten, auch wenn die Ideen verlorengehen. In der Kunst gibt es viele Formen, die verwendet werden, ohne daß die ursprüngliche Idee verstanden wird. Die Pyramide, zum Beispiel, ist eine Urform, die in der Kunst häufig verwendet wird. Doch wer kennt ihre wirkliche Bedeutung? Hatte die Große Pyramide von Gizeh den alten Ägyptern als Vorbild gedient? Ein Vorbild, welches sie von älteren Zivilisationen geerbt hatten, beispielsweise von Thot, den Netern und Schemsu Hor, die als die alten Götter galten? Die Schemsu Hor waren Halbgötter, blond, riesig groß und blauäugig. Ist die Große Pyramide schon im Altertum eine Form gewesen, die ihre ursprüngliche Idee verloren hatte? Die Behauptung, die Pyramiden seien Grabmäler, scheint dies zu belegen. Es wurde nie eine Mumie gefunden. Die Große Pyramide ist, wie schon erwähnt, im Innern vollkommen schmucklos. Es gibt keine Bilder und keine Inschriften. In uralter Zeit gab es das nicht. Bilder kamen erst durch den Prozeß von Zersplitterung und Krieg auf, denn es gab schon im Altertum verheerende Kriege. Ägypter und andere Völker überliefern Götterkriege, die auf dem Rücken der Menschheit ausgetragen wurden. Die Inder sprechen im Mahabharata Epos von 1

Milliarde 660 Millionen Toten. Das kann nur ein Weltkrieg gewesen sein, der alle Länder betraf. Antike griechische, römische und ägyptische Schriftsteller berichten von verheerenden Kriegen, die die menschliche Bevölkerung stark dezimierten. Nicht nur einmal sei die Menschheit fast vernichtet worden. Das ließ in den überlebenden Generationen den Wunsch aufkommen, das Erlebte aufzuzeichnen. Diesem Zweck dienten vornehmlich Tempel. In Wände gravierte man ein, was gesehen und erlebt wurde. Es sind Bilder, die bis heute in den ägyptischen Tempeln von Medinet Habu, Karnak und Edfu erhalten geblieben sind. Sie sind kein Mythos, sondern reale Erlebnisse. Die antiken Bilder stellen geschichtliche Ereignisse dar. Sie sind genauso real zu verstehen wie Fotos, sind nicht losgelöst vom Leben zu betrachten. Zum unverständlichen Mythos wurden sie erst mit dem Verblassen der Erinnerung und dem Verbrämen in späteren Generationen. Heute klingen sie wie Märchen. Die alte Geschichte der Ägypter bezieht sich auf Erfahrungen und eine Weisheit, die durch gelebtes Leben zustande kam. Sie bezieht sich aber nicht unbedingt auf das Land, wie wir es gegenwärtig kennen, sondern läßt offen, ob die Erinnerungen und Überlieferungen von anderen Orten stammen, denn die Ägypter waren keine homogene Rasse, sondern setzten sich aus den Einflüssen vieler verschiedener Stämme zusammen. Bilder wurden benutzt, um Geschichte aufzuzeichnen. Ebenso die Schrift. Auch die Große Pyramide besaß einst auf der Außenverkleidung Bilder und Schriften. Schriften haben den Nachteil, daß sie sich verändern und untergehen können. Moses schrieb in ägyptischen Hieroglyphen, die erst tausend Jahre später von jüdischen Priestern ins Hebräische übersetzt wurden. Zu dieser Zeit konnte kaum jemand noch Hieroglyphen lesen.
In der modernen Literatur hat sich eine unverständliche Kunstsprache entwickelt, die zum Selbstzweck geworden ist. Sie greift kaum noch auf authentische Inhalte zurück. Niemand geht davon aus, sie könne Wirklichkeit sein. Wir glauben, Homers Epos wäre eine Erfindung, weil Literatur und Kunst heute als Erfindung eines individuellen Geistes gelten. Literatur ist heute etwas anderes als damals. Sie ist nicht mehr nur Teil der Geschichtsaufzeichnung. Genauso wenig wie Homers Epos über Troja ein rein literarischer Erguß war, genauso wenig ist die gesamte Kunst des Altertums ausschließlich eine Erfindung des Geistes. Die Bilder haben mehr Wahrheitsgehalt, als wir ihnen zugestehen wollen. Bilder auf Tempelwänden, Vasen und Keramiken sind keine Phantasieprodukte. Sie spiegeln 1:1 das Geschehen – auch das nichtmaterielle - wider, nur können wir es mit unserem heutigen Denken nicht verstehen, weil wir zu materialistisch sind und die geistige Dimension verloren haben. Die Kunst des Abendlandes ist sinnentleert geworden. Sie hat sich ihrer besten Kraft, des Geistes, berauben lassen. Im Gegensatz zu heute galt Malerei im alten Ägypten als niedere Gattung. Die Ägypter hängten sich keine Bilder an die Wand. Sie waren ein Bild. Alles ging aus ihrem inneren Bild hervor. Die Imaginationskraft des Menschen ist seine schöpferische Gabe. Das germanische Stammwort bil, auf welches Worte wie „Bild, Gebilde, bilden“ zurückgehen, bedeutet „Wunderkraft, Wunderzeichen“. Die Bilder, die aufkamen, bedeuten den Verlust des imaginären Flusses der Schöpfung, in der die Wunderkraft die Vorstellung ist. Als Fotografin bediene ich mich dieser Kraft genauso wie andere Künstler, egal ob Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer oder Filmemacher.
Die Tatsache, daß die Große Pyramide ohne Bilder ist, beweist das andere Denken seiner Erbauer. Sie bedienten sich holografischer Bilder ihres Gehirns, die ihnen durch heilige Steine vermittelt wurden, in denen das Wissen des gesamten Universums steckte. Die Sumerer berichten in ihren Keilschriften davon. Wo sind die Steine geblieben? Durch sie brauchte das Lernen nicht Stück für Stück auf lineare

Weise stattzufinden, sondern das Wissen wurde holografisch, das heißt ganzheitlich, übermittelt, und der Betreffende war augenblicklich mit dem Wirken verbunden. Computer arbeiten ähnlich, da sie von Kristallen gesteuert werden. Im Unterschied zu ihnen war das holografische Wissen ganzheitlich. Unter Holografie versteht man das Verfahren, das den Wellencharakter des Lichts ausnützt, um eine räumliche Darstellung zu erzielen. Manchmal gehe ich ins Nichts, wo sich alles, was ich bin, auflöst. Von dort hallt in meinen Gehirnwindungen ein Bild wider. Dieses Bild greife ich auf und gestalte daraus mein Leben.
Die Erbauer der Pyramiden drückten sich also in lebendigen Schwingungen aus. Die Pyramidenkraft ist eine lebendige Schwingung. Jeder, der in sie hineingeht, findet sich dort wieder, denn ihre Form entspricht dem Grundmuster der Erde und ihrer Lebewesen, die als Ganzes in einem Organismus schwingt. Das zeigen die Zahlen der Großen Pyramide. Der Neigungswinkel von 52° wiederholt sich in der 26° des absteigenden und aufsteigenden Ganges im Innern. Beide Zahlen sind Ausdruck des Atems, der Geist ist. Wir atmen in jeder Minute achtzehnmal ein und aus. In einer Stunde atmen wir tausendachtzigmal (60 Minuten mal 18). An einem Tag 25 920 mal, also rund 26.000 (24 mal 1080). Wie schon erwähnt, entspricht die Zahl 26 000 einem Präzessionszyklus der Sonne. Der Frühlingspunkt der Sonne benötigt 72 Jahre, um ein Grad vorwärts zu rücken. Für den ganzen Kreis – 360 Grad – benötigt er 25 920 Jahre, also wieder rund 26.000. 25 920 Jahre verteilt auf 360 Grad sind 72 Jahre. 72 ist der Puls des Menschen. Die Hälfte ergibt seine Temperatur von 36°. 26 Zentimeter machen die durchschnittliche Fußgröße des Menschen aus. 26 durch zwei geteilt ergibt 13, eine Zahl, die sich in unseren Hauptgelenken widerspiegelt, beginnend mit der rechten Seite: 1. Fuß-, 2. Knie-, 3. Hüft-, 4. Hand-, 5. Ellenbogen-, 6. Schultergelenk. Mitte: 7. Nackengelenk. Linke Seite: 8. Schulter-, 9. Ellenbogen-, 10. Hand-, 11. Hüft-, 12. Knie-,13. Fußgelenk.
Es hängt alles miteinander zusammen. Daß die Ganzheit nicht mehr wahrgenommen wird, ist ein typisches Zeichen für Menschen unserer Zeit. Die Menschen heute haben das Trennen zu ihrer Philosophie gemacht. Sie wollen das Ganze im einzelnen erkennen. Dadurch ist der Blick fürs Ganze verlorengegangen. So gesehen, ist alles von allem getrennt.
Anzunehmen ist, daß die Menschen im Altertum ähnlich vorgegangen wären wie wir heutzutage. Sie hatten damals ganz einfach die Große Pyramide umfunktioniert. Genauso wie man sie heute zur Touristenattraktion umfunktioniert hat. In vielen Jahren wird man womöglich glauben, die Pyramiden seien ausschließlich als Touristenattraktion gebaut worden. Neuzeitliche Pyramiden wie die des Louvre in Paris werden dann als Vorläufer der Großen Pyramide angesehen, wie heute von den Ägyptologen die Mastabas aus der ersten Dynastie. Der Unterschied zwischen der Pyramide in Paris und der Großen Pyramide von Gizeh ist genauso groß wie der zwischen den geheimen und der Großen Pyramide. Den geheimen Pyramiden fehlt die ausgeklügelte Technologie der Großen Pyramide. An der Bauart letzterer ist das geistige Niveau ihrer Schöpfer zu erkennen. Ihre Technologie verrät den Stand ihrer Wissenschaften.
Diese Indizien führen zu dem Schluß, daß die ägyptische Regierung die Wahrheit kennt. Sonst würden sie nicht versuchen, das Wissen um diese Pyramiden zu vertuschen. Der Pyramidenchef wird nicht müde, der Öffentlichkeit zu erklären, es gäbe keinen Zweifel an der Tatsache, die alten Ägypter als die Erbauer der Großen Pyramide anzusehen. Den Erfolg der Pyramiden baut er auf der Reputation einer unbekannten Zivilisation auf, deren Fähigkeiten er als die seiner Vorfahren ausgibt. Scheinbar haben die vordynastischen Zivilisationen in Ägypten viel länger regiert als

die der letzten sechstausend Jahre. Die Wahrheit über die vorangegangenen Zivilisationen wird jedoch verheimlicht, wogegen die jüngere Vergangenheit als das Ganze hingestellt wird. Warum fürchten sie sich vor ihren eigentlichen Vorfahren und deren wahrem Alter und Denkweise? Es sind nicht nur ihre Ahnen, sondern die der ganzen Menschheit. Nicht nur ich bin daran interessiert, etwas über mich selbst und meine Wurzeln zu erfahren. Seit sieben Jahren folge ich dem Ruf meines Ursprungs. Ich suche mich selbst im Wüstensand. Ein Teil von mir gehört dieser Erde und der Geschichte Ägyptens an. Ägypten ist eines der Schlüsselländer auf diesem Gebiet. Der ägyptische Präsident, der seit Jahrzehnten das Land regiert, hat nicht ohne Grund sein Haus auf dem Gizeh-Plateau. Seinen märchenhaften Reichtum hat er auf dieselbe Art und Weise wie der Scheich verdient. Eine dreistellige Milliardensumme Dollar transferierte er ins Ausland, die bei seinem Abgang spurlos verschwanden. Bei einem solch lukrativen Geschäft mit Altertümern verwundern die Lügen nicht, die ja das Fundament ihres Reichtums sind. Das ägyptische Volk freilich hat keinen Pfennig davon gesehen. Jeder, der die Wahrheit sagt, wird lächerlich gemacht, weil er eine Bedrohung fürs Geschäft ist. Den besten Forschern wird die Grabungslizenz in dem Moment entzogen, wo sie fündig geworden sind, damit die Schätze auf dieselbe Art geplündert werden wie die geheimen Pyramiden. Demokratie ist das Grab der Völker, weil diejenigen, die an der Macht sind, ihr Volk verraten und verkaufen, um sich selbst an ihm zu bereichern. Demo kommt aus dem Griechischen und heißt „Abschaum“ – das wertlose Etwas, das beim Kochen abgeschöpft und weggeschmissen wird. Laos heißt Volk. Die Demokratie des Abschaums ist eine Kollaboration des Geheimdienstes, des Militärs, der Antikenverwaltung und der Presse und sicherlich auch der Banken, denn wie sonst hätte der Präsident ein solch gigantisches Vermögen ins Ausland transferieren können?

Nach moslemischem Glauben fand die Schöpfung der Welt sechstausend Jahre vor Christus statt. Dieser Grundsatz ist unumstößlich, ungeachtet der Veränderungen noch viel älterer Traditionen, die anfangs ebenfalls als unumstößlich galten und die im Lauf der Zeit aufgegeben worden waren. Die Nilschwemme ist eine solche Tradition. Sie ging durch den Bau des Assuan-Staudammes verloren. Jedes Jahr im Juli, wenn die Sonne im Löwen steht, überschwemmte der Nil das Land. Der Schlamm erzeugte eine unglaubliche Fruchtbarkeit. Sie brachte Ägypten viel Reichtum und verband die Menschen mit Sirius, dem hellsten Stern am Himmel, der um diese Zeit mit der Sonne verschmilzt. Er ist der einzige Fixstern, der periodisch alle 365 ¼ Tage wiederkehrt. Zur Zeit der Pharaonen war Sirius das Zentrum des gesamten Sonnensystems, auf das sie ihren sirianischen Kalender ausrichteten. Er war uralt und bestand parallel zum Mond- und Sonnenkalender. Nach den Mysterien der Alten erscheint Sirius neben den Plejaden als ein Ort, von dem manche ihrer Ahnen herkamen, und Orion stellte den Ort dar, zu dem sie zurückgingen. Die Erde wurde als eine Durchgangsstation betrachtet. Dieser Weg galt als der Sonnenweg des Osiris. Angeblich soll er sich in einen Stern verwandelt haben. Eher setzte er sich wohl ein Denkmal am Himmel. Und nicht nur er. Viele Sternbilder tragen Namen von Göttern wie Herkules, Perseus, Andromeda und Uranos (Urahne). Lyra in Vega gedenkt Orpheus.

Anfang August haben Yuya und ich früh am Morgen den Aufgang von Sirius beobachtet. Zu diesem Zeitpunkt erscheint er knapp vor Sonnenaufgang. Wir waren tagsüber durch die Wüste geritten, legten uns nachts ein paar Stunden schlafen und sahen vor Sonnenaufgang wie gebannt auf Orion und die Plejaden, die Sirius vorangehen. Während der Aufgang von Sirius sich fast mit dem der Sonne überlappte, begann früher die Nilschwemme. Es ist die Zeit des Duat, in der nach uraltem Glauben

die Götter herabstiegen. Die drei Sternbilder Plejaden, Orion und Sirius sind auch die einzigen, deren Konstellation sich niemals ändert. Sämtliche Sternbilder verändern sich. Nur diese drei blieben zusammen, was an Computersimulationen gut zu beobachten ist.
Heutzutage werden die einst fruchtbaren Nilufer durch künstliche Kanäle bewässert. Sie sind mitunter verseucht, weil die Menschen ihren ganzen Unrat hineinschmeißen und selbst tote Tiere im Wasser verwesen lassen. Ich sah einmal einen toten Esel im Wasser. Einige Meter weiter wuschen Frauen ihr Geschirr. Kurz darauf wurde das Gebiet wegen Cholera gesperrt.

„Die Wärter von der Lehmziegelpyramide haben ausgeschlafen. Sie haben dich erspäht und kommen herüber“, höre ich Yuyas aufgeregte Stimme.
Kurze Zeit später stehen zwei Männer vor uns, die uns umgehend ausfragen:
„Wie seid ihr hierhergekommen? Wißt ihr denn nicht, daß es strengstens verboten ist, Armeegebiet zu betreten? Ihr könntet erschossen werden! Ihr müßt vorsichtig sein! Wir haben den Auftrag, jeden zurückzuweisen, der sich den Pyramiden nähert.“
Ich entschuldige mich und erzähle ihnen, wie wir hierhergekommen sind.
„Niemand kennt die Pyramiden. Niemand weiß von ihnen. Niemand sucht sie. Außer den wenigen, die sich verirren“, erwidern sie. Und nach einem kurzen Schweigen fügen sie hinzu:
„Es gibt Hunderte in der Umgebung. Ganze Pyramidenstädte sind hier!“
„Ich weiß“, antworte ich.
Die Männer sind sympathisch. Von ihnen droht keine Gefahr.
Sie und der Enkel des Scheichs sind die einzigen, die mir bisher begegnet sind, die authentisch geblieben sind und ihr Schamgefühl noch nicht verloren haben. Es stellt sich heraus, daß die beiden eigentlich Wärter der Antikenverwaltung und mit Pyramiden bestens vertraut sind. Sie stammen aus der Gegend und kennen jeden Quadratmeter. Außerdem spüre ich ihre Abneigung gegen die Autoritäten, deren Verhalten sie nicht teilen. Schließlich gehören die Pyramiden dem ägyptischen Volk.
„Wir würden sofort unsere Arbeit verlieren, wenn herauskommt, daß wir euch nicht zurückgewiesen haben.“
„Gibt es in der Nähe Armeeposten, die gefährlich werden können?“, frage ich.
„Nein.“
„Dann brauchen wir uns ja keine Sorgen zu machen. Wer sollte uns hier vermuten?“
„Das stimmt, hier kommt niemand hin.“
„Stimmt es, daß die Regierung die Pyramide nebenan abreißen ließ?“, frage ich weiter.
Sie nicken.
„Stimmt es, daß ihre Steine in den See geworfen wurden?“
„Woher wissen Sie das?“
„Ich war vorgestern dort und habe sie gesehen.“
„Wer hat Sie dorthin geführt?“
„Allah.“
Die beiden Männer sind verblüfft. Sie können kaum glauben, was sie hören.

„Laßt uns zu der abgetragenen Pyramide gehen. Ich möchte überprüfen, ob die Quader, die im Boden des Sees vergraben sind, heute besser zu sehen sind als vorgestern. Ich würde sie gern fotografieren. Vorgestern war es schon zu dunkel, um Fotos zu machen."

Wir machen uns auf den Weg zur Mulde, wo die Pyramide abgerissen worden ist. Wieder stechen mir die weißen Splitter, die von den zertrümmerten Quadersteinen stammen, sofort ins Auge. Der rechteckige, noch erhaltene Monolith ist ungefähr so groß wie ein einzelner Stein der Großen Pyramide. Im Fundament stecken noch mehr Steine, die nicht herausgezogen werden konnten. Im Sonnenlicht sind sie besser zu sehen. An der Oberfläche sind die frischen Bruchstellen zu erkennen. Wie bei allen anderen sind nur die Bruchstellen weiß. Außerdem liegen Kalksteine, die wie neu aussehen, außerhalb der Mulde kreuz und quer herum.

„Der Chef der Ägyptischen Antikenverwaltung ist gekommen und hat persönlich die Abtragung der Pyramide geleitet. Unter der Pyramide haben die Arbeiter einen Tempel gefunden. Die Steine des Tempels haben sie nicht zerstört, sondern im See versenkt", erzählen unsere neuen Freunde und bestätigen somit den Bericht des Jungen.

Nun habe ich schon drei Zeugen, deren Aussagen sich decken. Alle drei sind aus der Umgebung. Mit mir und dem Amerikaner sind es fünf. Yuya rechne ich nicht mit, da er im Grunde genommen nicht auf meiner Seite steht. Wir laufen weiter zum See. Die Steine sind im Uferboden deutlich zu sehen. Ihre Umrisse zeichnen sich klar im nassen Sand ab. Sie sind nicht tief vergraben.

„Sind noch andere Pyramiden zerstört worden?", frage ich.

Die Wärter nicken zögernd.

„Könnt ihr sie mir ohne Schwierigkeiten zeigen?"

Zu meiner Verblüffung bejahen sie.

„Sie liegen hinter der Autostraße."

Also da, wo wir vor ein paar Tagen den Kopten getroffen haben.

„Wie weit ist es bis dorthin?"

„Eine halbe Stunde Fußweg."

„Laßt uns sofort hingehen!", sage ich entschlossen.

Die Knickpyramide dient wieder zur Orientierung. Die geheimen Pyramiden liegen östlich von ihr. Das Gebiet wird River of King Farouk genannt. Es gehörte dem König von Ägypten. Der König war der Besitzer der Pyramiden. Sein Nachfolger ist die ägyptische Regierung. Auf dem Weg wird mir unwiderruflich klar, am Ende meiner ägyptischen Reise angekommen zu sein, die die geheimen Pyramiden darstellen. Ich kann es spüren. Tiefer kann ich nicht bohren. Das Tor zu den tiefsten Schichten ist von mächtigen Menschen verschlossen worden, die ihr Wissen der Welt vorenthalten. Was dahinter steckt, würde ein Licht auf die Herkunft und Wesenheit der gesamten Menschheit werfen.

Wenn einer den Ursprung des Feuers nicht versteht, wird er darin verbrennen. Weil er seine Wurzeln nicht kennt . . . Wenn einer nicht den Ursprung des Windes, der bläst, versteht, wird er mit dem Wind dahingehen. Wenn einer nicht den Ursprung des Leibes versteht, den er trägt, wird er mit ihm vergehen. Wer nicht versteht, wie er kam, wird nicht verstehen, wie er gehen wird.

Diese von alters her übertragenen Worte hallen in mir nach, während ich stumm den Männern folge. Vor einer Steinruine bleiben wir stehen. Die ehemalige Pyramide ist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Ihre Form ist kaum noch zu erkennen. Doch

kann man noch sehen, daß sie demselben Grundtypus der Mastaba entspricht, der den geheimen Pyramiden gemein ist. Zwei Drittel sind bereits abgerissen. Die Spuren sind frisch. Auch die Bruchstellen der zerschlagenen Steine. Das Gestein wirkt heller als das der anderen, die ich gesehen habe. Wurde sie als Steinbruch für die neu aussehenden Quader benutzt, die ich gerade sah?
Ich laufe um sie herum. Weil mir der Schädel brummt, setze ich mich hin. Beim Anblick dieser Zerstörung frage ich mich zum hundertsten Mal dasselbe: Warum? Warum zerstören die Ägypter ihre eigenen Pyramiden? Doch nicht bloß des Goldes wegen! Aus religiösen Gründen, wie der Amerikaner behauptete? Dagegen spricht die Tatsache, die Ägypten im Laufe der Jahrtausende mindestens dreimal die Religion wechseln ließ. Das Verwirrspiel um die Ahnen ist kaum zu verstehen. Es bezieht sich nicht nur auf Ägypten, sondern auf die ganze Welt. Es legt den Schluß nahe, die Götter würden mit Absicht verleugnet werden.
Zähle ich die Bruchstücke zusammen, ergibt sich folgendes Bild. Die Große Pyramide ist zwar kein Grab, doch markiert sie das Gebiet uralter Ahnen, von denen sie erbaut worden ist. Diese Ahnen bleiben im Diffusen. Man gesteht ihnen lediglich einen Götter- und Halbgötterstatus zu. Da sie nicht mehr da sind -, oder nicht mehr in Erscheinung treten -, gelten sie in heutiger Zeit als Phantasiegeschöpfe abergläubischer Menschen. Wären sie bloße Phantasiegeschöpfe gewesen, würde die ägyptische Antikenverwaltung nicht Versteck mit ihnen spielen. Ihre Spuren führen hinunter in die Erde, in ein Gebiet, in dem die Mumien der ersten Ahnen liegen, zu welchem aber schon Herodot der Zutritt verwehrt wurde. Verständlicherweise wollten die nachfolgenden Generationen im Gebiet der Urahnen beerdigt werden. Die kleinen Pyramiden sind ihre Gräber. Sie sind Nachahmungen der großen Pyramiden. Die Nekropole bezieht sich aber nicht nur auf einzelne Orte wie Gizeh und Saqqara, sondern ist viel umfassender als geahnt. Wo jemand auf den langen Streifen zwischen Gizeh und Fayoum den Spaten ansetzt, wird er fündig. Das bewiesen die Bodenradaruntersuchungen der polnischen und ägyptischen Geologen, die nicht nur in Gizeh, sondern auch in Fayoum gleich mehrere Bauwerke unter dem Wüstensand orteten. Als ihre Ausgrabungen erfolgreich verliefen, entzog ihnen der Pyramidendirektor die Genehmigung.
Bezog sich Chephren als erster Pharao auf seinen Urvater Ra, wird damit kaum nur die geistige Verwandtschaft gemeint gewesen sein. Eher ist zu vermuten, in ihm den rechtmäßigen Erben in der Abstammungslinie zu sehen. Eine Mumie ist deshalb nie gefunden worden, weil man bisher nie tief in die unterirdischen Tunnel und Anlagen vorgestoßen ist. Laut Herodot liegen die Mumien der ersten Ahnen unten, in der Innererde. Des Rätsels Lösung liegt also dort. Die Wege nach unten sind aber versperrt. Wer immer von der Ägyptischen Antikenverwaltung eine Genehmigung zur Öffnung haben möchte, wird sie nicht bekommen. In eingeweihten Kreisen scheint bekannt zu sein, welche Spezies sich hinter den Göttern verbirgt. Da dies aber ein Schlaglicht auf die Herkunft der Menschheit und die heutigen Machtspiele werfen würde, will man das Wissen verhindern. Omar erzählte mir nach dem Terroranschlag auf den Hatschepsut-Tempel von Der el-Bahri bei Theben eine merkwürdige Einzelheit. Das Haus seiner Familie lag nicht weit vom Tempel entfernt. Dort kennt jeder jeden. Das Gebiet wird bewacht. Jeder, der ins Tal der Könige fuhr, ob Anwohner oder Tourist, mußte an der Polizeiwache vorbei. Am Tag des Überfalls, bei dem viele Touristen starben, waren plötzlich völlig neue Uniformierte da. Die Gesichter waren nie zuvor gesehen worden. Es waren Männer in ägyptischen Uniformen, aber es waren nicht dieselben Männer wie sonst. Nach dem Anschlag waren die vorherigen Bewacher plötzlich wieder da. Mich erinnerten Omars Worte an den Überfall auf den

Sender Gleiwitz, der den Zweiten Weltkrieg einleitete. Es waren deutsche Soldaten, die in polnische Uniformen gesteckt wurden. Deutsche Medien meldeten, polnische Soldaten hätten den Sender überfallen. Den einzig Überlebenden lernte ich 1984 in Ostberlin kennen. Ich hatte einen Essenträger der Deutschen Volkssolidarität begleitet, der Rentnern, die krank waren und allein lebten, das Mittagessen brachte. Der alte Mann lag im Bett. Er rang mit dem Tod. Seine Beichte, einer der deutschen Soldaten zu sein, die den Sender Gleiwitz überfallen hatten, kam völlig unvermittelt. Ich hatte meine Kamera dabei und fragte, ob ich ihn fotografieren dürfte. Er hatte nichts dagegen, obwohl er im Bett lag. Zwei Monate später ging ich mit einem Tonband hin, aber da war er schon tot. Geblieben ist mir nur sein Bild, über welches ich gelegentlich stolpere. Schaue ich es an, höre ich seine Worte in mir hallen. Es erfüllte ihn mit Stolz, der einzige Überlebende zu sein. Die anderen starben nach dem Überfall.
Umgebracht, weil sie unliebsame Zeugen waren, vermutete er. Die Touristenanschläge sollten die Ägypter auf Kurs zwingen. Auf diese Art und Weise werden viele Länder eingeschüchtert. Die Taktiken folgen Mustern, die in der Geschichte vieler Länder zu beobachten sind. Sie veranschaulichen, wie Kriege und Terroranschläge eingefädelt werden.
Wer erlebt hat, wie sehr die heutigen Ägypter der moslemischen Religion verpflichtet sind, wundert sich über den mehrfachen Wechsel der Religionen. Deshalb frage ich mich, was für einen Ägypter heute schwerer wiegt, der Wechsel in der Religion oder ein Annehmen der alten Ahnen. Letzteres wird wohl leichter fallen, gleichwohl im moslemischen Ägypten heute jeder, der den alten Ahnen huldigt, als Götzenanbeter gilt. Ein Paradox der Geschichte ist es, daß der Prophet Mohammed aus dem Land der Amalekiter, den Hyksos (griechische Bezeichnung) kam, die als die größten Feinde der Pharaonen bekannt waren. Die Zeit kehrt Gegensätze um.

„Wollen Sie noch mehr Pyramiden sehen?“, fragt einer der Wärter.

„Nein danke, das reicht für heute! Vielleicht komme ich morgen wieder.“

Ich bin nicht mehr die, die ich einmal war. Was meine Augen gesehen haben, hat mich verändert. Auch Yuya wirkt verändert. Er ist die ganze Zeit schweigsam gewesen. Was hat sein frostiges Schweigen zu bedeuten?
Ich bezahle die Wärter. Von der Straße aus fahren Yuya und ich mit dem Bus. Später steigen wir in ein Taxi um. Die ganze Zeit sprechen wir kein einziges Wort miteinander. Erst als wir in Gizeh angelangt sind, öffnet er seinen Mund und sagt:

„Du wirst die Fotos in Berlin veröffentlichen!“

„Du täuscht dich. Keine einzige Zeitung würde sich dafür interessieren. Das Thema ist unerwünscht.“

„Warum hast du dann die Fotos gemacht?“

„Weil ich auf Menschen hoffe, die noch auf ihr Herz hören und nicht auf ihre Zwänge.“

Yuya antwortet nicht. Auch er ist in Zwängen gefangen, wie die Bewohner im Dorf des Scheichs, die stumm zuschauen, wie ihre korrupten Autoritäten die Pyramiden abreißen und obendrein die Leute beschützen, die sie eigentlich ins Gefängnis stecken müssten.
Während der nächsten Tage weicht Yuya nicht von meiner Seite. Er läßt mich keine fünf Minuten aus den Augen. Ich kann nicht mehr unbekümmert durch die Straßen Kairos laufen. Yuya macht zum ersten Mal Andeutungen, mich verhaften zu lassen. Unterdessen wird der Pyramidenchef zum Oberhaupt der Ägyptischen Antikenverwaltung ernannt. Ich dagegen stehe mit dem Rücken zur Wand. Mein Hals ist halb in der Schlinge. Niemand wird meinen Erlebnissen Glauben schenken. In Ägypten darüber zu sprechen, wäre gefährlich. Aus Berlin bekomme ich erst recht

keine Rückendeckung. Yuya ist seit Dashour nicht mehr mein Freund. Unser Verhältnis hat sich merklich abgekühlt. Er verfolgt mich. Selbst nachts steht er vor meiner Tür. Er läßt mich nicht aus den Augen. Doch da kommt mir einmal mehr das Schicksal zu Hilfe. Ein Mann namens Friedemann sucht mich auf. Er ist ein Regisseur aus Berlin, der einen Film über meine Arbeit in Ägypten drehen will. Er begleitet mich von nun an mit seiner Kamera auf Schritt und Tritt. Wir teilen uns außerdem ein neues Appartement. So sind die beiden Männer, Yuya und Friedemann, Tag und Nacht an meiner Seite. Wir gehen stets zu dritt aus. Reiten auch zu dritt durch die Wüste. Die Filmkamera ist ununterbrochen auf mich und Yuya gerichtet. Auf diese Weise bin ich geschützt. Kein Ägypter wird mich vor laufender Kamera verhaften wollen. Sie scheuen die Öffentlichkeit wie die Pest. Der Regisseur hat die Gewohnheit, nachts sein Filmmaterial zu bearbeiten. Um in mein Zimmer zu kommen, müßten Yuya und seine Leute von der Geheimpolizei durch den Saal gehen, in dem er arbeitet. Auf diese Weise ist der Regisseur für mich eine Art Wächter. Er weiß nichts von den geheimen Pyramiden, aber Yuya ist vom Gegenteil überzeugt.

Am Tag vor meiner Abreise filmen wir auf dem Khan el Khalili-Markt. Im Labyrinth aus Gassen, die gerade mal so breit sind, um eine Person hindurchzulassen, sind in wirrem Geflecht Buden, Stände, Lädchen und Restaurants bis zur Sultan-Hassan-Moschee hinauf aneinandergereiht: Schuster, Schneider, Teppichhändler, Korbflechter, Kartenleger, Gewürzhändler, Goldschmiede, Parfümläden, Keramikstände. Die Händler übertönen sich gegenseitig im Feilbieten ihrer Ware, während eine unaufhörliche Menschenmenge sich eng gedrückt durch die Gassen schlängelt.

Jeder Tag, an dem du nicht bei mir bist, gehört nicht zu meinem Leben, höre ich die Stimme von Oum Kalsoum aus einem Musikladen dröhnen.
In diesem Gewirr verirrt sich jeder, der keinen guten Orientierungssinn hat. Ich habe mich vom Strom treiben lassen und nicht mehr an meine Begleiter gedacht. Als ich mich umdrehe, sind Yuya und Friedemann nicht mehr zu sehen. Ich nutze die Gelegenheit und biege flink nach rechts, laufe, ohne mich ein zweites Mal umzudrehen, durch Gardinen- und Teppichwände hindurch, an Obst und Gemüsetürmen und Alabastervasen vorbei bis zu El Fishawy, einem kleinen Café, in dem Männer stundenlang Shisha rauchen und Backgammon spielen. Ich setze mich an den einzigen freien Platz, von dem aus ich auf die Gasse mit den vorüber-ziehenden Menschen sehen kann, und bestelle einen Kaffee. Ein Blinder stolpert und fällt mir fast auf den Schoß. Eine dicke Frau, die unter dem Kleid ihre Speckschwarten versteckt, zieht drei kleine Kinder hinter sich her, gefolgt von einem Lahmen, der an Krücken geht. Plötzlich steht Yuya vor mir. Seine Augen funkeln vor Erregung. Jetzt ist der Moment gekommen, an dem er mich verhaften wird! denke ich. Im Befehlston fordert er mich auf, sofort nach Gizeh zurückzufahren. Kaum hat er mich am Arm gepackt, taucht zu meiner Erleichterung die Kamera des Regisseurs wieder auf. Zu dritt fahren wir im Taxi nach Gizeh zurück. Friedemann bleibt in Kairo, während ich morgen allein nach Deutschland zurückfliegen werde. In aller Frühe klopft Yuya an die Tür. Er bittet, mich allein zum Flughafen begleiten zu dürfen. Friedemann aber besteht darauf, mich bis zum letzten Moment zu filmen. Die Kamera bleibt also bis zur Paßkontrolle unterbrochen auf uns gerichtet. Noch beim Abschied von Yuya läuft die Kamera. Mit zitternden Knien gehe ich auf die Paßkontrolle zu. Ein Beamter nimmt meinen Paß und sagt freundlich:

„Auf ein baldiges Wiedersehen.“

Gundula Schulze Eldowy, Perú, den 19. März 2009

Zitate: Herodot, Historien, 2. Buch, Die Smaragdtafeln von Thot, Gnosis aus „Dialog des Erlösers“ und „Evangelium der Wahrheit“, „Hermes Trismegistos“ (Autor), „Das Universum besteht aus Liebe, Bewußtsein und Energie“ von Ferguson?, indianisches Sprichwort, Nagadschuna-Der Baum der Weisheit, Vers 79, Drunvalo Melchizedek, *Die Blume des Lebens*, Zecharia Sitchin, *Die Cheopslüge*, Film von Christoph Lehmann über Jan van Helsing und Stefan Erdmann, Deutschland 2006, *Schwingungslehre*, Chris Sondreal – Pyramid Rover, Christopher Dunn, Holger Kalweit – *Irrstern über Atlantis,*

TÄNZERFLÜGEL

Für Don Evaristo und seine Kinder, deren Geist mich auf meinem Weg beflügelt

Wir müssen unser Dasein so weit, als es irgend geht annehmen; alles, auch das Unerhörte, muß darin möglich sein. Das ist im Grunde der einzige Mut, den man von uns verlangt: mutig zu sein zu dem Seltsamsten, Wunderlichsten und Unaufklärbarsten, das uns begegnen kann. Das die Menschen in diesem Sinn feige waren, hat dem Leben unendlichen Schaden getan; die Erlebnisse, die man „Erscheinungen“ nennt, die ganze so genannte „Geisterwelt“, der Tod, alle diese uns so anverwandten Dinge, sind durch die tägliche Abwehr aus dem Leben so sehr hinausgedrängt worden, daß die Sinne, mit denen wir sie fassen könnten, verkümmert sind. Von Gott gar nicht zu reden. Aber die Angst vor dem Unerklärbaren hat nicht allein das Dasein des Einzelnen ärmer gemacht, auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch sind durch sie beschränkt, gleichsam aus dem Flußbett unendlicher Möglichkeiten herausgehoben worden auf eine brache Uferstelle, auf der nichts geschieht.

Rainer Maria Rilke

Zwischen Anden und Pazifik, in den Niederungen eines Flußtales, nur Schritte vom Ufer entfernt, steht, hinter Schilfgras und Maisfeldern versteckt, eine alte, vom Garten umkränzte Villa. Es dunkelt, als ich gerade vom Großeinkauf in Trujillo, einer Hafenstadt im Norden Perus, zurückkomme. Mit Beuteln bepackt, schließe ich die Tür zum Grundstück auf, mein Mann Javier kommt mir entgegen und nimmt mir ein paar Beutel ab.

„Der Sekretär des Ministers ist da", flüstert er mir unbemerkt zu.

Seit zehn Jahren wohnen wir auf dieser Hacienda, umgeben von Hunderten von Obstbäumen, die in ihrer Üppigkeit wie ein Dschungel anmuten. Die Küche des Hauses liegt außerhalb im Garten. Beim Eintreten entdecke ich zwei fremde Gesichter am Tisch, beide Mitte fünfzig. Neben ihnen sitzen Javier und seine Brüder Segundo und Rodolfo, meine Schwäger. Die Herren sind bei einer Flasche Weißwein in ein Gespräch vertieft. Ich ziehe mich in den hinteren Bereich der Küche zurück, packe die Beutel aus. Obwohl mir wenig daran liegt, mich an ihrer Unterhaltung zu beteiligen, verfolge ich ihr Gespräch. Der Sekretär des Ministers spricht ununterbrochen. Seine Stimme ist nicht zu überhören. Nach einer Weile ist die Flasche Wein leer getrunken. Javier bittet mich um eine zweite. Ich ziehe den Korken heraus und stelle sie auf den Tisch. Unterdessen bin ich mit dem Auspacken fertig. Gerade will ich mich aus der Küche stehlen, da laden mich die fünf Herren zu einem Gläschen Wein ein, dem Wein, den ich soeben spendiert habe. Ich setze mich an den langen, rechteckigen Holztisch. An einem Ende sitzt Javier, am anderen der Begleiter des Sekretärs. Ihnen zur Seite sitzen Segundo, Rodolfo, ich und der ununterbrochen sprechende Politiker. Ich habe keine Ahnung, wie es zu dieser Zusammenkunft kam. Der Sekretär nimmt kaum Notiz von mir, weil er in seinem Reden gefangen ist. Politiker reden. Die anderen Männer strengen sich an, ab und zu ein paar Sätze einzustreuen, was den Redefluß des Sekretärs nur umso mehr anschwellen läßt. Es stellt sich heraus, daß er Anwalt ist. Ich hätte es mir denken können, nur Anwälte haben einen solchen Redeschwall. Der Sekretär hat gute Laune. Es ist Gründonnerstag, ein Tag vor Karfreitag, an dem Peruaner die Arbeit bereits niedergelegt haben und sich auf das lange Wochenende vorbereiten. Je mehr er redet, desto schweigsamer wird sein fremder Begleiter. Weil er schweigt, zieht er keine Aufmerksamkeit auf sich. Ich schaue ihn prüfend an. Er hat eine typische Gangstervisage mit grobem, breitem Gesicht und einen viereckigen Körper, hingegen erweckt der Redner wenigstens den Anschein von Seriosität. Im Hintergrund beginnt im Garten der Hund Sol fürchterlich zu bellen. Sol ist der Anführer eines Rudels von zehn Hunden. Sobald er bellt, bellen alle. An der Art ihres Bellens höre ich, sie haben eine Ratte aufgespürt, die sich ins Geäst eines Baumes geflüchtet hat. Da die Hunde nicht auf den Baum können, bleiben sie bellend unten stehen. Um dem Bellkonzert ein Ende zu bereiten, stehe ich auf und pfeife auf zwei Fingern. Die Hunde hören zu bellen auf. Aber auch der Sekretär hört auf zu sprechen. Sein verdutztes Gesicht verrät Fassungslosigkeit. Ich pfeife ein zweites und drittes Mal und bin verwundert, in die erstaunten Männergesichter am Tisch zu schauen, die wegen meiner Pfiffe kein Wort mehr herausbringen. Es entsteht eine lange Pause bis sich ihre erstarrten Mienen in Lachen und Grinsen auflösen. Der Pfiff ist so unerwartet über sie gekommen, daß seine Wirkung unglaublich ist. Anscheinend ist dem Sekretär noch nie eine laut pfeifende Frau begegnet.

„Dieser Ton hält mich fest! Dieser Ton rettet mich. Er ist die Engelstrompete meiner Sehnsucht, die mich beschützt", sagt der Redner mit wiedergewonnener Fassung.

Ich erkläre den verdutzten Fremden den Grund meines Pfeifens. Der Mann mit der Gangstervisage wird plötzlich gesprächig. In seinem Heimatdorf wäre ein Tante-Emma-Laden, der von allem etwas verkaufe. Eines Tages entdeckten Kinder eine riesengroße, fette Ratte zwischen den Regalen. Ein solch großes Vieh hätten weder die Kinder, noch der Ladenbesitzer je gesehen. Kaum war die Ratte gefangen, nahm der Besitzer einen Strick und fesselte sie an vier Beinen, nahm einen Benzinkanister und ging mit der Ratte nach draußen, wo er sie auf den Boden legte und mit Benzin überschüttete. Obendrein bildete er einen Benzinkreis um sie. Dann nahm er ein Feuerzeug und zündete die Ratte an. Verhängnisvollerweise verbrannte zuerst der Strick, wodurch die noch lebende Ratte schnell befreit war und als brennende Fackel geradewegs in ein Weizenfeld hineinrannte, das anderntags abgeerntet werden sollte. In den letzten Tagen hatte eine ungewöhnliche Hitze geherrscht. Durch einen ungünstigen Wind, der von hinten blies, stand in weniger als fünf Minuten das ganze Weizenfeld in Flammen. Das Feuer kam mit solcher Heftigkeit und Schnelle, daß jede Rettung vergeblich war. Die gesamte Ernte war vernichtet.
Seine Erzählung wirkt auf mich wie ein Gleichnis seiner Seele. Was äußerlich geschieht, scheint in Wirklichkeit ein Spiegelbild seiner selbst zu sein. Er ist es, der brennt. Er ist es, der sich von der fesselnden Leine losgerissen hat und wegläuft. Wo läuft er hin? Er läuft zu einer angesehenen Schamanenfamilie, in die ich eingeheiratet habe und die ihn heilen soll. Die Schamanen haben wie Ärzte jeden zu heilen. Ich aber hatte keine Lust, das Weizenfeld zu sein. Nicht ohne Grund hatten uns die Hunde auf eine Ratte aufmerksam gemacht. Ihr Bellen war eine Warnung. Langsam begriff ich auch den wahren Grund seines Besuches. Da offensichtlich meine Pfiffe auch ihm ein Gefühl von Schutz gaben, öffnet er zutraulich sein Hemd und zeigt auf einen frischen Streifschuß am Bauch. Die Wunde, so sagt er, wäre erst gestern im Krankenhaus zugenäht worden. Nach der Operation floh er zu uns. Der Mafioso will aus dem Drogengeschäft aussteigen, deshalb soll er liquidiert werden. Noch in der Nacht wird eine schamanische Sitzung für ihn veranstaltet. Tags darauf kommen beide in Begleitung ihrer hübschen Ehefrauen wieder. Der Mafioso hat zwei erwachsene Söhne bei sich. Sie laden uns zum Essen ein, doch auf meine Bitte wimmelt Javier sie ab.

„Diese Leute können nicht aussteigen“, stelle ich fest.

„Er hat sich mit seinem Geld ein Grundstück gekauft. Nicht hier, wo ihn jeder kennt, sondern am anderen Ende des Landes. Er will Bürgermeister werden.“

„Ein Bürgermeister, der mir Drogen gehandelt hat, ist erpreßbar“, antworte ich naiv ohne mir die Tatsache zu vergegenwärtigen, warum der Sekretär des Ministers als Vermittler fungiert.

Ein Traum führt mich in der darauffolgenden Nacht in die deutsche Stadt, in der ich geboren bin. Im Stadtzentrum steige ich in eine vollbesetzte Straßenbahn. Ein etwa fünfzigjähriger Mann mit Schlips und Kragen steigt in Begleitung einer Frau neben mir ein.

„Hier mache ich die Gesetze! Alles hört auf mein Kommando“, verkündet er den verdutzten Fahrgästen. Die ihm hörige Frau beginnt abzukassieren. Jeder, dem ein Fehler nachgewiesen werden kann, wird zur Kasse gebeten. Brav zahlen die Menschen. Gesetze sind den Menschen heilig, egal, wer sie macht. Bevor ich an der Reihe bin, steige ich aus.

Beim Erwachen denke ich an den Mafioso, dem der Mann in der Straßenbahn auffallend ähnlich sah. Gewiß, der Abkassierer war kein Drogendealer, jedoch beschaffte er auf deutschlandspezifische Weise Geld. Ich kann ihn und den Mafioso verstehen. Ihnen geht es ums Geld. Jedem geht es ums Geld. Auch mir. Hand aufs Herz und mir selbst ins Gesicht geschaut, in dieser Welt zählen ein gefülltes Portemonnaie, ein dickes Konto und ein gefüllter Kleiderschrank. Niemand kommt ohne Broterwerb aus. Die Menschen müssen arbeiten, um ihren Lebensunterhalt bezahlen zu können. Wie kann jemand sein Leben mit Geld erwerben? An dieser entscheidenden Frage entlarvt sich das Sklavensystem. Das alte Sklavensystem wurde durch ein neues ersetzt, was nur deshalb niemandem auffällt, weil beide Systeme grundlegend verschieden funktionieren, im Kern allerdings dasselbe sind. Was früher die Leibeigenschaft war, ist jetzt das Geld.
Indem menschliche Lebenskraft in Papierscheine fließt, bestimmt sie den Wert des Geldes. Da die Lebenskraft von Millionen in die Scheine fließt, werten alle mit ihrem Leben die Scheine auf, machen das wertlose Papier zu dem, was es ist. Es geht um die Lebenskraft, die durch Zwang zum Gelderwerb verschwendet wird. Diese Art der Verschwendung wird auch noch als vorbildlich hingestellt. Die Diktatur des Geldes wird weltweit als selbstverständlich akzeptiert. Menschen beschäftigen sich ein Leben lang mit Geldverdienen. Sie stehen morgens auf, hasten zur Arbeit, verlieren sich in den Problemen des äußeren Scheins, hasten zurück nach Hause und fallen nachts todmüde ins Bett. Ein erfülltes Herz, Erhabenheit, Unschuld, Freude, Liebe sind zweitrangig. Nur Geld zählt. Gesetze fungieren als Zwang. Rechte gibt es nicht und Politik ist Geschwätz. Regierungen sind dazu da, die Verpfändung der Lebenskraft jedes Einzelnen zu gewährleisten. Sie sind keine Volksvertreter. Das Akzeptieren dieser Spielregeln kommt einer Selbstaufgabe gleich. In einem solchen Geldsystem kann niemand frei sein. Was ist das für eine Freiheit, in der ich frei bin, A oder B zu kaufen? Frühere Zeitalter werden als sklavisch hingestellt, wohingegen sich die Menschen der Geldära frei wähnen. Zahl und zahlen bestimmen den Alltag in Rechnungen für Miete, Strom, Gas, Essen, Kleidung; ich zahle und zahle. Im Zahlen liegt die Bestimmung. Nichts gehört den Menschen, weder das Land, in dem sie leben, noch der Grund und Boden, nicht einmal die Lebenskraft gehört ihnen. Sie wurde an Banken verpfändet, wodurch das Geld erst seinen Wert bekam. Niemand gehört sich selbst. Lug und Trug bestimmen die Realität. Die Seifenblasen meiner Illusionen zerplatzen. Ein kümmerlicher Rest an Selbsteingeständnissen tritt hervor. Viel zu lange schon lasse ich mich vom hypnotischen Glanz der Schlange betören, suchte dort mein Glück, wo sie ihre Eier legt.

In einem folgenden Traum steige ich die Stufen eines Hauses hinauf, die sich in den oberen Stockwerken in einen Turm verwandeln. So sehr ich auch steige, der Turm hat kein Ende, sondern führt weiter, weiter wie auf einer Himmelsleiter.
Ich schreibe den Traum auf und lasse ihn auf eine Texttafel drucken, die ich neben den Eingang eines deutschen Schloßmuseums hänge, das eine Ausstellung meiner Fotografien zeigt. Nach einer Stunde höre ich eine aufgeregte Frauenstimme durch das leere Gewölbe zu mir hallen.

„Wer hat das geschrieben? Das bin ich! … Wer hat das geschrieben?“
Ich stehe abseits. Die Frau kommt auf mich zu, bleibt vor mir stehen und schaut mich fragend an.

„Ich habe es geschrieben“, antworte ich.
„Woher kennen Sie meine Geschichte?“
„Eine Unbekannte hat sie mir erzählt.“
„Eine Unbekannte?“
„Ja, eine Unbekannte, die mir genauso unbekannt ist, wie Sie, die Unbekannte in mir“, antworte ich.

Ich bin auf einem Weg, von dem ich nicht weiß, wohin er mich führt. Es gibt eine Kraft, die mich begleitet, meine innere Stimme. Auf sie ist Verlaß. Ich meine nicht nur das Betreten neuer Räume und Orte, sondern eher die waghalsigen Unternehmungen meiner Intuition. In der Regel bemächtigt sich meiner ein spontaner Impuls, ein zweiter, dritter schließt sich an, bis ich der Schwingung nachgebe und ihr folge. Plötzlich fahre ich an Orte, die ich nie zuvor betreten habe, in denen ich niemanden kenne und deren Sprache ich nicht einmal spreche. Keine Eile, du bist in einem Sein, das zu dir gehört, deine Erfahrungen, Erinnerungen, Talente kann dir niemand wegnehmen. Gut, denke ich, mein Herz wird schon die echten Schwingungen verstehen und von den falschen unterscheiden. Ideen, die nicht durch mein Herz hindurchgegangen sind, versteht es nicht. Es versteht nur Erlebtes.
Warum ist der Anfang so entscheidend? frage ich mich. Weil er am Ursprung wie ein Kind unverstellt und deshalb nah an seiner Wirklichkeit ist. Seitdem ich das weiß, entferne ich mich von den Stimmen der Massen, die aus Lautsprechern dringen. Die Töne, die ich mag, sind die, die Lebendigem anhaften. Schließlich sind die Dinge, die die Natur hervorbringt, lebendig. So gesehen ist das Natürliche richtig und nicht falsch.
Mit diesem Rüstzeug im Kopf folge ich einer Ahnung und gelange auf einen Ahnenberg. Er liegt in den peruanischen Anden und ist durchlöchert wie ein Schweizer Käse, weil in alter Zeit dort die Urnen der Toten bestattet wurden. Der Ort heißt Ventanillas de Otuzco, was übersetzt „Fensterchen“ bedeutet. Im Umkreis gibt es viele dieser durchlöcherten Berge. Die antiken Peruaner bevorzugten Wohnorte, die von den Ahnen bestimmt waren. Sie pflegten ihre Toten auf den Plätzen ihrer Ahnen zu begraben. Wo sie einst lebten, wollten sie beerdigt sein. Javier, der mich begleitet, stammt zwar nicht aus den Bergen, sondern von der Pazifikküste, doch hat er als Nachfahre seines Mochevolkes bis heute die Verbindung zu seinen Ahnen nie verloren.
Am Eingang der archäologischen Stätte, die von der peruanischen Antikenverwaltung unterhalten wird, treffen wir Jairo, einen siebenjährigen Jungen, den wir von früheren Besuchen bereits kennen. Er führt uns zu seiner Mutter Maribel, deren Haus mitten auf dem Ahnenberg liegt. Beide gehören zu einer ansässigen Familie, von der wir in den vergangenen Jahren fossile Meeresmuscheln kauften, die sie auf einem dreitausend Meter hohen Berg fanden. Maribel ist Anfang vierzig und hat sieben Kinder. Ihr Mann ist ununterbrochen betrunken, sie muß zusehen, irgendwie ihre Kinder zu ernähren. Mit einer Spitzhacke beladen zieht sie am frühen Morgen los und kehrt abends mit versteinerten Meeresmuscheln wieder heim. Ihre Funde lie-

fern den Beweis, daß die Anden einst unter dem Meer lagen, wie es amerikanische Ureinwohner schon längst erzählten.
Maribels Muscheln sind groß. Weder Austern, Venusmuscheln, Schnecken, Lucines, noch fossile Mollusken waren offen, als sie starben. Sie versteinerten geschlossen, was ein Zeichen für ein sekundenschnelles Begrabensein ist. Da solche Meeresfossilien ein wichtiges Indiz der Erdgeschichte und nicht alle Tage auf den Spitzen der Andenberge zu finden sind, haben die Behörden Maribel verboten, die Meeresfossilien auszugraben und zu verkaufen. Aber Meeresfossilien und Ahnenberg sind nicht die einzigen Besonderheiten des Ortes. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte Maribel von uralten Tunneleingängen erzählt, die sich neben ihrem Grundstück befänden. Das war vor sieben Jahren. Damals interessierten die Bergtunnel weder mich noch Javier. Heute sind sie der einzige Grund unseres Besuches. Nach der Begrüßung bitten wir Maribel ohne Umschweife, uns zu den Tunneln zu führen.

„Mein Sohn Jairo wird euch begleiten“, entscheidet sie und fährt fort: „Im Tunnel ist es dunkel. Ihr braucht Taschenlampen.“

Sogleich geht sie ins Haus. Bei ihrer Rückkehr ist ein alter Mann an ihrer Seite.

„Darf ich euch meinen Vater vorstellen? Er weiß eine Menge über die Tunnel“, sagt sie.

„Wie wärs, hätten Sie Lust, uns zu begleiten?“ lädt Javier ihn ein.

Statt einer Antwort durchdringt der Alte uns wie mit Adleraugen. Sein Blick verrät, wir müssen auf alles gefaßt sein. Anscheinend hat er sein Leben lang auf Menschen wie uns gewartet, die ihm solch eine Frage stellen. Schließlich willigt er ein.

„Ich hole Taschenlampen“, sagt er entschlossen und verschwindet im Haus. Nach fünf Minuten kommt er mit vier Lampen zurück. Er drückt mir eine Stirnlampe in die Hand. Zu viert machen wir uns auf den Weg. Der Alte und der Minderjährige begleiten uns. Maribel bleibt im Haus.

Der Tunneleingang liegt gut versteckt am Abhang des Berges und ist von wuchernden Pflanzen verdeckt. Bevor wir hineingehen, empfiehlt uns der Alte, ein Ritual durchzuführen, um den Berggeist um Erlaubnis zu bitten, sein Inneres betreten zu dürfen. Berggeister gelten den Andenbewohnern als lebendige Wesenheiten. Wir sprechen ein Gebet und segnen uns gegenseitig. Beim Betreten des Tunnels geht der alte Mann voran. Ich folge an zweiter Stelle. An dritter geht sein Enkel und am Schluß Javier. Beim ersten Schritt muß ich mich wegen der Verengung am Eingang ducken. Drinnen ist der Tunnel mehr als einen Meter breit und zwei Meter hoch. Nach einigen Schritten erweitert sich der Gang. Der Tunnel läßt genügend Platz, um zügig laufen zu können. Augenblicklich fühle ich mich vom Inneren der Erde verschluckt. Aus der Außenwelt dringen keine Geräusche mehr. Gewunden führen die grob bearbeiteten Felsenwände in die Eingeweide des Berges. Die Oberfläche des Bodens ist staubig, trocken. Es ist bequem zulaufen. Der Tunnel ist kein Bergwerksstollen. Die Inkas kannten keine Bergwerke. Ihr Gold wuschen sie aus Flüssen. Er ist kein Tunnel aus der Neuzeit.

An der ersten Biegung verliere ich den alten Mann aus den Augen. Seiner Schnelligkeit nach zu urteilen ist er mit dem Tunnel vertraut wie mit seiner eigenen Westentasche.

Er muß ihn viele Male betreten haben. Beim Schein meiner matten Funzel stolpere ich über leere Bierflaschen, die im Weg liegen. Ich laufe langsamer, bedenke jeden weiteren Schritt, um nicht zu stürzen. Ein leichter Luftzug streift mich, wahrscheinlich vom anderen Ende des

Tunnels kommend, denn nach Angaben des alten Mannes reicht der Tunnel sehr weit.

„An einer Stelle kommt eine Wegkreuzung, wo der Tunnel sich in verschiedene Arme zerteilt. Einer führt zum Meer, einer zum Amazonas, einer nach Cuzco und einer nach Cajamarca“, hat der Alte vor Betreten des Tunnels gesagt. Cuzco und der Amazonas liegen Tausende Kilometer weiter weg, unvorstellbare Entfernungen für ins Felsgestein gehauene Gänge. Wer mag diese Leistung vollbracht haben?

„Langsam dämmert mir, wie die antiken Inkas frischen Fisch in die Anden transportierten. Ganz klar, Sie haben die Tunnel benutzt!“, ruft Javier hinter mir, dem Ähnliches durch den Kopf zu gehen scheint. Peruanische Schulkinder lernen, die Inkas hätten sich frischen Fisch vom Meer bringen lassen. Aber wie? fragte sich Javier sein Leben lang. Auch wenn die Bergläufer noch so schnell gewesen wären, so war es doch unmöglich, auf normalen Gebirgspfaden Meeresfisch Hunderte Kilometer tief in die Anden zu befördern, um frisch auf die Teller der Inkafürsten zu kommen. Heute führt eine schmale Serpentinenstraße von der Pazifikküste nach Otuzco, auf ihr sind Javier und ich in einer Achtstundenfahrt hierher gekommen. Während der Busfahrt brach ein Stück der Straße ab und stürzte in die Tiefe. Unbekümmert lavierte der Fahrer den Bus vorbei und hatte Glück. Andere Busse dagegen stürzten aus demselben Grund in die Tiefe und rissen die Passagiere in den Tod.

Überwältigt vom Gefühl, auf einem antiken Weg in das Innere der Erde zu sein, spitze ich die Ohren. Ein leises Rauschen ist zu hören.

„Wo kommt das Rauschen her?“, frage ich Javier.

„Im Berg ist fließendes Wasser“, ruft er mir zu.

Mit meiner Funzel kann ich nur das Allerwichtigste erspähen. Da mein Vordermann vorausgeeilt ist und ich mich am Schein seiner Lampe nicht mehr orientieren kann, achte ich auf den Schein meines Hintermannes. Als auch dieser ausbleibt, drehe ich mich um. Javier ist stehengeblieben und beugt sich gerade über die rechte Wand, wo er im Schein seiner Lampe etwas genauer untersucht.

„Komm bitte sofort zurück!“, ruft er.

Was ist passiert? frage ich mich beunruhigt und kehre um. Kaum stehe ich neben Javier, zeigt er auf einen Streifen getrockneten Bluts an der Wand. Ein Gestank von Jauche dringt in meine Nase. Gerade streckt der Junge seine rechte Hand aus, um den Grind anzufassen, da wird er von Javier streng ermahnt.

„Nicht anfassen!“

„Warum nicht?“

„Brujos!“, stellt Javier fest, der als Schamanensohn die unheilvollen Zeichen schwarzer Zauberer kennt. Die Gegenspieler der Schamanen sind Schwarzmagier, Brujos.

„Brujos opfern Blut lebendiger Wesen, um dunkle Geister anzurufen, die durch Blut aus der Tiefe hervorgelockt werden. Meist sind die Opfer Meerschweinchen. Schwarze Zauberer bitten nicht. Sie rufen. Statt zu heilen, töten sie mit ihrer Energie. Schaut! Hier liegt noch die Asche ihrer *mesas*. Seht ihr’s?“ ruft Javier aus und lenkt unsere Blicke auf die Asche zu unseren Füßen, die ich übersah. In schamanischen Dingen hat Javier Adleraugen. Ein mesa ist ein Gebetstisch, der aus unzähligen energetisch aufgeladenen Gegenständen besteht, die zur Anrufung der Geister dienen. Der Brauch, einen dunklen Gott mit Hilfe von

Blut anzurufen, um von ihm Macht erteilt zu bekommen, ist uralt und beschränkt sich nicht auf Peru.

Etwas Unheimliches geht von diesem Blutfleck aus. Einen Atemzug lang fühlt sich meine Seele einer unbekannten Macht ausgeliefert, die aus einem gesichtslosen Abgrund zu mir heraufsteigt. Beklemmung und Atemnot erfassen mich. Schon hier, am Tunnelanfang, fühle ich mich in einem Gespensterschlund, dessen Atemhölle mit jedem Schritt zunimmt. Von Schrecken erfaßt taumle ich weiter, ohne mich um Javier und Jairo zu kümmern. Zugleich fühle ich, nicht mehr dieselbe zu sein. Eben noch voller Zuversicht, übermannt mich schlagartig Angst. Statt Gutem male ich mir Schlechtes aus. Was passiert, wenn wir mit Dingen konfrontiert werden, auf die wir nicht gefaßt sind? Was passiert, wenn die Batterien der Lampen leerlaufen und wir im Dunkeln stehen? Was passiert, wenn wir an die Wegkreuzung gelangen, von der der Alte sprach, und auf dem Rückweg in die falsche Richtung laufen?

„Laßt uns umkehren“, sage ich verzagt zu den beiden Menschen hinter mir. Augenblicklich pfeift Javier, um dem Alten ein Zeichen zu geben. Wir gehen zurück. Als wir draußen am Berghang angelangt sind, sauge ich den Duft der Eukalyptusbäume ein. Es ist kein krasserer Gegensatz zu dem Gestank des blutigen Grindes, den ich gerade eingeatmet hatte, vorstellbar, als die vom Dauerregen gewaschene Berglandschaft mit dem üppigen Grün ihrer Weiden und Bäume. Am Horizont sind die Bergspitzen der Anden zu sehen. Unter mir liegt am Fuße des Berges eine Inkaruine inmitten von hohem Klee. Der Inkabau ist seit der spanischen Okkupation Perus aufgegeben worden. Nicht weit von der Ruine steht ein neuzeitliches Lehmhaus, in dessen Garten eine Frau hantiert.

„Die Ruine gehört zum Grundstück meiner Nachbarin“, erklärt der Alte. Weder Ruine noch Tunnel stehen im Reiseführer.

„Dieser Tunneleingang ist einer aus einer ganzen Reihe von Eingängen, die sich quer durch die nächstliegenden Berge der Anden ziehen. Ein paar Meter weiter ist ein zweiter Tunnel, der allerdings wesentlich größer ist und dessen Innenwände glattgeschliffenen sind. Ebenso der Boden. Man kann mit einem Lastwagen hineinfahren, so weiträumig ist er. Falls Sie nicht entmutigt sind, können wir gern hingehen“, schlägt der Alte vor.

„Ich würde gern hineingehen“, antwortet Javier. Ich pflichte ihm mit einem Nicken bei. Wir laufen einige Schritte am Hang entlang, der von Pflanzen überwuchert ist. An einer Stelle bleibt der Alte mit seinem Enkel stehen, zeigt auf wuchernde Sträucher am Felsrand, zu denen ein Trampelpfad führt.

„Hier ist der Eingang. Er wurde mit geschichteten Steinen geschlossen.“

„Von wem?“

„Von den Behörden.“

„Wann denn?“, frage ich.

„Als ich so alt war, wie mein Enkel Jairo heute.

„Wie alt sind Sie?“

„Dreiundachtzig.“

„Dann muß der Tunnel zwischen 1930 und 1940 geschlossen worden sein“, stellt Javier fest.

„Warum ist er geschlossen worden?“ will ich weiter wissen.

„Weil viele Menschen darin umkamen.“

„Im Ernst?“

„Sehr viele Menschen verschwanden im Tunnel. Als es zu viele wurden, verschlossen die Behörden den Eingang.“

„Gilt das auch für den Tunnel, in dem wir gerade waren?“ frage ich betroffen.

„Wie dieser hier war auch der erste Tunnel vermauert. Er ist erst seit kurzem wieder geöffnet.“

„Ist das Betreten der Tunnel lebensgefährlich?“

„Keine Sorge, uns wird schon nicht der Teufel holen!“, witzelt der Alte vielsagend und deutet mit breitem Grinsen an, mehr zu wissen, als er momentan preisgeben möchte.

„Da dieser Tunnel seit über siebzig Jahren geschlossen ist, kennen ihn nur die Alten aus der Umgebung. Wie gut haben Sie den Tunnel gekannt?“, höre ich Javiers Frage hinter mir, während ich den Trampelpfad hinaufgehe, der an der Felswand endet. Dieser Pfad ist das einzige Zeichen des ehemaligen Eingangs, der inzwischen von üppigem Pflanzenwuchs überwuchert ist. Kein Mensch würde je einen Tunnel hinter diesem Dickicht vermuten.

„Als ich ein kleiner Junge war, erzählten mir meine Großväter, was sie von ihren Großvätern gehört hatten. Genauso bekommen es heute meine Enkel von mir zu hören. Jairo weiß Bescheid“, sagt der Alte und legt seinen Arm zärtlich um das Kind.

„Was erzählten sie denn?“, will Javier, von Neugierde angestachelt, wissen.

„Einst sind aus dem Tunnel Reiter gekommen, was lange nach der Ankunft der Spanier gewesen sein muß. Beim Anblick der fremden Reiter bekamen meine Vorfahren einen Schreck, weil sie von einem fremden Ort aus dem Inneren der Erde kamen, der ihnen unbekannt war. Sie hielten sie für Götter. Nachdem die Reiter eine Weile draußen waren, kehrten sie in den Tunnel zurück.“

„Wie alt ist denn der Tunnel?“, frage ich.

„Keiner kennt sein Alter. Er ist aus grauer Vorzeit, vermutlich sehr, sehr alt, älter, als der, den wir gerade betreten haben. Er hat am Eingang eine ebensolche Verengung wie der erste, doch je tiefer man hineingeht, desto höher und breiter wird er“, erzählt der Alte, macht eine Pause, um tief Luft zu holen und fährt fort: „Einst ist eine Gruppe von fünf Männern aus meiner Familie hineingegangen. Sie kamen nicht mehr zurück, eine zweite Gruppe von zehn Männern machte sich auf, um die erste Gruppe zu suchen. Nach dem die zweite Gruppe einen Tag und eine Nacht im Tunnel zu Fuß gelaufen war, kam sie zu einer Ortschaft. Bedenken Sie, es war Ende des 19. Jahrhunderts. Obwohl die Ortsbewohner die Männer der Oberflächenerde sahen, sprach keiner mit ihnen ein Wort. Um sich zu schützen, hatten die zehn Männer unterwegs Cocablätter und Knoblauch gekaut. Als Reiseproviant diente Alkohol. Damit war es ihnen tatsächlich gelungen, heil in die unterirdische Siedlung zu gelangen.“

„Wann im 19. Jahrhundert war es?“, fragt Javier.

„In der Zeit meiner Großväter, lange bevor ich geboren wurde.“

„Wann sind Sie geboren?“

„Ich bin 1930 geboren.“

„Wie sahen die Häuser des Ortes aus?“

„Die Häuser waren bunt. Sie wirkten wie im Traum. Als die Männer die Siedlung

betraten, sahen sie seltsamerweise keine Tunnelwände mehr, sondern helles Licht, wie unser Himmelslicht auf der Erdoberfläche. Die Stadt hatte alles, was wir heute kennen; Geschäfte, Straßen, Plätze, Häuser, Früchte wie Mangos, Avocados oder Bananen."

„Wie lange waren die Männer in dem Ort?", will Javier wissen.

„Als die Männer aus dem Tunnel traten, fanden sie nicht nur eine Stadt mit einem Himmel vor, sondern sie bemerkten noch weitere Tunnelausgänge, die sich ringsherum um den Ort zogen. Um nicht die Orientierung zu verlieren, blieben vorsichtshalber zwei ihrer Leute an dem Ausgang stehen, aus dem sie gekommen waren. Die übrigen acht Männer gingen in die Stadt, um die verlorene Gruppe zu suchen."

„Wieviele Tunnel gingen von der Stadt ab?"

„Die Stadt hatte fünf Tunnelein- und ausgänge."

„Wie sahen die Leute der Innererde aus?", will ich wissen.

„Sie waren Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen."

Blonde und Blauäugige waren im alten Peru nichts Seltenes. Javier hatte einmal die Mumie einer Frau mit blonden Haaren gesehen, die in einem antiken Mochegrab seiner Vorfahren gefunden wurde. Schon im achten Jahrhundert vor Christus, lange vor der Ankunft der Spanier, hatten die Moches, die wie die Inkas und Aymaras ein antiker Stamm sind, der bis heute überlebte, ihr einstiges Wohngebiet verlassen. Sie hinterließen Hunderttausende keramischer Skulpturen, die den Charakter einer Bibliothek aus Ton tragen. Unter den Keramiken sind Menschenstatuen mit langen, blonden Bärten gefunden worden. Manche tragen Flügel- oder Merkurhelme, die ein typisches Kennzeichen der Europäer sind. Auch altertümliche Tempelwände wie die von Medinet Habu in Ägypten stellen Europäer mit Flügelhelmen dar. Nach Ansicht peruanischer Archäologen entstammt die Mochekultur einer Zeit von 200 v. Chr., was erst kürzlich von Walter Alva, dem berühmtesten Ausgräber Perus, aufgrund neuer Keramikfunde, die er auf 1.500 vor Christus datiert, korrigiert wurde. Die Nachfahren der Moche aber glauben, daß ihre Kultur noch viel älter ist. Der Küstenstreifen im Norden Perus ist seit mehr als zehntausend Jahren besiedelt. Das gesamte Gebiet, in dem die Moches bis heute leben, ist eine ausgedehnte Nekropole von Gräbern, Tempeln und Pyrmiden. Auch Javiers Bruder Rodolfo hatte einmal eine Keramik seiner Vorfahren gefunden, die gleichfalls einen Mann mit blonden Haaren und blondem Bart darstellte, der einen Flügelhelm trug. Dieses Mochegrab war einige Tausend Jahre alt und die Keramik war lange vor Ankunft der Spanier entstanden.

„Der Teil des Grabes, in dem ich die Keramik fand, gehörte zur Mondpyramide. Die Keramik läßt die Anwesenheit von Europäern in Peru vermuten, die in antiker Zeit mit meinen Mochevorfahren lebten", schlußfolgerte Rodolfo.

Ich machte ein Foto dieser Keramik, die heute im Museo Cassinelli, Trujillo, steht, einer Universitätsstadt in der Nähe unseres Mochedorfes. Sie ist kein Einzelfall. Inzwischen fotografierte ich Dutzende antiker Mochekeramiken berühmter Sammlungen, die weiße Männer mit langen Bärten zeigen. Indianer haben keinen Bartwuchs, das ist eines ihrer genetischen Merkmale. Darüber hinaus fotografierte ich malayische und chinesische Menschentypen, die mit den Moches in antiker Zeit zusammenlebten.

Auf jahrelangen Reisen kreuz und quer durch Peru zeigt sich überall dasselbe Bild von weißheutigen, blonden Menschen des Altertums. Da ist zum Beispiel der berühmte peruanische

Archäologe Tello, der in Paracas, einer südlichen Meeresbucht, schon vor Jahrzehnten uralte Mumien mit blonden Haaren fand. Unmittelbar nach meiner Ankunft in Peru fotografierte ich die Scharrbilder Nazcas, die sich nicht weit von dem Ort befinden, wo Tello die blondhaarigen Mumien fand. Ich fotografierte Dutzende Skelette und Schädel, worunter sich auch der Mumienkopf einer blonden Frau befand. Kritiker wenden ein, daß Mumienhaare angeblich ausbleichen. Würde es stimmen, müßten sämtliche Mumien blond sein. Da mich die blondhaarigen Mumien nicht interessierten, dachte ich nicht weiter über sie nach und vergaß sie. Meine Reise, die im Süden Perus begann, führte mich in den Norden. Je weiter nördlich ich reiste, desto mehr hörte ich von blonden Weißen im Altertum. Die deutlichsten Hinweise rührten von den Chachapoyas, einem ausgestorbenen Stamm Perus, deren Hauptstadt Kuélap heute Ruinen sind, die als hellhäutig und blond galten, von deren Frauen bis in die Gegenwart überliefert wird, sie seien sehr schön gewesen. In ihrer Gegend entdeckte ich viele rothaarige, sommersprossige, weiße, blondhaarige Kinder, die als Nachfahren der Chachapoyas gelten. Ihre Eltern sind keine Weißen, was skurril anmutet. Sie werden *gringuitos* in Spanisch oder *mushas* in Quechua genannt, Ausländer. Der deutsche Ethnologe Peter Lerche, der sich seit den achtziger Jahren dort ansiedelte und peruanischer Staatsbürger wurde, fand auffallend viele Übereinstimmungen der Chahchapoyabräuche mit denen spanischer Kelten und Karthagern. Er verwarf allerdings die Idee, die Chachapoyas wären aus Europa lange vor den Spaniern nach Amerika gekommen. Zu kühn erschien ihm der Gedanke. Hans Giffhorn, ein deutscher Kulturwissenschaftler, den es zufällig durch einen Film über eine Kolibri-Art zu den Chachapoyas trieb, griff die Vermutungen Peter Lerches auf und forschte weiter. In seinem Buch „Wurde Amerika in der Antike entdeckt?“ liefert er zahlreiche Beweise übereinstimmender Riten, Praktiken, Bauweisen, Totenkulte, Gewohnheiten und Religionen beider antiker Kulturen. Der letzte Inkakönig Atahualpa, der von den Spaniern ermordet wurde, war der Sohn einer Nebenfrau des Königs, die eine Chachapoya war. Ungefähr siebzig Jahre vor dem Auftauchen der Spanier hatten die Inkas die Chachapoyas nach einer Reihe blutiger Kriege besiegt und ihren Adel nach Cuzco deportiert. In der entscheidenden Schlacht bei Cuzco standen später zweihundert Spanier einem Heer von zweihunderttausend Inkakriegern gegenüber. Pizarro gewann, weil ihm vierzigtausend Chachapoya Krieger, die die Spanier als Befreier betrachteten, zur Seite standen. Sie standen im Ruf, die wildesten und mutigsten Krieger des Andenraumes zu sein. Atahualpa und Pizarro hatten, ohne es zu wissen, dieselben Ahnen, nur mit dem Unterschied, daß die Chachapoyas viele tausend Jahre eher in Amerika eingewandert waren. Archäologisch ist Peru wenig erforscht. Die Forscherstimmen mehrten sich aber, die auf europäische Spuren im Altertum gestoßen sind. Ich erinnere mich an eine Diskussion mit Javier. Da ich wegen meiner weißen Hautfarbe als Europäerin zu erkennen war, wurde ich gelegentlich wegen der Zerstörung antiker Kulturen durch die Spanier angegriffen. Zu tief waren die Wunden, die ihnen durch die Zerstörung ihrer Kultur zugefügt wurden.

„Ihr lebt seit ewigen Zeiten mit Europäern zusammen. Die Situation war niemals anders als die heute“, wandte ich ein. Ich weiß nicht, woher ich das nahm. Meine innere Stimme hauchte es mir ein. In meinen Augen gab es nichts Neues. Das Neue war eine Wiederholung. Und so fühlte ich mich auch von Christopher Kolumbus bestätigt, der in sein Tagebuch notierte, weißen Indianern begegnet zu sein. Völlig unverblümt sprach Dr. Suy Suy, ein Mocheanthropologe aus Javiers Dörfchen, der mit dem US-Amerikaner Dr. Paul Kosok

vor Jahrzehnten die altertümlichen Wasserkanäle der Moche studierte, mit Javier und mir einmal über die Skelette weißer Europäer, die in großer Anzahl auf dem ehemaligen Mocheterritorium gefunden wurden. Das Gebiet, an der Pazifikküste gelegen, ist weit von den Chachapoyas entfernt. Er wunderte sich über die Blindheit der Archäologen, die wegen der offiziellen Doktrin, die Spanier wären die Ersten gewesen, duckmäuserisch wegschauten. Menschen, die von ihren Geldgebern abhängig sind, mögen keine unliebsamen Wahrheiten, die ihre Arbeitgeber erzürnen könnten. Dr. Suy Suy war unabhängig. Und ich war es auch.
Ein Archäologe fand kürzlich über fünfzig extrem alte Skelette von Europäern im Amazonasgebiet Perus, die er einem Museum übergab. Diese Funde beschränken sich nicht auf einzelne Regionen. Sie sind massenhaft und überall. Die Vorstellung, im fernen Peru auf europäischen Vorfahren zu stoßen, die, da ich Europäerin bin, auch meine waren, ließ mich mein Augenmerk auf unbekannte Größen eigener Geschichte richten. Ich verstand die Wichtigkeit und begriff, warum diese blonden Mumien die offizielle Geschichtsschreibung erschütterten. Dachte ich noch anfangs, sie würden sich auf Peru beschränken, wurde ich bald eines Besseren belehrt. Sie sind auf dem gesamten amerikanischen Kontinent gefunden worden. Und oft sind es Europäer, die sie fanden. Nach dem Zweiten Weltkrieg stieß der französische Forscher Professor Marcel F. Homet in Brasilien auf Skelette weißer Europäer. Untersuchungen ergaben nicht nur ein hohes Alter, sondern auch dieselbe Bestattungsart in Doppelurnen, wie die der weißen Europäer Nordafrikas, die Homet bereits dort untersucht hatte. Interessanterweise nannten sich die Europäer, auf die Homet in Brasilien stieß, „Söhne der Sonne“, eine Bezeichnung, die auch die Inkas verwendeten. Homet fand heraus, daß die Bestatteten einer Menschengruppe angehörten, die von Tiahuanaco kam, der ältesten Stadt Südamerikas auf dem viertausend Meter hohen Altiplano Bolviens gelegen, und sich einen Weg längs durch Amerika bahnte. Ihre Spur führte in den hohen Norden. Diejenigen, die unterwegs gestorben waren, beerdigten sie in Doppelurnen, Dolmen und Menhiren, einer typischen Bestattungsart des europäischen Nordens. Bolivien war früher ein Teil des Inkareiches. Tiahuanaco, den Ort, von dem diese Menschengruppe kam, hatte Athur Posnansky, ein Deutscher, ausgegraben. Auch er fand Dutzende Skelette weißer Europäer. Warum sollte ich an den Ergebnissen von Menschen zweifeln, die ihr Leben lang vor Ort gruben?
Die Mormonen vermuten, der Name „Inka“ leite sich von Kain ab - die Silben sind bloß vertauscht –, woraus sie schließen, die nordamerikanischen Indianer würden von dem verlorenen Stamm Kains abstammen, mit dem sie sich vermischten. Die Mormonen sind auch in Peru. Die Familienmitglieder einer peruanische Schwägerin sind Mormonen. Sie bestätigten mir diese Auffassung. Eines Tages fiel mir zufällig ein Buch in die Hände, in dem von einem skurrilen Fund zweier amerikanischen Studenten am Ufer des Columbia-River im US-Bundesstaat Washington die Rede war, die auf die Überreste eines Mannes stießen, der nach der Radiocarbon Datierung ein Alter von 9.300 Jahre ergab. Das Skelett wurde nach dem Fundort Kennewick Mann getauft. Indianische Stämme verlangten bei Bekanntwerden die Herausgabe des Skeletts, da es sich um einen ihrer Ahnen handelte, den sie Mutter Erde zurückgeben wollten. Interessierte Wissenschaftler untersuchten im Labor die Knochen und stellten fest, daß es sich nicht um einen indigenen Menschentypus, sondern um einen Weißen handelte, der eines gewaltsamen Todes durch einen Speer mit Steinspitze gestorben war. Nach dem Fund verlangten einige Stimmen, die Frühgeschichte Amerikas umzuschreiben, in dem gleichzeitig

Indianer und kaukasische Weiße gelebt haben… Diese Betrachtungen habe ich im Kopf, während ich den abenteuerlichen Schilderungen des Alten zuhöre. Mögen sie auch noch so verwegen anmuten, so reihen sie sich nahtlos in das Bild Homets, Lerches, Gaffrons, Suy Suys, Tellos, Setchins, Posnanskys, der Mormonen und vieler anderer ein.

„Wie verhielten sich die Bewohner der innerirdischen Stadt gegenüber den Männern der Oberflächenerde?“, fragt Javier.

„Sie schauten weg. Sie nahmen keine Notiz von ihnen, ignorierten sie, sprachen kein Wort mit ihnen, als wollten sie nichts mit ihnen zu tun haben, mehr noch, als würden sie wissen, woher sie stammen. Nur ein einziges Mal sprach eine Frau der Stadt etwas zu ihnen. Sie sagte etwas Verächtliches, während sie angeekelt auf die Erde spuckte. Bedenkt bitte, daß die Männer nach Alkohol und Knoblauch stanken, was schon für uns kaum zu ertragen ist. Den Alkohol tranken sie nicht aus reinem Vergnügen, sondern als Vorsichtsmaßnahme. Der Gestank war absichtlich herbeigeführt, um Dämonen abzuwehren, die den Tunnel. beherrschen. Dämonen mögen Alkohol- und Knoblauchgestank von Menschen nicht. Sie mögen auch niemanden, der Cocablätter kaut. Coca ist eine reichhaltige Pflanze, die die wichtigsten Nährstoffe enthält. Man kann sich allein von Cocablättern ernähren. Wir Andenbewohner nehmen sie gewöhnlich, um unser Bewußtsein zu erweitern und um mit den Elementargeistern in Verbindung zu treten. Die Cocablätter werden im Mund zu einem Ball geformt, den wir in die Wange schieben und so belassen, was aussieht, als hätten wir einen vereiterten Zahn. Wegen dieser Vorsichtsmaßnahmen gelang es meinen Vorfahren, unbeschadet hin- und zurückzugelangen. Das haben bisher nur wenige Menschen geschafft. Die Allerwenigsten sind heil zurückgekommen. Nachdem die zehn Männer vergeblich die verlorene Gruppe gesucht hatten, kehrten sie unverrichteter Dinge heim. Niemandem der zweiten Gruppe wurde auch nur ein Haar gekrümmt, wohingegen die Männer der ersten Gruppe verschwunden blieben. Keiner hat je erfahren, was aus ihnen geworden ist.“

„Hatten die Männer der verschwundenen Gruppe sich auch mit Cocablättern, Alkohol und Knoblauch geschützt?“ will ich wissen.

„Nein, sie waren ungeschützt in den Tunnel gegangen.“

„Erging es mehreren Menschen so, die ungeschützt in den Tunnel gingen?“

„Ein Beispiel soll es euch verdeutlichen. Mein Cousin war im Alter von zehn Jahren einmal mit zwei Touristen, einem Ehepaar, hineingegangen, die ihn gebeten hatten, sie in den Tunnel zu begleiten, so wie ihr heute mich und Jairo gebeten habt. Er ging bis zu der Stelle mit, wo das Wasser fällt. Dort angekommen, wollte er umkehren, so wie du heute umkehren wolltest“, sagt der Alte zu mir gewandt und fährt fort: „Die Touristen waren unvernünftig und wollten auf keinen Fall umkehren. Er mußte sie zur Umkehr zwingen. Er hatte von ihnen nur ein schäbiges Trinkgeld von fünf Dollar bekommen. Der Handel kostete ihm das Leben, denn tags darauf begann aus Nase und Mund Blut zu laufen. In schwindelerregender Eile nahm er ab. Völlig ausgezehrt starb er schon nach wenigen Tagen. Er und die Touristen waren ohne Schutz in den Tunnel gegangen. Was aus den Touristen geworden ist, weiß ich nicht.“

„So wie auch wir gerade ohne Cocablätter, Knoblauch und Alkohol in den Tunnel gegangen sind“, stelle ich ernüchtert fest.

„Wir sind nicht tief hineingegangen“, beruhigt mich der Mann, schaut in die Ferne und

sagt: „Auf dem gegenüberliegenden Berg gibt es übrigens einen dritten Tunneleingang. Er liegt in einer Bergfalte unterhalb der Spitze. Er ist nicht zugemauert, aber riesige Pflanzen versperren den Weg. Ein vierter, noch gigantischerer Tunneleingang liegt zwei Stunden Fußweg von hier Richtung Osten. Er befindet sich an einem steil abfallenden Abhang und ist nur mit Hilfe von Seilen zugänglich."

„Wenn es, wie Sie sagen, mehrere Tunneleingänge in der innerirdischen Stadt gab, dann führen sie logischerweise in verschiedene Richtungen, genauso wie die Straßen unserer Städte", vermute ich. Ein Schweigen setzt ein, jeder von uns überläßt sich seinen Gedanken. Javier schlägt vor, uns die Inkaruine näher anzusehen. Wir laufen den Berghang in eine Ebene hinunter, von der aus sich ein Rundumblick auf die Berge ergibt. Die Mauern des Inkapalastes stehen noch und sind ziemlich groß. Sie gewähren einen Einblick in eine prächtige Zeit, in der die Europäer vergleichsweise arm gewesen sind.

„Ahnenberg, Tunnel, innerirdische Städte, blauäugige, blonde Bewohner in einer Stadt mit fünf Tunneleingängen, die sie gewiß mit weiteren Orten der Innererde verbindet, ein zweites Tunnelsystem, zwar etwas primitiverer Bauart, weil später gebaut, das jedoch Inkastädte untereinander verbindet und zu guter Letzt ein Palast, der, strategisch gesehen, nicht zufällig an einer exponierten Stelle steht, wo mehrere Tunnelsysteme zusammentreffen! Das paßt zusammen. Dem Anschein nach war der Palast ein Warenumschlagplatz, in dem Handel betrieben wurde. Die Transportwege führten über die Tunnel, denn darin ist eine angenehme Temperatur, nicht zu heiß und nicht zu kalt, weswegen die fremden Reiter aus den Tunneln gekommen waren - deren Ankunft für Menschen der Kolonialzeit, die nichts mehr von Bewohnern der Innenerde wußten, völlig überraschend gewesen sein muß - und die Reiter, die anscheinend die alten Handelsplätze aufsuchen wollten, konnten aber nur mehr deren Zerstörung feststellen, die seit der spanischen Eroberung eingesetzt hatte", sagt Javier.

Es erwächst der Eindruck, die Inkas hätten nicht nur über ihr eigenes Tunnelnetz verfügt, das ihre Orte untereinander verband, sondern sie selbst scheinen die Fremden aus den innerirdischen Städten gekannt zu haben. Ihren eigenen Berichten zufolge sind ihre Vorfahren aus einer Felsspalte der Sonneninsel im Titicacasee gekommen, woraus man schließen könnte, sie könnten aus der Innererde gekommen sein. Ziehe ich zusätzlich den Hinweis eines weiteren Ureinwohnerstammes in Betracht, dem der Hopis in den USA, der überliefert, sie würden nicht aus den USA, sondern wie alle Ureinwohner Amerikas aus Tiahuanaco stammen, wohin sie flüchteten, als ihre Insel Kásskara im Pazifik versank, gewinnt die Schilderung des Alten mehr Realität als es zunächst scheint. Ein Teil der Bevölkerung, sagen sie, sei damals in die Innererde gegangen, wo er heute noch leben soll.

„Die Inkas verfügten über ausgezeichnete Kontakte", pflichtet der Alte Javier bei und preist die Bautechnologie des zweiten Tunnels in den höchsten Tönen.

„Wände und Fußboden sind glattgeschliffen, wohingegen der erste Tunnel grob aus den Felswänden gehauen ist."

Nach seinen Worten reicht der Anblick dieser monumentalen Bauten aus, einen Menschen glauben zu lassen, Götter hätten die Tunnel errichtet. Womit die Inkas handelten, ist angesichts der goldreichen Berge der Umgebung unschwer zu erraten. Sie sind die goldreichsten der Welt. Noch heute schürfen Bulldozer massenhaft Gold aus dem Gestein. Die Berge wer-

den neuerdings abgetragen, um jeden einzelnen Quadratzentimeter nach Gold zu durchsieben. Das wertlose Gestein wird anschließend zu einer Pyramide aufgeschichtet.

„Es gibt noch viel mehr zu berichten“, deutet der Alte an.

„Wie heißen Sie eigentlich?“ will ich wissen.

„Mein Name ist Zenon Gil.“

Sein Bericht klingt wie eine Lebensbeichte. Bevor er stirbt, will er loswerden, was an seiner Seele nagt. Er muß sich sein ganzes Leben über diese Dinge den Kopf zerbrochen haben. Schon am Abend erfahren wir mehr.

Pilar, eine Freundin Javiers aus Cajamarca, der nächstgelegenen Stadt Otuzcos, erzählt während des Essens, zu dem sie geladen hat:

„Mein Bruder, der in der Nähe des Inkapalastes ein Grundstück kaufte, fand beim Ausheben des Fundamentes einen Schacht, der in einen Hohlraum mündete. In ihn war ein komplettes Inkahaus mit mehreren Mumien eingelassen, die extrem alt zu sein schienen. Im Haus befand sich eine klobige Tonvase, die, mit einem Teller bedeckt, völlig intakt war. In ihr waren zwei Zentimeter große Weizenkörner. Mein Bruder, der nie solche Riesensamen sah, säte sie aus. Leider keimten sie nicht“,

„Was ist aus dem Haus geworden?“ will Javier wissen.

„Mein Bruder zeigte den Fund nicht an, weil sonst sein Grundstück verloren gewesen wäre. Die peruanische Regierung erhebt Anspruch auf antike Güter“, antwortet sie. Das könnte der Grund sein, warum unzählige Menschen Funde nicht den Behörden melden. Wichtige Beweise, die Aufschluß über Geschichte des Landes und der Menschheit geben könnten, verschwinden unwiderruflich. Etwas Ähnliches war dem Vater eines Schwagers von Javier widerfahren, der aus der Gegend stammte. Vor achtzig Jahren arbeitete er lange Zeit außerhalb seines Heimatdorfes. Nach tagelanger Abwesenheit, in der er nicht zu seiner Familie zurückkehren konnte - der Weg war zu weit - kehrte er nach getaner Arbeit mit seinen Kollegen zurück. Sie gingen zu Fuß, legten sich nachts am Wegesrand nieder und schliefen ein. Damals gab es in den Bergen weder Licht noch Asphaltstraßen.

„Mitten in der Nacht wurde sein Vater wach und sah in der Nähe einen kerzengerade nach oben in den Himmel schießenden Lichtstrahl aus der Erde treten. Um nachzuschauen, worum es sich handelte, stand er auf und ging dem Licht entgegen, doch im Moment seiner Annäherung erlosch es. Es ließ ihm keine Ruhe, weshalb er am nächsten Morgen die Stelle genauer untersuchte. Woher war das Licht gekommen? Er fand ein Loch, das er größer schürfte. Zu seinem Erstaunen kam unter der Erde eine Kirche zum Vorschein, die vermutlich ein Erdbeben verschüttet hatte. In dieser Gegend waren Erdbeben keine Seltenheit. Er grub sich mit seinen Kollegen bis zur Kirche vor, die intakt genug war, um hineinzugehen. Da sie dort keine Anhaltspunkte für den Lichtstrahl entdecken konnten, suchten sie weiter und fanden eine antike Mumie, deren Bandagen sie öffneten. Auf Gesicht und Brust eines Mannes lagen Maske, Brustschild, Messer und jede Menge Schmuck aus massivem Gold, das sie an sich nahmen und unter sich aufteilten. Die Fundstelle sprengten sie mit Dynamit in die Luft, um Spuren zu verwischen“, erzählt Javier.

Bei diesem Essen erfahren wir noch durch Pilars Schwiegersohn von einem weiteren Tunneleingang, der sich in San Juan befindet, seinem Heimatdorf, das zwischen Otuzco und dem Pazifik liegt. Ein Jahr später stehen Javier, ich und der Schwiegersohn vor dem Tunnel.

„Vor zehn Jahren rodeten Männer meines Dorfes Bäume und Gestrüpp am Berghang und entdeckten einen extrem alten Tunneleingang, der hinter den Pflanzen versteckt lag. Einige Männer gingen bis zu einer Schachtverengung hinein. Sie machte ein Weitergehen unmöglich. Ein Schamane, der als Einziger den Tunnel gekannt hatte, verkündete darauf hin im Dorf, bald zu sterben, da nun sein Geheimnis entdeckt sei. Er starb tatsächlich wenige Wochen später“, sagte der Mann.

.

Das Hotel, in dem Javier und ich in Cajamarca wohnen, ist ein Bau aus der Kolonialzeit. Beim Aufwachen am anderen Tage brummt mir der Schädel als wolle er zerplatzen. Aus Nase und Mund rinnt Blut. Kaum sieht Javier, der neben mir liegt, das Blut, springt er wie von der Tarantel gestochen auf und rennt ohne ein Wort zur Tür hinaus. Zehn Minuten später kehrt er mit einem Kräuterbüschel in der Hand zurück. Flink hält er es mir unter die Nase.

„Inhalier den Geruch!“, befiehlt er streng.

Ich tue wie mir geheißen und sauge das Aroma mit tiefen Atemzügen ein. Der Geruch ist angenehm.

„Verstopf Nase, Mund und Ohren mit den Blüten! Laß das Aroma vor allem auch im Raum verströmen! Du mußt mit den Kräuterzweigen deinen Körper und die Wände des Zimmers abklopfen. Beim Schlagen entfalten die Blüten erst ihr volles Aroma. An den Ecken des Zimmers mußt du besonders gründlich klopfen. Dort nisten sich die Dämonen mit Vorliebe ein. Das Kraut ist ein altes Hausmittel der Peruaner, das Dämonen vertreibt“, sagt Javier, nimmt mir das Büschel aus der Hand, um mir zu demonstrieren, wie ich klopfen muß. Als ich ihn nachahme, geht er beruhigt zum Duschen ins Bad.

„Wie heißt das Heilkraut?“, will ich wissen.

„Ruda.“

Nach zehn Minuten durchströmt sein Geruch das Hotelzimmer. Während ich mit der rechten Hand das Kraut gegen die Wand schlage, öffne ich mit der linken die Balkontür. Sofort steigt ein ekelerregender Jauchegestank in meine Nase. Wo kommt er her? Hat etwa jemand die Kloake seiner Toilette auf der Straße ausgegossen? Verwundert schaue ich auf die Straße, doch die Luft von dort ist rein. Der Gestank kommt von innen, also vom Zimmer. Schlagartig wird mir bewußt, daß der Dämon stinkt und durch die geöffnete Tür gerade das Weite sucht. Um Himmelswillen, er ist eine Nacht lang in mir gewesen! Was wäre, wenn ich nicht im richtigen Moment einen Schamanensohn zur Seite gehabt hätte? Dasselbe Schicksal wie den Cousin des Alten hätte mich ereilt! durchfährt es mich mit Grauen.

„Wenn es so leicht ist, einen Dämon loszuwerden, warum hat dann die Familie des Alten nicht dasselbe Heilkraut verwendet?“, will ich von Javier wissen, als er aus dem Bad eilt.

„Wir haben den Dämon schnell aufgespürt. Andere merken ihn nicht. Hast du denn sein Hineinkommen gespürt?

„Beim Anblick des Grindes war mir unheimlich zumute“, antworte ich.

„Du mußt verstehen, daß es verschiedene Graduierungen von Dämonengeistern gibt. Als körperlose Wesen sind sie versessen darauf, in einen Körper zu gelangen. Sie leben von der Energie eines Menschen, deshalb können sie jemanden so manipulieren, daß er negativ wird, denn sie bevorzugen negative Energien. Bei dir war er nur in der Aura. Ist er erst einmal im Körper, den Organen oder der Wirbelsäule angelangt, bekommt ihn ein Heiler schwerer heraus“, meint Javier, der mit der Welt der Dämonen bestens vertraut ist.

Auch mir ist das Phänomen nicht neu. Ich habe Menschen gekannt, die einen Dämon in sich trugen, ohne ihn zu erahnen. Meine Mutter beispielsweise, die die letzten sieben Jahre ihres Lebens in einem deutschen Pflegeheim zugebracht hat, in das sie aus freier Entscheidung ging, ist von einem solch üblen Geist befallen gewesen. Weder sie noch ich wußten etwas von ihm. Eines Nachts gab mir ein Traum zu verstehen, meine Mutter von den Dämonen zu erlösen. Javiers Schamanenbruder Rodolfo, der den Mafioso behandelt hatte, ist auf das Herausziehen der Geister spezialisiert. Er lebt mit mir und Javier auf unserer Hacienda am Pazifik. Unser Haus und die Häuser des Dorfes stehen auf einer ehemaligen Nekropole mit antiken Mochegräbern, wo Dämonen in großer Zahl vertreten sind. Mein deutscher Geburtsort lag auf dem größten Hügelgräberfeld Europas, was der Grund sein mag, warum mich Nekropolen mein Leben lang anzogen. Häufig hatte Rodolfo als Krankheitsursache einen solchen Dämon aufgespürt. War der Dämon aus dem Körper gezogen, genasen die Kranken. Seine Methode, die Chakren zu öffnen und sie dabei herausströmen zu lassen, gab er an mich weiter. Die Aura des Menschen besteht aus dreizehn Energiewirbeln (manche Systeme verwenden acht), die man öffnen und schließen kann. Er zeigte mir, wie man es macht. Da meine Mutter zeitlebens schimpfte, vermutete ich den Dämon im Kehlkopfchakra. Zu meinem Erstaunen war er im Herzen. Beim Öffnen des Herzchakras entfuhr ihm ein ähnlicher Jauchegestank, wie der, den ich gerade gerochen hatte. Instinktiv öffnete ich Fenster und Türen, um ihn entweichen zu lassen.

„Mach dich fort!“ schrie unterdessen meine Mutter wie am Spieß, die den Akt bewußt miterlebte. Eine tiefe Persönlichkeitsveränderung folgte. Zeitlebens hatte sie im Ausdrücken von Liebe Probleme gehabt. Plötzlich geschah das Gegenteil.

. „Was willst du bei mir? Ich bin alt und krank. Du vertust nur deine Zeit mit mir. Sieh! Draußen scheint die Sonne. Geh hinaus und genieß sie“, sagte sie selbstlos und voller Liebe beim nächsten Besuch, der ein halbes Jahr später stattfand.

„Hast du je eine Erscheinung gehabt?“, fragte ich sie einmal vor langer Zeit.

„Bevor du geboren wurdest, lag ich mit deinem Vater nachts im Bett, als mir eine dunkle Gestalt erschien. Ich sah sie deutlich zu meinen Füßen stehen. Sie machte mir Angst. Ich weckte deinen Vater, er sah nichts“, antwortete sie.

Rechne ich nach, war er länger als fünfzig Jahre in ihr und hatte ihre gesamte Liebesenergie ausgesaugt. Unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wundert mich die unglückliche Ehe meiner Eltern nicht mehr. Der Dämon vom Tunnel hat zehnmal ekliger als der meiner Mutter gestunken, weshalb er auch wesentlich gefährlicher war. Javier hat mein Leben nicht nur einmal gerettet.

Während des Schlafes war mir vor langer Zeit schon einmal ein Dämon erschienen, den der Pfarrer des Berliner Doms in mein Atelier mitgebracht hatte. Der Dom liegt in der Berliner

Mitte, wo im Zweiten Weltkrieg die Bomben eine regelrechte Totenstadt zurückließen. In dieser Hinsicht ähnelten sich die Situationen im peruanischen Mochedorf und der deutschen Hauptstadt.
Dreißig Jahre nach Kriegsende war der Dom noch immer eine Ruine. So erlebte ich ihn, als ich in den siebziger Jahren in seiner Nähe wohnte. Jahrzehnte waren vergangen, als der Domprediger - ich wohnte inzwischen längst in einem anderen Stadtteil - sich für den kommenden Sonntagsgottesdienst ein Foto aussuchte, auf das er in seiner Predigt eingehen wollte. Er entschied sich für das Bild, das ich vom Apostel Lukas in einer byzantinischen Kirche Istanbuls gemacht hatte. Die griechischen Buchstaben des aufgeschlagenen Buches, das der Apostel in der Hand hält, übersetzte der Pfarrer, der Altgriechisch konnte, spontan mit: Folget mir, die ihr so mühselig und beladen seid! Wegen dieser Worte wählte er das Foto, das ich mit Gold unterlegt hatte, für den Gottesdienst aus. Auf seltsame Weise gewannen die Worte schon in der darauf folgenden Nacht Leben, als der Pfarrer mich im Traum aufsuchte. Ich lag im Bett, als er neben mir erschien und sich in einen nackten Mann verwandelte. Es folgten mehrere Verwandlungen. Waren bei der ersten Verwandlung die Kleider verschwunden, verschwand bei der zweiten sein Geschlecht. An seiner Stelle erschien glatte Haut. Er war weder männlich noch weiblich. Bei der dritten Verwandlung nahm sein Gesicht einen fremdartigen Ausdruck an. Es war nicht mehr der Pfarrer, sondern ein astraler Geist, dessen rundes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen proportional viel kleiner als sein Körper war. Mir entging nicht die kleinste Regung. Schon machte er Anstalten, in meinen Körper zu schlüpfen, da nahm ich, um mich zu wehren, meine rechte Hand und hielt sie ihm mit offener Handfläche entgegen. Dort ist das astrale Licht am stärksten, was ich damals intuitiv wußte. Zur Unterstützung zischelte ich wie eine Schlange. Da er angenommen hatte, ich würde ihn nicht wahrnehmen, bekam er einen fürchterlichen Schreck. Daß ich ihn sehen konnte, widersprach seinen Erfahrungen mit Menschen. An seinen Reaktionen konnte ich erkennen, wie er aus der Fassung geriet. Seine weit aufgerissenen Augen glotzten mich voller Entsetzen an. Im Zurückweichen stieß er an die Zimmerwand. Dort schrumpfte er zusammen und verschwand. Noch beim Wachwerden hörte ich mich wie eine Schlange zischeln. Meine rechte Hand war noch auf die Wand gerichtet. Diesen verdammten Geist hat der Pfarrer mitgebracht! schoß es mir durch den Kopf. Solch gefährliche Mitbewohner sind in Kirchen, Tunneln, unterirdischen Anlagen, Schlössern, Burgen und Tempeln, wo es spukt, nichts Seltenes. Schließlich sind Gespenster auf der ganzen Welt gleich. Apropos Dämonen. Vor dreißig Jahren fotografierte ich das Oeuvre einer Dresdner Bildhauerin, zu dem fünfhundert Dämonenbilder gehörten, die nach der Bombardierung ihrer Stadt am Ende des Zweiten Weltkrieges entstanden waren. Sie hatte beobachtet, wie sich Dämonen an den Seelen Sterbender weideten. Die Gesichter, die sie malte, sahen genauso aus, wie der üble Geist des Pfarrers. Zwei der Gouachen schenkte sie mir als Lohn für meine Arbeit. Sie sind bis heute in meinem Besitz.

Die Begegnung mit dem Tunneldämon schreckte mich keineswegs ab, in den nächsten Tunnel zu gehen. Das Hotel, in dem der Dämon vor mir geflüchtet war, steht am Fuße des heiligen Berges Santa Polonia. Wo heute die Stadt ist, gab es in Urzeiten nur Berg und Tempel. Dieser Tempel spielt in der Geschichte der Inkas eine schicksalshafte Rolle, denn in ihm wurde ihr

letzter König Atahualpa von den Spaniern ermordet. Zwar versuchte der Inka noch, sich mit Gold freizukaufen, doch es mißlang.
Das Besondere des heiligen Berges sind uralte Steinsitze, die in den Felsen gehauen sind. Eine starke Erosion der Oberfläche deutet ein extremes Alter an. Sicherlich war der Berg der Grund, warum sich Atahualpa an diesem Ort niederließ. Schon zu dessen Zeit müssen diese Sitze uralt gewesen sein. Er folgte der Tradition, an Orten der Ahnen zu leben. Neben den Steinsitzen befindet sich einer der Tunneleingänge, von denen Zenon Gil, der Alte, gesprochen hatte. Ein Strang der Verzweigung führe nach Santa Polonia. Er hatte also die Wahrheit gesagt. Dieselben erodierten Steinsitze wie am Santa Polonia befanden sich neben dem Tunnel, in dem ich mir den Dämon einfing. Es gibt sie in mehreren Ortschaften der Inkas. Einer der berühmtesten ist Qenco bei Cuzco, der für die Inkas den Eingang in die Unterwelt markierte. Javier hatte sich auf diesen Steinsitz gesetzt und war stundenlang darin sitzengeblieben. Cajamarca und Cuzco sind zweitausend Kilometer voneinander entfernt. Jemand, der Tag und Nacht durch einen Tunnel gelaufen ist und in der Außenwelt ankommt, will sich erst einmal hinsetzen. Beide Städte spielen beim Untergang des letzten Inkaimperiums eine Rolle. Bevor die Spanier eintrafen, erhoben zwei Inkakönigssöhne, Atahualpa und Huascar, Anpruch auf die Nachfolge, wodurch das Reich geteilt wurde. Cajamarca wurde zur zweiten Hauptstadt. Atahualpa war der Lieblingssohn des Herrschers, jedoch von der Chachapoya-Nebenfrau. Rechtlicher Erbe war Huascar, der von seinem Halbbruder ermordet wurde. Den Mörder traf dasselbe Schicksal. Er wurde von den Spaniern ermordet. Beide müssen die Tunnel gekannt haben. Ganz gewiß kannten auch die Spanier diese gigantischen Bauwerke.
Im Gegensatz zum Tunneleingang von Otuzco ist der von Santa Polonia mit einem Eisengitter versperrt. Durch die Stäbe können wir drei, vier Meter tief in den Tunnel schauen. Die Tür ist mit einem Draht verschlossen. Hätten wir gewollt, wäre es leicht gewesen, ihn zu lösen und hineinzugehen. Vom Touristenführer einer Gruppe hinter mir schnappe ich einige Wortfetzen auf:

„Der Tunnel hat fünf Verzweigungen… eine führt in den Amazonas… eine nach Otuzco, eine nach Machu Picchu und eine zum Pazifik“, wiederholt er, was wir schon von Zenon Gil erfuhren.

„Ist er zu betreten?“, fragt jemand.

„Ich würde es niemandem raten.“

„Warum nicht?“

„Weil einst vierzig Studenten in die Tunnel gegangen sind und nie wieder herauskamen.“

„Was ist mit ihnen geschehen?“

„Antimonio!“

„Was ist Antimonio?“

„Gase, die Gold und Silber entweichen und tödlich sind.“

„Wenn Sie so sicher sind, dann hat man ihre Leichen gefunden und untersucht?“

„Nein. Sie sind spurlos verschwunden geblieben“, antwortet der Touristenführer kleinlaut. Wären sie also durch Gase umgekommen, hätte man ihre toten Körper gefunden. Die Sache scheint viel verzwickter zu sein! denke ich. Im Kopf rechne ich die Tunneleingänge zusammen, die Javier und ich auf einer dreizehnjährigen Reise durch Peru bereits kennenlernten. Es

sind zwanzig. Mir fallen die Worte von Victor ein, einem Architekten, der jahrelang als Vermesser in Machu Picchu tätig war und mir heute meine Bilderrahmen in Trujillo herstellt.

„Ende der neunziger Jahre fanden Studenten in Machu Picchu zufällig einen unterirdischen Tunnel, der unbekannt war. Der Tunnel führte unter den Bergen entlang, Ich ging hinein, als ich Vermesser war. Seltsamerweise war er nicht dunkel. Alle paar Meter war ein Lichteinfall. Ich konnte mir überhaupt nicht erklären, wo er herkam, denn der Tunnel lag unter der Erde! Meine Augen konnten den Weg sehen. Kaum zu glauben, aber wahr. Als der Fund öffentlich bekannt wurde, kamen Vertreter der peruanischen Regierung und verplombten den Eingang", hatte er berichtet und hinzugefügt: „Ein Kollege, der fünf Minuten an einer bestimmten Stelle in Machu Picchu gestanden hatte, begriff zu seiner Verwunderung beim Weiterlaufen, daß drei Jahre vergangen wären. Ähnliche Erfahrungen machten Menschen, die in die Tunnel gingen. Man sagt ihnen ein fremdartiges Zeitgefüge nach."

„Was bedeuten Ihre Worte?", fragte ich.

„Es gibt an manchen Stellen Machu Picchus ein anderes Zeitgefüge. Was bei uns fünfhundert Jahre sind, ist in einem solchen Zeitgefüge eine Sekunde!

Jahre später meldete die peruanische Zeitung Ojo den Fund eines zweiten Tunnels von überdimensionaler Größe in der Nähe Machu Picchus. Die Tunnel scheinen Stränge verschiedener Tunnelsysteme zu sein.

Als die Inkas vor den Spaniern in Machu Picchu Zuflucht suchten, mußten sie vor den Amautas, den höchsten Inkapriestern, schwören, kein Sterbenswörtchen über den Zufluchtsort zu verlieren. Nicht nur ist das Muster dasselbe, auch die Geschichten über das Verschwinden von Menschen, die in die Tunnel gingen, sind dieselben.

„Fünf Studenten aus Cuzco gingen in Sacsayhuaman, einer Zyklpopenmauer, deren tonnenschwere Monolithe in einem Wunderwerk fugenlos ineinandergesetzt wurden, in einen Tunnel. Nach einem Monat hörte der Pfarrer der Dominikaner-Kirche, die im Coricanchatempel der Inkas liegt, während der Messe ein lautes Klopfen. Nachdem er dem Ton nachgegangen war, fand er einen verdeckten Eingang zum Tunnel, dem er nie Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Kaum war die Holzplatte gelöst, sah er eine völlig ausgezehrte Gestalt im Gang.

„Das gab mir die Ñusta für Eure Virgin", sagte er, dem Pfarrer einen goldenen Maiskolben hinhaltend und sank tot um. Die anderen vier waren spurlos verschwunden.

„Dieser Tunneleingang ist heute gesperrt", erzählte ein Archäologenfreund Javiers.

Er gräbt seit Jahrzehnten in dem Pyramidenkomplex El Brujo, der im achten Jahrhundert von den wegziehenden Mochebewohnern mit Lehm zugeschüttet wurde.

Die Tunnel faszinierten nicht nur uns. Auch in einem Fernsehbericht wurde ein Tunneleingang im Amazonasgebiet vorgestellt.

„Der Tunnel hat scheinbar kein Ende, so lang ist er", berichtete ein Einheimischer. Tunnel und Schächte gibt es zuhauf in den Anden. Einen Schacht unbekannter Tiefe, der sich in einer riesengroßen Höhle bei Tambamarca, nicht weit von Cajamarca befindet, hatten Javier und ich vor vier Jahren gesehen, als wir unter Führung eines Ortsansässigen in die Höhle gegangen waren.

„Die Höhle ist von unermesslicher Größe und wurde nie erforscht. Wir Einheimischen

wissen nur, daß sie von unvorstellbarer Größe ist“, sagte der Mann, während er vor einem quadratischen Felsenschacht in der Wand stand, der steil in die Tiefe führte.
„Einer von uns ließ einmal ein Hanfseil hinunter. Obwohl das Seil kilometerlang war, reichte seine Länge nicht bis zum Boden. Daraufhin warfen wir Steine hinein. Wir hörten sie nicht einmal aufschlagen. Niemand vermag zu sagen, von wem und zu welchem Zweck der Schacht je angelegt wurde“, erzählte er.

Einer der wenigen Forscher, der sich der Erforschung der Andentunnel zuwenden wollte, war der peruanische Anthropologe Daniel Ruzo, der den geheimnisumwitterten Ort Marca Huasi erkundete. Marca Huasi wurde wegen seiner versteinerten Riesen in viertausend Meter Höhe berühmt. Nach zwanzig Forscherjahren kam Ruzo zu dem Ergebnis, daß die Steinriesen von Menschenhand gemacht wären, die allerdings wegen ihres unglaublichen Alters so stark erodiert wären, daß sie „natürlich“ aussähen. Bei seiner Arbeit stieß der Experte auf einen Tunnel, von dem die Anwohner ein ähnlich rätselhaftes Verschwinden vieler Menschen berichteten, wie sie von den anderen Tunneln bekannt waren. Er schrieb den Tunneleingang von Marca Huasi einem unterirdischen Tunnelsystem in den Anden zu. Kaum stellte er einen Forschungsantrag bei der Regierung, versiegelten sie, durch Ruzos Antrag erst auf den Tunnel aufmerksam gemacht, den Eingang. Das veranlaßte den Forscher, der den Tunnel leider nur kurz betreten hatte, seine Forschungsarbeiten aufzugeben. Severiano Olivares, der ehemalige Kollege Ruzos, begleitete mich einmal als Bergführer. Er zeigte mir den Tunnel. Er war von schweren Eisengittern versperrt und schien dem zweiten, größeren Tunnelsystem anzugehören.

Schon mit achtzehn war mir in Ostberlin einmal ein Artikel der Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“ in die Hände gefallen, in dem von gigantischen Tunneln die Rede war, die sich über Peru, Kolumbien, Argentinien und Chile durch die Anden zögen. Anfang der siebziger Jahre herrschte Nachrichtensperre bezüglich der Tunnel. Die ostdeutschen Kommunisten hielten sich nicht an das Verbot. Das Besondere am Tunnel, von dem der Artikel berichtete, war seine Erforschung, denn er war zu damaliger Zeit einer der ganz wenigen, die von Höhlenforschern mit moderner Technik erkundet waren. Der Eingang liegt im Berg Huascaran, in dem mehrstöckige Höhlen existieren. Die Forscher stießen auf eine Monolithbauweise mit wuchtigen Felsplatten, die als Türen fungierten. Trotz ihres ungeheuren Gewichtes – acht Meter hoch, fünf Meter breit und zweieinhalb Meter dick – ließen sie sich auf Steinkugeln bewegen, die sich in einem Wassertropfbett drehten, sobald sich vier kräftige Männer dagegenstemmten. Dieser Eingang befand sich auf einem Berghang, zweiundsechzig Meter unter der Erde. „Hinter den „sechs Türen“ beginnen mächtige Tunnelbauten, die, teils mit einem Gefälle von vierzehn Prozent, schräg unterirdisch der Küste entgegen verlaufen. Der Boden ist mit genarbten und quer geriffelten Steinplatten ausgelegt und rutschsicher. Dieser neunzig bis einhundertfünf Kilometer lange Tunnel endet schließlich auf einem Niveau von fünfundzwanzig Metern unter dem Meeresspiegel. Am Ende der unterirdischen Gänge von Guanape lauert der Pazifische Ozean. Nachdem die Gänge in tiefer Bergfinsternis mehrmals empor- und hinabführten, drang ein Rauschen und eine merkwürdig hohl klingende Brandung ins Ohr. Im Licht der Scheinwerfer endete das nächste Gefälle an Rande einer pechschwarzen Flut, die als Meerwasser identifiziert wurde“, schrieben die Höhlenforscher. Inzwischen versuchten neue

Höhlenforscher, von diesem Ende aus in den Tunnel zu gelangen, was ihnen zunächst nur tauchend gelang. Der Tunnel zeigte mehrere Verengungen, die nicht mehr zu passieren waren. Eines der größten Erdbeben in der Geschichte Perus hatte in den siebziger Jahren diese Gegend verwüstet.
Dort, wo der Tunnel endet, leben Javier und ich. Welch seltsamer Zufall.

Beim ersten Betreten der Mochemondpyramide „Huaca de la luna" veränderte sich mein Leben. Fresken von Gestalten mit furchterregenden Gesichtern und Jaguarklauen glotzten mich von den Pyramidenwänden an. Der Ort markiert den Eingang der Moches zur Unterwelt! sagte mir ein sicherer Instinkt. An diesem schicksalshaften Tag lernte ich Javier kennen. Seit diesem Augenblick lebe ich neben der Pyramide. Unsere Hacienda liegt hier. Eine Hälfte des Jahres verbringe ich in Peru, die andere Hälfte in Deutschland. Ich kam zu einer Zeit hierher, in der Archäologen der Universität in Trujillo gerade begonnen hatten, die Pyramide wissenschaftlich zu erforschen. Vorher dämmerte sie jahrhundertelang im Dornröschenschlaf vor sich hin. Obwohl ich seit dem Jahr zweitausend mit den Mocheros Seite an Seite lebe, sollte es länger als zehn Jahre dauern, ehe ich jemanden über die Tunnel unterhalb der Mondpyramide sprechen hörte. Es war mein Schwager Genaro, der älteste Bruder Javiers, der seinen Vater einmal mit dessen Bruder Felix in die Mocheunterwelt begleitete.

„Der Tunnel begann mit einem grob behauenen Streckenabschnitt, der umso breiter und höher wurde, je tiefer man hineinging. Im hinteren Teil begannen verputzte und geglättete Adobewände. (Adobe sind luftgetrocknete Ziegel, zum Teil mit kurzem Stroh vermengt). Nachdem wir ein Stück ins Erdinnere gegangen waren, gelangten wir in einen unterirdischen Raum. An dieser Stelle kam von oben ein Lichtstrahl, den wir uns nicht erklären konnten. Es war alles zu sehen, obwohl der Ort tief unter der Erde liegt“, erinnerte sich Genaro, dessen Schilderung sich mit der Victors, der als Architekt eine Zeitlang in Machu Picchu arbeitete, deckte.

„Wann war das?“ wollte ich wissen.

„Mein Vater ist in den sechziger, siebziger, achtziger Jahren mehrere Male allein in den unterirdischen Tunnel gegangen“, sagte er und fuhr fort: „Von diesem Raum gingen Abzweigungen in vier verschiedene Richtungen, die mein Vater früher offen sah.
Als wir später zu dritt hingingen, waren sie schon versperrt. Die Decke des Raumes besteht aus riesigen Adobesteinen und auch im Boden war als Gegenstück eine Adobeplatte von mehreren Metern eingelassen. In ihrer Mitte befindet sich ein Loch. In dieser Öffnung entdeckte mein Vater einmal eine der giftigsten Schlangen Perus, die am Cerro Blanco, an dessen Fuß die Pyramide steht, häufig anzutreffen sind. Er erschlug sie. Wir hatten eine Kerze dabei. Einer brannte sie an und hielt die Flamme in die Öffnung, in der Hoffnung, mehr sehen zu können. Zu unserer Verwunderung flackerte die Flamme. Einen Luftzug an diesen Ort anzutreffen, war äußerst ungewöhnlich. Um der Sache auf den Grund zu gehen, warfen wir einen Stein in das Loch. Zu unserer Verblüffung hörten wir ihn nicht einmal aufplumpsen. Er fiel nicht senkrecht hinunter, wie wir erwartet hatten, sondern rollte wie

ein Ball Stufe für Stufe eine Treppe hinunter, ohne daß der Hall des kollernden Steins ein Ende genommen hätte. Die Tiefe des Schachtes kam uns unermeßlich vor. Wir fühlten uns einer unbekannten Macht ausgesetzt, von der wir zum ersten Mal etwas spürten. Uns packte Entsetzen. Fluchtartig verließen wir den Tunnel und kehrten nie wieder zurück."

Genaros Vater, meinen Schwiegervater, den die Dorfbewohner respektvoll Don Evaristo nannten, habe ich nicht mehr kennengelernt. Ich konnte ihn nicht mehr nach seinen Erfahrungen befragen. Er hat sie mit ins Grab genommen. Genaro und Felix zeigten mir den zugemauerten Eingang an der Nordwand der Mondpyramide, neben der parallel die Sonnenpyramide liegt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es unmöglich, in den unterirdischen Tunnel der Mondpryamide zu gelangen. Ein Bataillon der peruanischen Armee, das den Tunnel schon vor der Ankunft der Archäologen zumauerte, verewigte sich mit großen Lettern an der Mauer „Battallon de Infanteria pucara # 37" steht am Tunneleingang.

„Es ist ein Bataillon aus Trujillo", erklärte Genaro.

Die Situation änderte sich schlagartig durch einen Zufall, der erst einige Tage zurückliegt. Ein Archäologe der Mondpyramide faßte mit der Hand an eine Mauer, die unmittelbar nach der Berührung einstürzte. Zum Vorschein kam ein unterirdischer Eingang. Zwar plumpsten die Steine in das Loch, doch war es groß genug, um einen Blick in die Tiefe freizugeben. Ein junger Kollege, der beiseite stand und der eine Videokamera bei sich hatte, wurde angeseilt und in den Tunnel hinuntergelassen. Zum Sehen benutzte er die Lampe seiner Videokamera.

„Der Eingang mündet in einem Tunnel sehr fein polierter Adobewände. Sein Lauf führt in Richtung Cerro Blanco. An einer Stelle verzweigt sich der Tunnel in mehrere Gänge. Einen ging ich entlang und kam an ein Grab. Es ist völlig unberührt. Neben dem Grab ist das Bildnis Aiapaecs", berichtete er dem verdutzten Archäologen. Aiapaec kennt jeder hier. Er ist der höchste Gott der antiken Moches. Der Beschreibung nach handelt es sich hier um einen weiteren Tunnelstrang. Der junge Mann, der vermutlich mehr gesehen hatte als er berichtete, verschwand anderntags und kehrte nie wieder zur Pyramide zurück. Er und der Archäologe gehören einer späteren Generation als der Vater Javiers an. Sie haben keine Ahnung von den Tunneln.

Die Fläche zwischen Mond- und Sonnenpyramiden ist ungefähr einen Kilometer breit, sie ist heute Wüste. In alter Zeit lag dort das ursprüngliche Mochedorf. Von den Häusern, deren Grundrisse noch zu erkennen sind, konnte man direkt in die Pyramiden und den Tunnel gelangen.

„Auch die Sonnenpyramide verfügt über Tunnel, in die ich hineinging", berichtete Felix. Dann beschrieb er eine ähnliche Erfahrung wie die des jungen Cousins Zonen Gils. Ein Ausländer, den er einmal in den Tunnel begleitete, der heute gleichfalls verschlossen ist, kam schwach, blaß und verstört heraus. Er zeigte die typischen Zeichen der Seelenauszehrung durch einen Dämon.

„Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, obwohl er ein kräftiger Mann war. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Er verließ uns, fuhr weg und kam nie wieder", sagte er und zeigte mir den zugemauerten Eingang. Einen weiteren Eingang zur Unterwelt der Sonnenpyramide hatte der Vater Javiers benutzt, der in den sechziger Jahren offen war.

„Der Tunnel führte sehr tief hinunter und endete zunächst an einer Quelle, die von unten aus der Erde sprudelte und um die sich ringsherum Wasser sammelte. Wegen des fehlenden Sauerstoffs bekam er Erstickungsanfälle und kehrte um“, erzählte Rodolfo.
Außer meinen Familienangehörigen waren noch andere Dorfbewohner in die Tunnel gegangen. Don Maximo, der siebzigjährige Großvater Fiorellas, die eine Nichte Javiers und die Hausangestellte unserer Hacienda ist, erinnerte sich an drei Mocheros aus seiner Nachbarschaft, die in den Tunnel der Mondpyramide gingen.

> „Nachdem sie nicht wieder aufgetaucht waren, machten sich Familienmitglieder des einen auf den Weg, um ihn und seine zwei Begleiter zu suchen. Sie suchten ihn wochenlang bis sie ihn in der zweihundert Kilometer nördlich gelegenen Stadt Chiclayo fanden. Zum Schrecken seiner Angehörigen war der Mann verrückt geworden, konnte sich nicht an die kleinste Einzelheit im Tunnel erinnern. Die restlichen Begleiter blieben verschwunden. Vermutlich führt einer der vier Stränge nach Chiclayo, denn wie wäre der Mann sonst dorthin gekommen?“

Fiorellas Bruder arbeitet in der Verwaltung einer Plantage des Nachbarortes Virú. In Virú existieren ganze Pyramidenstädte, manche stehen inmitten der Artischocken-, Melonen-, Gurken- oder Maisfelder. Auf dem Feld der Firma, für die ihr Bruder arbeitet, steht eine antike Pyramide.

> „Nahe der Pyramide sterben jedes Jahr Feldarbeiter, die, obwohl jung und kräftig, von einer heftigen Müdigkeit übermannt werden, die sie zwingt sich hinzulegen. Sie schlafen ein und sterben. Trotz guter Löhne will niemand mehr für die Firma arbeiten. In gut laufenden Zeiten arbeiteten achthundert Menschen für sie“, erzählte er.
>
> Ein Neffe Javiers arbeitet zeitweilig als Gärtner auf unserer Hacienda. Als er eines Tages mit seinem Vater, dem Schwager Javiers, auf einem Feld nahe der Pyramidenstadt Pacasnamu arbeitete, hörten sie ansässige Feldarbeiter von einer Anaconda reden, die in einer der Pyramiden lebe und die Milch der Kühe stehle. Um die Behauptung zu überprüfen, stellten die beiden Männer in der Nacht offene Milchkrüge neben die Pyramide und warteten. Die Anaconda, die kam, war riesengroß. Ehe sie einer der Männer erschlagen konnte, war sie entwischt. Der Neffe hatte bereits einschlägige Erfahrungen mit Riesenschlangen in der Nähe von Pyramiden gemacht. Neben der Sonnenpyramide unseres Dorfes und in unmittelbarer Nähe unserer Hacienda beobachtete er einmal eine schlafende Riesenschlange, die er nicht aus den Augen ließ bis sie in die Pyramide zurückkroch, von wo sie offensichtlich gekommen war.
>
> „Sie war über zehn Meter lang“, behauptete er. Er übertreibt! dachte ich. Bis mir ein LKW-Fahrer von einer ähnlich großen Schlange berichtete. Anacondas gibt es dort, wo die Pyramiden stehen, häufig. Der Besitzer eines Lastautos, der einmal Holzstämme beförderte, wurde in der Nähe des Berges Coscomba auf dem Rückweg von der Dunkelheit überrascht. Er übernachtete im Fahrerhaus. Als anderntags der Motor nicht ansprang, öffnete er die Motorhaube um nachzuschauen. Auf dem warmen Motor gewahrte er eine Riesenschlange, deren Körper so dick wie ein Baumstamm war. Von Schreck erfaßt, ließ er die Motorhaube fallen und rannte weg. Nach einer Weile eilte er mit dem Chauffeur eines in der Nähe angehaltenen Lastwagens zurück. Sie attackierten die Schlange mit Steinen, doch sie bewegte sich nicht von der Stelle, bis der Hinzugekommene sie mit seiner Pistole erschoß.

Als Achtzehnjähriger hörte Javier einmal einen gellenden Frauenschrei aus dem Nachbarhaus dringen. Er eilte zu Hilfe und gewahrte im Bett der Nachbarin eine Riesenschlange.

„Sie war braun wie Lehm. Kaum hob ich das Laken, sah ich ihren Kopf direkt auf mich gerichtet. Eingeringelt war sie zum Angriff bereit. Ich ließ das Laken fallen, verdeckte sie, damit sie nichts mehr sehen konnte, nahm einen Spaten, der in der Nähe stand und stieß ihn fest zwischen Kopf und Körper. Daraufhin ringelte sich ihr Körper um den Schaft des Spatens. Ich stieß den Spaten noch tiefer in ihren Körper, bis sie schließlich tot war. Neben dem Haus der Nachbarin ist ein Bewässerungsgraben für die Felder. Dort legen Schlangen ihre Eier ab. Schlüpfen die Schlangen, kriechen sie in die Häuser“, erinnerte sich Javier.

Eines der zehn Geschwister Javiers ist Carlos. Nach der Geburt seiner Tochter war einmal eine Schlange ins Bett gekrochen, in dem er gerade mit seiner stillenden Frau und seinem Baby lag. Er erschlug sie.

„Sie mögen die Milch stillender Mütter. Instinktiv folgen sie einem Impuls, der von der Muttermilch ausgeht“, vermutete er.

Einer unserer Nachbarn baute Tumbos an, eine Frucht mit schleimigen Kernen. Er mißachtete den Hinweis eines Campesinos, das Leben dieser Frucht hänge von Schlangen ab, die im Umkreis der Pflanze leben würden. Als er eines Abends außer Haus war, entdeckte seine Frau im Bett ihrer einjährigen Tochter, die noch gestillt wurde, eine dicke, eingeringelte Schlange neben dem schlafenden Kind. Der von der Mutter alarmierte Bruder eilte zu Hilfe, der die Schlange mit einer Machete erschlug, wodurch aber das Kind geweckt wurde. Es sah die Schlange und begann augenblicklich zu schreien. Nach dem Tod der Schlange starben aber auch die Tumbo-Pflanzen.

Ein Freund Javiers, Don Julio, der zeitlebens Tiere züchtet, erwischte eines Tages eine Riesenschlange im Schweinestall, die neben den Ferkeln an den Zitzen der Sau trank. Seit längerem hatte er sich über die blutigen Zitzen des Mutterschweins gewundert und keine Erklärung dafür gefunden.

„Es waren die kräftigsten Zitzen, die blutig waren. Da sie wochenlang blutig waren, muß die Schlange wochenlang die Milch mit den Ferkeln getrunken haben, ohne ihnen etwas zuleide zu tun, obwohl sie hochgradig giftig war. Ihr braunweißroter Körper von zwei Meter Länge war so dick wie eine Weinflasche. Ich erschlug sie mit meiner Machete“, erzählte er.

Er steht mit dieser Erfahrung nicht allein da. Sein Nachbar machte die gleiche Erfahrung bei seiner Kuh. Eine braune Schlange hatte an den Zitzen des Euters gesaugt. Sie waren blutig, was nicht durch das Saugen ihrer Kälber verursacht wurde. Er erschlug die Schlange.

„Diese Art der Schlangen waren wegen der Milch gekommen. Die Muttermilch zog sie an“, erklärte Don Julio.

Schlangen und Sexualität sind ein beliebtes Motiv in der zeitgenössischen Malerei. Sexualität ist ein Bereich der Schöpfung. Im Gegensatz zu den Schlangenkulten antiker Griechen, in denen Frauen sich Schlangen auf den Körper legten, um von ihnen begattet zu werden oder in denen sie nachts nackt in der Hoffnung lagen, ein Gott würde leibhaftig in Schlangengestalt erscheinen und sie im Schlaf schwängern, erscheinen die Erlebnisse heutiger Mocheros harm-

los. Sie bestätigen aber die Authentizität der Schlangenerfahrungen. Allein die Tatsache, reale Erfahrung zu sein, macht sie bemerkenswert. Der Impuls, Muttermilch artfremder Geschöpfe zu trinken, scheint nicht nur von der Schlange auszugehen, sondern auch vom Menschen. Er verweist auf eine geheime Rolle der Schlange, die sie in der Schöpfung spielt. Sie fühlt sich von neugeborenem Leben angezogen. Welches Lebewesen saugt die Muttermilch eines nicht artverwandten Lebewesens? Es gibt nur eine Ausnahme. Es ist der Mensch. Nur der Mensch ähnelt in diesem Aspekt dem Verhalten der Schlange. Er trinkt die Milch von Kühen, Ziegen und Schafen. Jede dieser Tiergattungen hat Hörner. Die Hörner mochten mir anfänglich wenig bedeutsam erscheinen, was sich bei genauerer Betrachtung ins Gegenteil verkehrte. Ich erwähne sie nur, weil sie im späteren Verlauf der Geschichte noch eine große Rolle spielen werden.

Vor anderthalb Jahren erkrankte die fünfundvierzigjährige Frau meines Schwagers Paul, eine waschechte Mochera, an Brustkrebs. Sie beschloß, sich nicht operieren zu lassen und alternative Heilmethoden zu nutzen. Nach mehr als einem Jahr war sie nur noch Haut und Knochen. Abgemagert, dünn, klein, mit hervorstehenden Augen erschien sie mir wie ein Homunkulus.

„Heile deine Schwägerin Silvia“, bat ich Rodolfo, den Schamanen.

Ungerufen ging er in ihr Haus. Kaum übertrat er die Schwelle, begann das Bett Silvias wie bei einem Erdbeben zu wackeln. Mit sicherem Blick erkannte er sofort einen Dämon, der sich ihrer Kraft bemächtigt hatte. Er hätte ihm gleich der Garaus gemacht, wenn ihn nicht die Kranke gehindert hätte. Die bloße Anwesenheit Rodolfos und seine Absicht, die Frau von dem Dämon zu befreien, rief eine heftige Reaktion beim Geist hervor. In unserer zehn Minuten Fußweg entfernten Hacienda hörte ich ein bitterliches Weinen. Es rührte von dem Geist her, der nicht gehen wollte.

„Sie will keinen Schamanen im Haus“, sagte Rodolfo, der unverrichteter Dinge zurückkehrte.

„Ist sie blind?“, fragte ich.

„Sie glaubt nicht an Dämonen.“

„Aber du bist der Einzige in ihrer Nähe, der es vermag, den Geist aus ihrem Körper herauszuziehen. Das vermögen keine Gebete an Gott“, wandte ich ein.

„Es ist ihre Entscheidung.“

„Den Arzt wollte sie auch nicht. Warum läßt sie sich nicht operieren?“

„Sie wird erst operiert, wenn sie wieder zu Kräften kommt.“

„Sie ist ohne Kraft. Wer kann sie heilen?“

„Gott. Da sie den Mormonen angehört, sind ihr Schamanen suspekt“, sagte er.

„Krebs ist eine typische Krankheit der Auszehrung. Jemand nagt an ihrer Energie, das machte sie krank.“.

„Ich weiß“, pflichtete Rodolfo mir bei.

Wie die an den Zitzen saugenden Schlangen, saugen körperlose Wesen an den Körpern der Menschen, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Mir fiel das Gleichnis vom Schiffbrüchigen ein, der sich auf eine kleine Insel im Meer retten konnte. Er glaubte aber, Gott würde ihm helfen und schlug jede menschliche Hilfe aus. Zuerst fuhr ein Floß an der Insel vorbei, dann ein Boot und zuletzt ein Schiff. „Gott wird mir helfen!“ rief er den Menschen zu, die ihn retten wollten. Die Insel ging unter. Er ertrank. Nach

seinem Tod beklagte er sich bei Gott, er habe ihm nicht geholfen. „Ich schickte dir ein Floß, ein Boot und ein Schiff. Alle drei Gelegenheiten ließest du ungenutzt an dir vorüberziehen!“, antwortete Gott.

Wie tief Schlangen mit der Schöpfung verbunden sind, zeigt eine Beobachtung Don Julios an seinen Maracujapflanzen im Garten. Wie gewohnt ging er eines Tages an den Maracujas vorbei, die sich an einer Mauer hochrankten, als er unterhalb der Pflanzen zehn grüne Schlangen mit gelben Unterkörper gewahrte, die sich an diesem außergewöhnlich heißen Tag in der Sonne aalten. Nachdem er die Schlangen getötet hatte, starben plötzlich auch seine Maracujapflanzen.

„Maracuja ist eine Frucht, deren Leben eng mit Schlangen verbunden ist. Das Leben dieser Pflanze hängt von Schlangen ab, ob sie wahrgenommen werden oder nicht. Dasselbe gilt für Tumbos, Feigen und Weintrauben“, sagte er, eine Behauptung, die ich von jedem zweiten Mochero hörte, der diese Pflanzen anbaute. Peru hat eine reiche Fauna und Flora. Von hundertzehn Klimazonen der Erde verfügt das Land über neunundneunzig. Folglich sind die Erfahrungen der Menschen mit Schlangen zahlreich. Schon die antiken Moches stellten das Phänomen dar. Auf der keramischen Skulptur einer Kartoffelknolle ist eine Schlange zu sehen. Ein Schlangentyp wird fliegende Schlangen genannt, weil sie die Fähigkeit besitzt, von Baum zu Baum zu fliegen oder besser zu schnippen. Javier erlebte sie einmal beim Fliegen, was so schnell vor sich ging, daß er sie kaum sah. Ein andermal gewahrte er im Gehölz eines Baumes einen Ast, der plötzlich Augen hatte und ihn fixierte, bis er begriff, einer Schlange gegenüberzustehen.

„Die größten Feinde der Schlangen sind Katzen. Die Katze meines Bruders Genaro wedelte einmal mit dem Schwanz, was ein Zeichen ihrer Angriffslust ist, als sie eine eingeringelte Schlange mit gehobenem Kopf zu attackieren begann. Ohne Zögern stürzte sich die Katze auf das Genick der Schlange, zerbiß es, packte mit der linken Kralle den Schlangenkörper und zerriß ihn von oben bis unten mit der rechten. Das Fleisch gab sie ihren Jungen zum Fressen“, berichtete Javier seine Beobachtung.

Regulo Franco, Javiers Archäologenfreund aus Cuzco, fand in der Mochepyramide El Brujo die er ausgrub, die Mumie einer Priesterkönigin, die von oben bis unten mit Schlangen und Spinnen tätowiert war. Waren Schlangen und Spinnen ihre Götter? Welch abnormer Glaube. In meinem Gedächtnis suche ich nach Vergleichbarem. Unheimliche Schlangengeschichten sind mir schon in Ägypten berichtet worden, wo ich lebte, bevor ich nach Peru ging. Mein Apartment lag neben der Cheopspyramide in Gizeh. Ich war schon sieben Jahre im Land, als ich von einer Geschichte hörte, die ich wegen ihrer Ungewöhnlichkeit nicht vergaß. Eine große Zahl von Menschen war in den achtziger Jahren an den Bissen von Schlangen und Spinnen gestorben, Schlangen, die, wie spätere Untersuchungen ergaben, in Ägypten überhaupt nicht heimisch waren. Wie sind sie dann in die Pyramide gekommen? Das begriff ich erst Jahre später, als ich ein heimlich gedrehtes Video des längst entdeckten unterirdischen Tunnels im Film „Die Cheopslüge“ des deutschen Filmemachers Christoph Lehmann sah. Beim Anschauen erinnerte ich mich der mysteriösen Todesfälle. Wie es schien, waren die unbekannten Schlangen von dort gekommen. Dabei stellte sich mir eine wichtige Frage. Wenn diese Schlangenart in Ägypten nicht vorkam, wo lebte sie dann? War sie von anderen Regionen be-

kannt? Die Menschen waren in der unterirdischen Felsenkammer der Pyramide gestorben, weshalb der Zugang zur Kammer mit einem Eisentor verschlossen wurde. Zusätzlich stand ein Polizeiposten Wache. Mehrere Gruppen, zuletzt eine von vierzig Menschen, war dort an giftigen Gasen und an Schlangenbissen gestorben. Besucher der Cheopspyramide müssen seither den offiziellen Haupteingang benutzen, um in die unterirdische Kammer zu gelangen. Dieser Eingang ist, im Gegensatz zu dem mit dem Eisentor verschlossenen, künstlich in das Gestein getrieben. Er wird gegen sechzehn oder siebzehn Uhr geschlossen. Während der Öffnungszeit stehen stets Wärter dort. Als noch kein Eisengitter den anderen Schacht versperrte (der lediglich ein Zugang zur unterirdischen Kammer, nicht aber zur Königs- oder Königinkammer ist), konnten Besucher außerhalb der Öffnungszeiten hinein, auch nachts. Die rätselhaften Todesfälle konnten nie geklärt werden. Das Geschehen ähnelte dem Perus. Was haben Pyramiden mit Reptilien zu tun? Um welche Art von Schlangen handelte es sich? Die Rolle, die die Schlange in der Schöpfungsgeschichte spielt, kann sie kaum aufgrund ihrer Eigenschaft, sich zu häuten, erlangt haben. Die Bibel sagt der Schlange die Macht nach, Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben zu haben, eine Macht, über die keine gewöhnliche Schlange verfügt. Es muß eine ungewöhnliche Schlange gewesen sein. Ihre Macht mußte auf Eigenschaften beruhen, die unbekannt sind. Auf der Suche nach der Lösung dieses Rätsels erinnerte ich mich an Herodots Worte über die Särge der heiligen Krokodile, die mit den Särgen der ersten Pharaonen im unterirdischen Bereich des legendären Labyrinths und seiner angrenzenden, im See stehenden, Pyramiden beerdigt worden wären. Was haben diese Worte zu bedeuten, die Särge der ersten Könige liegen mit den Särgen der heiligen Krokodile an einem heiligen Ort der Ahnen? Zunächst einmal bedeuten sie, daß auch im antiken Ägypten Reptilien am Anfang der Schöpfung standen. Die antiken Moche stellten auf ihrem heiligen Altarbild der Mondpyramide nicht nur ein Riesenkrokodil, sondern auch Schlangen, Drachen und Spinnen dar. Welch unglaubliche Übereinstimmung! Gibt es einen Zusammenhang zwischen den abgebildeten und überlieferten Reptilien von damals und den rätselhaften Schlangen- und Spinnenbissen in der Cheopspyramide der achtziger Jahre, an denen diese Menschen gestorben waren? Um mir Herodots Worte zu verdeutlichen, ziehe ich eine weitere antike Schöpfungslegende zu Rate. Es ist die assyrische. Genauso wie die antiken Moches und Ägypter setzten die Assyrer ein Reptil, eine Schlange, an ihren Anfang. Von den Assyrern scheint die Überlieferung der Schlange zu stammen, von der in der Bibel die Rede ist. Einige Details, die in der Bibel weggelassen wurden, sagen mehr über die Schlange aus: „denn Kain war das Kind von Eva und der Schlange und nicht von Eva und Adam; aus diesem Grunde hatte Kain, nachdem er seinen Bruder erschlug – der der erste Mörder war und lebendige Geschöpfe seinem Dämon geopfert hatte – das Zeichen auf der Stirn, welches das Zeichen des in der Apokalypse erwähnten Tieres ist; und das Zeichen der Einweihung. Das Vergießen von Blut sei notwendig; denn die Kinder Evas wurden von Gott solange nicht erhört, bis Blut vergossen wurde. Und dies ist die äußere Form der Religion; doch Kain sprach nicht mit Gott und besaß auch nicht das Zeichen der Einweihung auf der Stirn, so daß er von allen Menschen verachtet wurde, bis er Blut vergossen hatte. Und dieses Blut war das seines Bruders und das der Assyrer.“ Die Übereinstimmung verschiedener Kulturen, die Reptilien an den Anfang ihrer Schöpfungsgeschichte rückten, Europäer, Griechen, Ägypter, Assyrer und Moches, ist verblüffend. Das Opfern des Blutes wird heute noch praktiziert, was der Grind im Schacht beweist. Mit

dem Blut der Opfer werden bis heute Wesen angerufen, die sich von Blut ernähren. Wer sind diese Wesen? Haben sie etwas mit Tunneln zu tun? Warum benutzten die Brujos den Tunnel, um Blutopfer darzubringen? Gibt es diese Reptilien noch und rufen sie sie herbei?
Die alten Moches haben das Zeichen auf der Stirn gekannt, von dem die assyrische Legende berichtet. Ich fotografierte Dutzende keramischer Portraits von Männern, die Drachen oder Schlangen auf der Stirn trugen. Eine mehr als zweitausend Jahre alte keramische Skulptur, die in einem Grab gefunden wurde, zeigt das gut modellierte Gesicht eines zirka fünfzigjährigen Mannes, der auf seiner Stirn das Zeichen eines Reptils trägt. Es ist ein Drache. Andere Portraits zeigen Schlangen. Einmal fotografierte ich im Museo Larco Lima das keramische Portrait eines vergeistigten Mannes. Er war in sitzender Stellung abgebildet, hatte einen Turban auf dem Kopf, doch das außergewöhnlichste war sein Gesichtsausdruck. Selbst für mich als Fotografin ist es schwierig, Menschen mit psychologischen Merkmalen abzubilden. Wie es den antiken Moches gelang, spezifische Persönlichkeitsmerkmale auf gebrannten Keramiken darzustellen, ist mir ein Rätsel. Ich bewunderte den Mann, schaute mir das Foto von ihm oft an, bis ich auf seiner Brust seltsame Zeichen entdeckte. Die Moches drückten durch Bildzeichen, Chiffren, Ideogrammen, Glyphen und Tieren die Bestimmung aus, von wem oder was eine Person beherrscht wurde. Ich zeigte Rodolfo die Aufnahme.

„Was sind das für Zeichen auf seinem Körper?“

“Es ist eine Schlange! Sie hat jeweils links und rechts einen Kopf auf seiner Brust. Und um den Hals des Mannes ringelt sich ihr Schwanz wie eine Kette“, antwortete er.

Zum ersten Mal entdeckte ich zwei menschliche Profilköpfe, die unterhalb der Schlangenköpfe abgebildet sind.

„Was bedeuten diese Köpfe?“

„Es sind die abgeschlagenen Köpfe der Geopferten.“

Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich. Ich schaute in das Gesicht eines antiken Priesters, der Menschen geopfert hatte. Angesichts der Schlange war klar, von wem er beherrscht wurde und wem er das Blut darbrachte. Was mich am meisten schockierte, war sein feiner Habitus. Ohne jeden Zweifel war er ein außergewöhnlicher Mensch gewesen.

Bevor ich mich den Keramiken zuwandte, hatte ich die peruanischen Pyramiden fotografiert. Am nördlichsten Punkt des ehemaligen Mocheimperiums liegt der Wildpark Batangrande mit einer Vielzahl antiker Adobepyramiden. In antiken Gräbern der Umgebung wurde das meiste Gold der Neuzeit gefunden. Die Gräber stammen von Javiers Vorfahren. Den Archäologen Nacho und Marielle Alva, Sohn und Schwiegertochter des schon erwähnten Archäologen Walter Alva, begegneten Javier und ich im Museo de Bruning von Lambayeque, wo die Alvas eine Wohnung besaßen. Sie arbeiteten in Batangrande und wir begleiteten sie. Die Pyramiden waren nicht leicht zu erreichen. Zunächst mußten wir einen Fluß durchqueren. Es gab keine Brücke. Das Wasser des Flusses hatte eine schmutzig braune Farbe. Nacho und Marille Alva gingen vor uns mitsamt ihrer Kleidung in die Fluten und standen bald bis zur Brust im Wasser. Ihre Rucksäcke trugen sie erhobenen Arms über den Köpfen. Javier und ich folgten ihnen und trugen unsere Kameras auf dieselbe Art. Wir überquerten zwei Flüsse und einen Sumpf.

Am Ufer erfolgte ein Angriff von Stechmücken. In Minutenschnelle waren wir von oben bis unten zerstochen. Im Wald wimmelte es von Schlangen, Echsen und Skorpionen. In dieser Wüstengegend sind nur die Ufer der Flußläufe fruchtbar, ähnlich wie am Nil. Hier regnet es fast nie. Vor einigen Jahren allerdings flossen in den Anden viele Seen und Lagunen über, nachdem es ungewöhnlich heftig geregnet hatte. Im Tal flossen die Wassermassen zu reißenden Strömen zusammen. Ganzer Dörfer wurden überflutet. Zwar konnten die Bewohner rechtzeitig gerettet werden, doch ihre Vierherden ertranken. Meter für Meter wurden tote Schweine, Kühe, Ziegen, Hunde, Schafe, Füchse ins Meer geschwemmt. Bei unserer Ankunft war die Überschwemmung längst abgeklungen und vergessen. Alte Gewohnheiten nahmen ihren Lauf. Häuser waren schnell wieder aufgebaut und die Tiere vermehrten sich schneller als zuvor. Zudem brachten die Überschwemmungen eine ungewöhnlich fruchtbare Erde mit sich, so daß manche Früchte zwei- bis dreimal pro Jahr geerntet werden konnten.
Am anderen Ufer tauchten wir in den Wald ein, der uns mit seinen wuchernden Bäumen verschluckte. Niemand war zu sehen. Wir gingen tief in den Wald hinein, passierten Pyramiden, von denen manche nur noch Stümpfe waren, weil ihre weichen Adobeziegel durch die Überschwemmung aufgelöst worden waren. Plötzlich gelangten wir an eine Lichtung, auf der Rinder weideten. Es war eine Herde Ochsen, Kühe und Kälber. Kaum erspähte uns der Bulle, zuckte er erschrocken zusammen. Menschen hatte er nicht erwartet. Im Galopp flüchtete er und die Kühe folgten ihm. Sie waren derartig schnell verschwunden, daß ihre kurze Anwesenheit wie eine Halluzination wirkte. So schnell wir konnten, rannten wir hinterher. Es war schwer, sich durch den Dschungel einen Weg zu bahnen. Die Kühe waren nicht mehr zu sehen. Noch nie in meinem Leben habe ich Kühe so schnell rennen sehen. Außer frischen Kuhfladen wies nichts auf ihre Anwesenheit hin. Die Kühe waren wie vom Erdboden verschluckt.

„Lassen die Bauern ihre Kuhherden frei im Wald herumlaufen? wollte ich von Javier wissen.

„Nein“, antwortete er „Der nächste Bauernhof ist viel zu weit weg.“

„Wo kommen dann die Kühe her? Hast du schon einmal eine wilde Kuhherde gesehen?“

„Nein. Sie würden vom Nächstbesten getötet werden.“.

Am Rande des Waldes gelangten wir auf eine Asphaltstraße. Ein Bauer nahm uns mit seinem Auto mit.

„Was für eine Kuhherde?“, fragte er erstaunt, als wir uns nach ihr erkundigten. Javier wählte seine Worte mit Bedacht, um die Kühe nicht zu verraten. Unsere beiden Archäologenfreunde, die an einer Pyramide gruben und die wir zurückgelassen hatten, gesellten sich unterwegs wieder zu uns. Sie waren mit dem Wald gut vertraut. Aber wen wir auch fragten, niemand hatte je eine Kuhherde gesehen.

„Sie gehören sich selbst“, stelle Javier fest.

Es sind Tiere, die im Chaos der Überschwemmung ihre Freiheit zurückgewannen und seither wild lebten. Im Wald gab es genügend Weideplätze. Das Dickicht des Dschungels bot ihnen Schutz. In der Herde konnten sie sich vermehren und waren gemeinsam vor anderen Tieren geschützt. Nur Menschen konnten ihnen gefährlich werden. Hier hat jeder Campesino ein Gewehr. Die Kühe waren schlau genug, um sich vom Menschen fernzuhalten. Außer uns

schien sie niemand gesehen zu haben. Sie kosteten die wunderbare Freiheit aus und waren weit davon entfernt, sich als Filet auf einem Teller servieren zu lassen.

Wäre ich nicht nach Peru gegangen, wäre ich genauso aufgefressen worden wie der tote Esel, den wir auf der Rückfahrt entdeckten. Er lag allein am Straßenrand, wo fünfzig Geier mit hohem Genuß auf seinen toten Körper einpickten. Sahen diese Geier nicht wie eine mittelalterliche Ratsversammlung aus, die mit ihren stupiden Gesetzen nichts weiter verfolgte, als die Menschen auszunehmen? Auch ich muß verstehen lernen, daß es Kräfte gibt, die mich aussaugen. Genauso wie die Kühe. Adé geliebtes Deutschland mit deiner Flut an Banküberweisungen, Kontoauszügen, Rechnungen, Mahnungen, Krankenkassenbeiträgen, Anträgen, Anwälten, Prozessen, Beratern, Galeristen, Gutachtern, Vermietern. Eine Versicherung für die Arbeit, eine Versicherung für die Wohnung, eine Kunstversicherung, eine Kranken- und Rentenversicherung und noch eine Autoversicherung bedeuteten nur, daß ich die Sicherheit, die ich mir selbst nicht zu geben vermag, von fremden Stellvertretern erwarte. Dabei kann der Wert meiner selbst nur von mir selbst bestimmt werden. Sicherheit kommt von Sichersein. Als ich vor langer Zeit einen Tumor bekam, ging ich zum Arzt. Er schnitt ihn weg und gab mir Tabletten. Nach einem halben Jahr warf ich sie in den Mülleimer. Ich bin nicht krank! sagte mir meine innere Stimme. Der Arzt konnte mir nicht helfen, denn der wirkliche Arzt bin ich. Ich ging nie wieder zum Arzt und änderte mein Leben. Nie wieder bekam ich eine Krankheit. Gebe ich Fremden meine Macht ab, nutzen sie sie, um Macht zu haben. Die Stellvertreterkultur ist die Wurzel allen Machtmißbrauchs. Ich kann mein Geld nicht selbst aufbewahren und gebe es einer Bank. Ich kann mich nicht selbst regieren und lasse mich von Gesetzen regieren, die mir nicht gut tun und Selbstaufgabe um jeden Preis verlangen. Millionen von Menschen geben so Tag für Tag ihre Macht ab und lassen ihre Kräfte auszehren. Wenn es schon die Kühe kapierten, werde ich es auch kapieren.
Vergangenes Jahr entrümpelten Javier und ich die Villa der Hacienda und stießen auf Akten, Rechnungen, Briefe, Disketten, Bücher, Unterlagen, Verträge, Kontoauszüge und Versicherungspamphlete der französischen Vormieterin, die bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Wir schmissen die Papiere weg, da sie keine Bedeutung mehr hatten. Hüllen, Schachteln, Boxen und Koffer dagegen hoben wir auf, da sie von praktischem Wert waren. Das Erlebnis machte mir klar, wie unwichtig die Unterlagen sind, auf die die Europäer so großen Wert legen.

In der Nähe Cartavios, der Hauptstadt des peruanischen Rums, die eine Autofahrtstunde von unserer Hacienda entfernt liegt und die vor hundert Jahren der größte Weltproduzent an Zuckerrohr war, heute dagegen ein armes Nest ist, stehen die meisten Pyramiden der Moches. Auf dem Weg dahin begegnete Javier und mir ein verschlafener Chauffeur. Er mußte zu jedem Meter Fahrt überredet werden, gab sich schwerfällig und müde. Wir hatten keine Wahl. Es war weit und breit das einzige Motortaxi, einem seltsamem Gefährt, das aus einem Moped und einer Zweiradkabine mit Plastiküberzug im Hinterteil besteht, und auf den Namen „Schnarcher“ getauft wurde, in einer Gegend mit kilometerlangen Zuckerrohr- und Maisfeldern. Das nächste Dorf lag weit weg. Der Fluß Chicama, den wir zu überqueren hatten, lag halb ausgetrocknet da. Die Regenzeit in den Anden hatte gerade begonnen. Das erste Wasser

floß bereits die Andenberge hinab zum Meer, wo im schmalen Wüstenstreifen zwischen Anden und Pazifik die Pyramiden stehen. Sie befinden sich entweder am Fuße von Gebirgsausläufern oder an Fluß- und Meeresufern. Ihre strategische Lage ist gezielt gewählt worden. Am Fuße der Gebirgsausläufer treten die Yang Kräfte aus der Erde, die einen linksdrehenden Wirbel bilden und sich mit den Ying Kräften der rechtsdrehenden Wirbel der Flüsse und Meere verbinden Beide Kräfte erzeugen das lebensspendende Prana.

„Ich kann den Fluß nicht überqueren“, gab sich der Chauffeur störrisch.
Javier zeigte ihm die günstigste Stelle, dort war das Flußbett noch halbwegs trocken. Er kannte das Problem vom Mochefluß unseres Dörfchens, weshalb seine Worte überzeugend waren. Augenblicklich war der Chauffeur zur Überfahrt bereit. Kaum setzten wir die Fahrt am gegenüberliegenden Ufer fort, blieb der Mann an einer Weggabelung abermals stehen.

„Welchen Weg möchten Sie einschlagen?“, fragte er.
Drei Wege führten zu verschiedenen Pyramiden, deren Umrisse von weitem leuchteten. Da wir die meisten bereits kannten, zeigte ich auf die, die wie ein Kristallberg aussieht und am weitesten entfernt liegt.

„Bringen Sie uns bitte dorthin“, sagte ich.

„Das ist zu weit! Ich habe nicht genügend Benzin im Tank.“, protestierte er.

„Was sagen Sie? Zu weit? Es sind nicht einmal vier Kilometer. Das ist nicht weit“, wandte Javier ein. Zwischen beiden Männern begann ein Disput. Mit Mühe gelang es Javier, ihn zur Weiterfahrt zu bewegen. Während wir fuhren war kein einziger Mensch zu sehen. Vor der Flußüberquerung hatten wir in den Zuckerohrfeldern noch Arbeiter mit riesigen Buschmessern gesehen. Nach der Ernte wurde der unbrauchbare Rest des Zuckerrohrs verbrannt. Meterhohe Flammen züngelten in den Himmel. Das Abbrennen der Felder hatten wir gelegentlich von der Dachterrasse unseres Hauses beobachtet. Im berauschenden Orange, Rot und Gelb stachen in der Nacht die Flammen in die Höhe und verglühten am Ende in dreihundert Meter hohen Rauchwolken. Der Ruß der abgebrannten Stoppeln verschmierte die Gesichter der Arbeiter und ließ sie gruselig aussehen.

„Die Gegend ist verschrien. Hier soll es von Dieben wimmeln“, warnte mich Javier. Ein Cousin war vor zwei Jahren von einem Arbeiter der Zuckerrohrfelder mit einem Buschmesser überfallen worden. Ihm wurde seine Uhr gestohlen. Ich sorgte mich um meine Kamera, zumal ich vor zwei Monaten in der Nähe beinahe erschlagen worden wäre. Damals kamen Javier und ich gerade von der Pyramide Veinte y cinco. Kaum standen wir auf der Asphaltstraße nach Cartavio, begegnete uns ein einzelner Mann mit aschblondem Haar und beginnender Glatze, den ich auf fünfundvierzig schätzte. Die meterhohen Zuckerrohrfelder verdeckten uns zuerst. Kaum erspähte er uns, blieb er stehen und öffnete seine rechte Hand, wie um uns zu etwas zu bitten, wobei er stumm blieb. Kein Wort kam über seine Lippen, einzig ein zartes Lächeln. Mit der geöffneten Hand lief er auf mich zu. Javier ging ein paar Schritte hinter mir. Eine Eingebung ließ uns Abstand halten. Der Mann beugte sich hinunter, hob einen Stein auf, zeigte ihn uns, so wie er eben noch seine leere Hand zeigte. Er beschleunigte seine Schritte. Die drohende Gebärde schlug in offene Gewalt um. Er drohte mich zu erschlagen. So schnell wir konnten, rannten wir in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren. Nach hundert Metern blieben wir stehen und schauten uns um. Niemand war zu sehen. Der Mann war wie

vom Erdboden verschluckt. Außer dem Rascheln des Windes in den Zuckerrohrhalmen blieb alles stumm.

Inzwischen näherten wir uns der Pyramide, die wie ein Kristallberg aussieht.

„Den restlichen Weg müssen Sie zu Fuß fortsetzen. Gehen sie ungefähr eine halbe Stunde durch die Zuckerrohrfelder. Ich kann mit meinem Mopedtaxi den Bach nicht überqueren", sagte er und düste davon.

Wir hatten Angst, er könnte Diebe hinter uns herschicken. Schon mancher Taxifahrer entpuppte sich als ihr Verbündeter. Ist der Chauffeur vielleicht ihr Lockvogel? Fragen wie diese ließen uns auf der Hut sein. Ein Trampelpfad führte zwischen dem zwei Meter hohen Zuckerrohr hindurch. Nachdem wir die Felder hinter uns gelassen hatten, tauchte linkerhand die Pyramide vor uns auf, die in einer weiten Ebene aus Stoppelfeldern liegt. Eine seltsame Stimmung nahm uns gefangen. Ein Fluidum aus schwirrendem Licht, ein leichtes Zittern in der Luft und ein Glitzern und Funkeln im Gras nahmen mit jedem Schritt zu. Hier flüsterte jeder Stein und der Wind trug eine leise Melodie in mein Herz. Die Pyramide erschien mir lebendig. An der Pyramide angelangt, huschten grünrote Echsen über den Weg, in deren Zuhause wir eindrangen und die für Javier, den Moche, die Vorboten einer Zauberwelt sind, in die wir kaum merklich glitten.

„Das ist keine Pyramide", flüsterte ich ehrfurchtsvoll, als wir vor ihr standen. Sie schien die Fähigkeit zur Verwandlung zu haben. Aus nächster Nähe betrachtet, hatte sie Ecken, Kanten und Seiten verloren. Unzählige Wölbungen, Rundungen und Löcher im Adobefleisch ihrer Ziegel fielen dagegen ins Auge. Wer mag außer den Echsen in ihrem Inneren wohnen? Es gibt keine Eingangstür. Wir stiegen die Plattform hinauf, auf der der frühere Tempel lag. Den Moches, die ihn erbauten, galt er als Himmelstor. Mauerreste waren noch zu erkennen.

> „In früherer Zeit, als noch keine Asphaltstraßen mit ihrem Verkehr an den Pyramiden vorbeiführten, und noch keine Häuser neben ihnen standen, soll es Momente gegeben haben, in denen ein antiker Mochero von der Plattform der Mondpyramide den Aufweg herunter kam. Er war den Beobachtern sofort an seiner auffälligen Kleidung zu erkennen. Seine Erscheinung tauchte häufig auf. Er war eine Vertrautheit für die Campesinos, die in den umliegenden Feldern arbeiteten. Mit dem Lärm der neuen Zeit verschwand er und wurde nie wieder gesehen", erzählte Javier mit wehmütiger Stimme und fügte hinzu: „Schamanen verließen zeitweilig diese Welt, um zu träumen, denn es hieß, daß ihre Träume wahr wurden. Sie erträumten die Zukunft und galten als die Schöpfer selbst. Träume nur, träume noch einmal, und erzähle von mir, wenn du träumst, sagte mein Vater oft vor dem Einschlafen zu mir."

Oben auf der Plattform der Pyramide wurden wir von einer Windböe erfaßt. Von hier aus sahen wir einen tiefen Krater, der nach unten, zum Pyramidenzentrum, führte. Irgendeine magnetische Kraft zog uns in die Tiefe, um ihr nicht zu erliegen setzten wir uns hin. Ohne Absicht versank ich in Halbschlaf, wo im Zwischenreich von Zeit und Raum noch einmal der Chauffeur in mir auftauchte. Ich sah ihn im Bett liegen und schlafen. Gewiß war er schnurstracks in sein Haus gefahren, um zu schlafen. Sein Körper strahlte bleierne Müdigkeit aus. Mit letzter Kraft kehrte mein Bewußtsein noch einmal in die gewohnte Welt zurück, nur um den schlafenden Javier neben mir zu gewahren. Während wir beide in Schlaf sanken, säuselte der Wind eine uralte Melodie unserer Geschichte: Wir sind nichts anderes als das, was wir

immer waren. Mit Menschen, die ihre Ursprünglichkeit nie verloren hatten, erinnerte ich mich meiner eigenen Ursprünglichkeit.
Javier sah im Traum, den er mir später erzählte, seinen schlafenden Körper auf der Erde liegen. In den Mauern eines Pyramidentempels stehend, griff er sich in seine langen Haare, die ihm bis zur Hüfte reichten. Woher kommen sie? fragte er sich verwundert, denn seine Haare sind kurz. Er trug die Tunika eines antiken Mocheros und sah einen Mann mit kräftiger Statur im Mauervorsprung des Saales mit der gleichen Tunika stehen.

„Wer hat das angerichtet?“ fragte ihn Javier beim Anblick des zerstörten Pyramidentempels. In diesem Moment gewahrte er den Tempel in seiner ursprünglichen Pracht und Schönheit. Der größere Saal war mit göttlichen Idolen ausgestattet.

„Die Meister warten nebenan. Wann können wir die Zeremonie beginnen?“, fragte der Mann im Traum.

„Einen Moment bitte. Ich möchte mir noch den Tempel ansehen“, antwortete Javier, der durch die Mauern hindurch drei steinalte Männer mit tiefen Falten im Gesicht erblickte. Jeder von ihnen saß jeweils in einem der drei kleinen Räume, die links und rechts vom Saal abgingen, hatte einen Cocabeutel über die Schulter gehängt, in der einen Hand einen Cocakürbis und in der anderen einen Griffel, mit dem er Coca und Kalk zu sich nahm. Das ist die übliche Einstimmung in die übersinnliche Welt. Die drei Alten machten einen ausgeglichen Eindruck. Als Javier auf seine antiken Kleider schaute, fühlte er sich auf der Stelle in die Gegenwart versetzt, sah den zerstörten Tempel und fluchte. Beim Anblick dieser Zerstörung flossen ihm die Tränen. Mit Tränen in den Augen wurde er wach.
Auch ich träumte. In diesem Traum fand ich ein Grab. Es lag im Berg Cerro Blanco, zu dessen Füßen die Mond- und Sonnenpyramide stehen. Das Grab lag an einer Stelle, wo erfahrungsgemäß keine Gräber zu erwarten sind. Neben dem Berg floß ein großer Strom, eingefaßt von einem fruchtbaren Uferstreifen, der sich durch die Wüste am Berg vorbeiwand. Er sah wie der Mochefluß unseres Dörfchens aus. Ich berührte die Oberfläche des verschlossenen Grabes. Ein Gefühl verriet mir, daß es sehr, sehr alt sein müsse, weshalb ich vorsichtig beim Öffnen war. Der frische Luftzug könnte leicht eine Mumie zu Staub zerfallen lassen. Eine Intuition ließ mich vermuten, niemand anderes als ich sei in diesem Grab. Sie **gerann** zu einem klaren Bild. Ich sah mich im Grab sitzen. Jawohl ich bin es, ohne jeden Zweifel, ich, Gundula!
Im zweiten Traum ging Javier mit seinem Hund zum Cerro Blanco. An einer Stelle der Nekropole fing der Hund mit den Vorderpfoten im Wüstensand zu scharren an. Javier nahm eine alte Metallplatte, die ihm als Schaufel diente und half ihm, im Sand zu graben. Unvermutet hielt Javier Ketten aus Türkis in der Hand, wie er sie vom Schmuck seiner Vorfahren kannte.

„Ist es ein Mann?“ wollte der Hund mit menschlicher Stimme wissen.

„Nein, es ist eine Frau“, antwortete Javier.
Laute Stimmen ließen mich hochschrecken. Ich brauchte eine Weile, um mich von meiner Zeitreise zu verabschieden. Niemand außer uns war da.

„Laß uns aufbrechen. Wir haben einen langen Weg vor uns.“, sagte Javier, der ebenso benommen dreinschaute. Wir standen auf. Am Fuße der Pyramidenrückseite angekommen, schlugen wir den Weg zur Panamericana ein, die am Horizont an den fahrenden Autos zu erkennen war. Nach einigen Metern drehten wir uns um. Wie seltsam doch die Pyramide wieder

aussah. Sie hatte eine dritte Verwandlung durchgemacht. Zweifelsohne war sie von den Erbauern als Traumpyramide konzipiert worden, sonst hätten wir nicht diese Träume gehabt. Die Zeit, die Hand an sie legte und sie verformte, kehrte das Pyramideninnere hervor und ließ dieses Traumgebilde entstehen. Eine solche Form gibt es schließlich nur im Traum. Und da die Zeit sie gebaut hatte, erinnerte ich mich dort meiner Zeit. Die Pyramide schickte Bilder und Träume. Peruaner sind von Natur aus Träumer. Gleich nach meiner Ankunft im Land erkannt ich diese Eigenart. Sie haben ein reiches Innenleben voller Gefühle.

„Gefühle sind das Wasser der Seele", hatte Javier einmal bemerkt.
Ich dagegen bin in Deutschland in einer Haltung aufgewachsen, in der Gefühle und Träume belächelt wurden, weil sie niemand ernst nahm. Über Träume habe ich auf meine eigene Weise nachgedacht. Es hat mich viel Mühe gekostet, meinem eigenen Geist zu vertrauen, Vertrauen in meine Gedanken, Eingebungen und Inspirationen zu haben und keine Spezialisten zu befragen. Statt ins Internet, ging ich in mich, um mit der Stimme meiner Weisheit verbunden zu sein. Sicher gelang es mir nicht bei jeder Gelegenheit, zumal geistige Beeinflussung brutale Züge angenommen hat. Ehe Menschen sich versehen, sind sie Zombies geworden, die nicht mehr selbstständig denken können. Das eine oder andere Mal war ich drauf und dran, so ein Zombie zu werden, der geist-, wurzel- und kulturlos vom Gedankengut Fremder bestimmt wird. Ein Umstand rettete mich vor diesem Schicksal. Wäre ich in dieser Welt glücklich geworden, hätte ich nicht tiefer über sie nachgedacht. Ich bin nicht glücklich geworden, der entscheidende Grund, mich aus dem Zombieleben zu lösen. So unwahrscheinlich es klingen mag, es waren Träume, die mich inspirierten. Nehmen Träume nicht die Hälfte des Lebens ein? Wie können sie da unwichtig sein? Träume kann ich nur allein für mich erleben, nicht zu zweit oder zu dritt. Als authentischster Ausdruck meines Selbst ist der Traum eine Projektionsfläche meines Geistes, der Bilder zu mir schickt. Zwar wirken sie manchmal verschlüsselt, wie von einem fremden Stern, doch nur deshalb, weil die Tagesebene meines Bewußtseins keinen Kontakt zu ihm hat. Manchmal flogen Geistesblitze in wahrer Lichtgeschwindigkeit durch mich hindurch. Sie kamen, wenn ich nicht beschäftigt war und mich in einem Zustand der Ruhe befand. Was ich in solch kostbaren Augenblicken nicht aufschrieb, war unwiderruflich verloren. Einmal vertraute ich mich einem deutschen Freund an, der keinen Sinn für meine Träume hatte.

„Erzähl deinen Traum niemandem weiter. Sie halten dich sonst für verrückt!", hatte er gesagt. Er war es, der mich für verrückt hielt, traute es sich bloß nicht direkt zu sagen, was verständlich ist. Jede Stunde eines x-beliebigen Tages kann für jeden Einzelnen auf der Welt etwas völlig anderes bedeuten, obwohl es die gleiche Zeit ist. Genauso können zwei Menschen wie Javier und ich, die sich ein und derselben Sache erinnern, ganz verschiedene Blickwinkel einnehmen, eben weil wir in Resonanz mit verschiedenen Zeiten sind, die von unseren inneren Geschehnissen abhängig sind. Für jeden Erdbewohner geht es darum, Erfahrungen zu machen. Jeder auf seine Weise. Auch im Traum. Die Zeit teilt sich nicht in Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Monate und Jahre ein, sondern in Tiefe und Grad der Erlebnisse, die, stets abrufbar, uns in Resonanz mit etwas führen, das in Wirklichkeit bereits erlebt wurde. Grub ich mich an einer Mochepyramide aus, konnte es nur bedeuten, hier schon einmal gelebt zu haben. Von dem, was ich jetzt erlebe, gibt es nichts, das nicht in Beziehung zu früheren Momenten stünde. Zeit und Traum sind eins. Das Vergangene geht im Gegenwärti-

gen auf. Das Leben ist ein fortlaufendes Jetzt. Unabhängig von Geburt und Tod läuft es unendlich weiter und möchte sich ausdrücken. Mein Bewußtsein ist eine Bewegung, ein laufender Moment, nur daß ich jedesmal in dieser endlosen Bewegung geboren und sterben muß. Die Zeit mißt Erinnerung an dem, was sie mir bedeutet, im Guten wie im Schlechten. Diese Energien wirken auch dann, wenn sie nicht bewußt sind. Im Erleben liegt der Sinn des Seins. Sind die Ereignisse nicht Teile von mir, die mir durch Erlebnisse einverleibt wurden und deshalb zu mir gehören? Ganz klar, die Ereignisse prägten mich, wodurch ich verschiedene Teile in mir trage. Im Traum gibt es weithin bloß Ereignisse. Zeit wird zweitrangig. Freund und Feind erscheinen als eigene Kräfte, die auf die Außenwelt projiziert werden. Feinde spiegeln generell nicht angenommene Seiten wider, die jemand an sich selbst bekämpft. Ebenso spiegeln Freunde Teile, die integriert wurden. Durch die Gesetze der Resonanz zieht jemand Freund und Feind an. Gleich und Gleich gesellt sich gern. Will ich zum Frieden der Welt beitragen, habe ich den Streit in mir durch Annehmen und Ausgleichen beizulegen. Ich bin nicht grundlos Fotografin geworden, denn Bilder ließen mich tiefer über Wahrnehmung reflektieren. Meine Wahrnehmung veränderte sich viele Male. In der Veränderung der Wahrnehmung liegen die Geheimnisse der Zeit. Ich bin ein atmendes Wesen in einem atmenden Universum. Durch Atmung drückt sich das ganze Universum aus. Manchmal hilft Unschärfe, um schärfer sehen zu können. Nähe macht blind. Sehe ich aus großer Entfernung dasselbe, fühlt es sich verschieden an. Ich lebe auf einer Kugel mit Gebirgen, Meer, Seen, Bäume, Blumen, Tiere, Häuser und Ahnen und ahnte nicht unsere Zusammengehörigkeit. Dabei steht jeder Schritt, den ich tue, in Relation zu den Schritten, die ich vorher tat. Wieso trennte ich sie?
Mit solchen Gedanken im Kopf **wiegte** mich der Bus, der uns in den höllischen Lärm der Zivilisation zurückbrachte, mit seinem Schaukeln wieder in den Schlaf. Am Ende des Tages erging es mir wie dem Chauffeur. Wir wünschten uns nichts sehnlicher als ein Bett und Schlaf. In der Nacht übertraten wir wieder unmerklich jene Schwelle zum Traum, die wir bereits einige Kilometer vor der Pyramide übertreten hatten. Ich konnte nun verstehen, warum der Chauffeur uns nicht begleiten wollte. Eine Müdigkeit war in unseren Knochen, die uns die folgenden Wochen nicht mehr verlassen sollte. Mit ihr stellten sich die Träume ein.
Eines Nachts ging Javier im Traum wieder zu einer Pyramide seiner Vorfahren. Die Form der Pyramide war kaum noch zu erkennen, weil die weichen Lehmziegel vom Wind ausgewaschen wurden. Sie glichen einem Gebilde aus geschmolzenem Wachs. Er sah sich an der Mauer einer Pyramide kratzen, an der noch ursprünglich bemalte Stellen zu erkennen waren. Nachdem der Lehm der Oberfläche abgeplatzt war, kam eine mit geometrischen Zeichen bemalte Mauer zum Vorschein. Schnell war ein großes Stück Mauer freigelegt. Ein hinzugekommener Freund half Javier. Nach getaner Arbeit betrachteten sie die Mauer. Sie sah phantastisch aus. Nachdem sie die Mauer lange genug betrachtet hatten, stiegen sie hinauf. Von dort konnte Javier in die Tiefe der Pyramide schauen, wo er eine unterirdische Stadt entdeckte. Es schien eine reiche Stadt zu sein. Sie war in der Draufsicht zu sehen, so wie unsere Städte von oben. Er konnte sogar eine Person die Straße entlanglaufen sehen. Seltsamerweise vermochte nur Javier die Stadt und die Person zu sehen. Sein Freund sah sie nicht.

„Laß und gehen!“, sagte Javier, nachdem er dem Freund verraten hatte, was er sah.

„Warum?“, fragte der Freund.

„Sie glauben da unten, daß wir hier oben sie nicht sehen können. Sobald sie jedoch

herausfinden, daß wir sie doch wahrnehmen, bringen sie uns um!“
Der Freund, der weder den Augen noch den Worten Javiers traute, zögerte. Er fand den Ort anziehend, spürte eine belebende Energie und wollte verweilen.

„Laß uns aufbrechen!“, wiederholte Javier, der inzwischen in der unterirdischen Stadt weitere Personen erkennen konnte. Schnell zog er den Freund am Ärmel fort.
Als wir uns kennenlernten, erinnerte ich mich, hatte Javier noch behauptet:

„Ich träume nicht“,
Einmal aßen wir in einem Restaurant, als er erregt vom Stuhl aufsprang.

„Ich kenne das Restaurant, obwohl ich nie hier gewesen bin. Ich kenne jedes einzelne Detail. Ich kenne den Mann, der dort am Schreibtisch sitzt und Rechnungen archiviert, ich kenne dich mit deinen blonden Haaren! Selbst das Poster an der Wand kenne ich. Halt, da fehlt noch etwas. Was war es bloß? Laß mich nachdenken….“, sagte er. Im gleichen Moment verließ der Koch die Küche und lief durchs Lokal.

„Der schwule Koch! Ihn meine ich!“

„Aber woher kennst du das alles?“

„Aus meinen Träumen! Ich habe alles genauso geträumt, wie es jetzt ist!“

„Sagtest du nicht, du würdest niemals träumen?“

„Pah… Meine Träume sind mein Bewußtsein.“
Zu meiner Verwunderung konnte er genau sagen, was als Nächstes passieren würde. Seine Träume waren Zeitreisen in die Zukunft. Lange vor meiner Ankunft träumte er von einer blonden Frau. Sie stand in der geöffneten Tür seines Zimmers und schaute ihn an. Er wußte nicht, wer sie war. Ihr Gesicht blieb im Dunkeln. Von ihrer Figur erhaschte er nur Umrisse. Das einzige Zeichen, woran er sie erkannte, waren ihre blonden Haare und ihre weiße Haut. Jede Woche träumte er von ihr. Je intensiver die nächtlichen Begegnungen waren, desto schwerer fiel es ihm, morgens aufzustehen. Er spürte ihre Anwesenheit tief in sich. Nach einer solchen Nacht saß er einmal beim Frühstück neben seiner Mutter und zwei seiner Brüder.

„Heute nacht ist wieder die blonde Frau bei mir gewesen“, gestand er. Seine älteren Brüder schmunzelten.

„Wer will mir meinen Sohn wegnehmen?“, fragte die Mutter, die die Frau bereits von früheren Erwähnungen kannte.
Vier Monate später stand ich vor ihrem Haus. Meine Haare waren blond.

Meine erste Begegnung mit Javiers Familie glich einem Wiedersehen mit alten Freunden. Ich hatte das Gefühl, sie von irgendwoher zu kennen und einer großen Liebe wiederzubegegnen. Wegen des blendenden Sonnenlichts Perus brauchten meine Augen eine Weile, ehe sie sich an die Dunkelheit des Raumes gewöhnen konnten, in dem die Geschwister Javiers mich beim Eintritt in ihr Haus mit ernsten, offenen Blicken musterten. Sie saßen an einem rechteckigen Tisch, der in seiner Länge die Hälfte des Saales einnahm. Eine kleine zierliche Frau mit warmherzigem Gesichtsausdruck entdeckte ich in ihrer Mitte.

„Meine Mutter Rosa“, stellte sie Javier vor.

Inmitten dieser kraftstrotzenden Männer eine einzelne, zierliche Frau zu erleben, die irgendwie das Geheimnis kannte, deren Wildheit zu zähmen, machte Eindruck auf mich. Ihre Kinder waren nach ihr geraten. Ich sah sofort dieselbe Anmut und grazile Statur Javiers, die er von ihr geerbt hatte. Beim Anblick dieser Menschen spürte ich eine direkte, unmittelbare, einfache und tiefgreifende Liebe, die sie nicht mit falschen Taktiken oder Strategien verschleierten, sondern unmittelbar zum Ausdruck brachten. Sie begrüßten mich in einer Art und Weise, als wäre ich längst in ihrer Runde gewesen. Rosa war das Herz der Familie und es war Liebe, mit der sie die Männer zu bändigen wußte, reine, bedingungslose Liebe. Die Liebe also schien im Haus Javiers oberstes Gesetz zu sein. Mir entging nicht die kleinste Geste dieser Menschen. Mein Bewußtsein war kristallklar. Die Männer verehrten Rosa und machten aus ihren Gefühlen kein Hehl. Sie war damals siebzig. In jungen Jahren muß sie mit ihren wunderschönen braunen Augen fabelhaft ausgesehen haben. Ihrem Gesicht, dem Klang ihrer Stimme und ihren Gesten war ein reiches Leben abzulesen. Nichts war ihr fremd. Sie gehörte zu den Menschen, die sofort ins Auge stechen und deren Erscheinung ewig in Erinnerung bleibt. Ich sah, daß in ihrer Lebenserfahrung und Menschenkenntnis die Quelle ihrer Weisheit lag. Ihr konnte sich jedes Herz anvertrauen. Mit großem Mitgefühl würde sie es begleiten. Was immer das Leben zu bieten hatte, verstand sie. Nicht der leiseste Zug der Verbitterung war in ihrem Gesicht. Ihre Warmherzigkeit machte sie sinnlich und weiblich. Trotz des Alters wirkte sie feminin. Diese feminine Sinnlichkeit paarte sich auf angenehme Weise mit Fruchtbarkeit, Weisheit und Kreativität, einer Mischung, die bei Frauen selten anzutreffen ist.
Weiblichkeit ist in Peru kein Makel, was mir schon bei einer jungen Mutter mit prallen, entblößten, fußballgroßen Brüsten aufgefallen war, die auf offener Straße ihr Baby stillte. Von hinten äugten zwei Kleinkinder, die sie auf dem Rücken trug, zu mir. Niemand nahm Anstoß an ihrer offensiven Weiblichkeit. Sie war nicht die erste Frau, die mir in dieser Art begegnete. Einmal sah ich ein etwa vierjähriges Mädchen ganz selbstverständlich den Pullover der Mutter hochkrempeln, um an ihrer Brust zu saugen. Das Mädchen entschied selbst, wann es trinken wollte. Zwar gebären die Frauen Perus nicht in aller Öffentlichkeit, doch dreht sich im Land alles um diese Fruchtbarkeit.

„Mein erstes Kind bekam ich mit sechzehn. Mein letztes mit siebenundvierzig“, stellte Rosa nicht ohne Stolz die Familie vor.

„Ich bin der vorletzte“, fügte Javier hinzu.

„Wieviele Geschwister seid ihr denn?“

„Wir sind sieben Brüder und drei Schwestern.“

Rosa ist eine waschechte Mochera. Ihr Mann, Don Evaristo, der Vater, war vor zwölf Jahren gestorben. Die Familie hielt seit seinem Tod fest zusammen.
Ich verstand Javier, wenn er vom Essen seiner Mutter schwärmte. Ich verstand die Brüder und Schwestern, die fast jeden Tag bei Rosa vorbeischauen. Sie ließ jedem Einzelnen ihre Liebe bedingungslos spüren. Von allen hat sie gewiß das größte Herz. Das Haus Rosas glich einem Restaurant. Es wurde beständig gegessen. Die Mutter kochte für jeden. Es herrschte ein einziges Kommen und Gehen. Zwar wohnten von elf Kindern nur noch drei im Haus, doch die anderen leben im Umkreis von fünfhundert Metern. Keines ihrer Kinder war aus dem Dorf weggezogen.

So kam es, daß ich mich als Einzelgängerin zum ersten Mal einer Gruppe von Menschen anschloß. Sie nahmen mich ohne Bedingungen auf. Ihr Geist wirkte beseelend auf mich. Sie waren wie die großen Mangobäume der Gegend, deren saftige, süße Früchte die Zweige nach unten bogen. Wann immer ich mit ihnen zusammen war, blühte ich auf. Wer ihre Aufmerksamkeit bekam, fühlte sich beschwingt. Sie erzeugten mit ihren Energien ein magnetisches Lichtfeld, das auf Fremde anziehend wirkte. Nicht nur auf Menschen. Auch auf Tiere. Da die Haustür tagsüber offenstand und von drinnen ein verführerischer Essengeruch nach draußen wehte, spazierten Hühner, Kücken, Gänse, Hunde, Katzen, Schweine herein, gelegentlich Ratten und eines Tages sogar eine schwarze Tarantel von zehn Zentimeter Größe, die direkt auf uns zusteuerte, während wir am Tisch aßen. Ohne mit der Wimper zu zucken packte sie einer mit der Hand und warf sie zur Tür hinaus.

„Spinnenbisse können tödlich enden. Bei kleinen roten Spinnen kann das Blut innerhalb weniger Tage schwarz werden, woraufhin du stirbst. Du mußt aufpassen!“, warnte mich Javier.

„Ich habe keine Angst vor Spinnen.“, versetzte ich naiv, ohne als Europäerin zu ahnen, welchen Mächten ich in ihrem Land ausgesetzt war. Jahre später gewahrte ich beim Kochen in der Küche, zwischen Kühlschrank und Wand, einen hauchdünnen Spinnenfaden. In der Mitte klebte eine kleine, feuerrote Spinne. Gerade wollte ich sie mit einer Hand beiseiteschieben, da mahnte mich ein Instinkt zur Vorsicht.

„Eine rote Spinne hängt über den Auberginen“, wandte ich mich an Javier, der zufällig hinter mir stand.

„Um Himmelswillen! Sie ist tödlich. Hätte sie dich gebissen, wärest du morgen tot!“ rief er beim Anblick der Spinne entsetzt, nahm seine Schuhe und zermalmte sie blitzschnell zwischen den Sohlen.

Eines Tages entdeckte ich am Familientisch eine Dame, die für das Landwirtschaftsministerium in Lima eine Befragung durchführte. Zu diesem Zweck verwendete sie einen vorgefertigten Fragebogen.

„Haben Sie schon einmal für eine Firma gearbeitet?“, lautete die erste Frage an die Brüder.

„Ich brauche keine, denn ich habe meine eigene“, antwortete Carlos.

„Welche Firma haben Sie?“

„Eine Ziegelbrennerei.“

Daraufhin wandte sie sich an Segundo.

„Ein einziges Mal ging ich in einer Firma arbeiten. Am Tag verdiente ich zwölf Soles, was ungefähr drei Euro entspricht, sechs verwendete ich fürs Essen und Hin- und Rückfahrt. Am Schluß waren nur noch sechs Soles übrig. Als der italienische Besitzer mich auch noch anbrüllte, verschwand ich. Seitdem bin ich mein eigener Herr.“

Nun war Javier an der Reihe.

„Ich tue etwas nur aus Liebe. Auch meine Arbeit muß Spaß machen. Ist keine Liebe da, gehe ich nicht arbeiten“, antwortete er als Dritter.

Niemand der Brüder schien sich mit ungeliebten Arbeiten herumquälen zu wollen. Es war ihnen zuwider, ihre Energie aussaugenden Menschen zu überlassen. Machte Arbeit keinen Spaß,

arbeiteten sie mit Widerwillen. Sie mochten sich nicht zwingen, etwas zu tun, was ihrem Naturell widersprach.

„Gesetze dienen denen, die sie aufstellen“, meinte Segundo.

Versuche der westlichen Welt, die Brüder mit glitzernden Versprechen einzufangen, schlugen fehl.

„Nur gemeinsam sind wir stark“, drückte Javier aus, was die Brüder dachten. Sie sind weniger auf eine Tätigkeit spezialisiert, sondern können Häuser bauen, Ziegel brennen, Felder bestellen, säen und ernten, Geschichten erzählen, Lieder singen und komponieren, Keramiken, Fresken, Masken und Schmuck herstellen, Menschen heilen und vieles andere mehr. Unmöglich die komplette Bandbreite ihrer Talente aufzuzählen, die sie wechselnd nutzten, sich gegenseitig unter die Arme griffen, um sich zu ergänzen. Sie lebten mir eine Freiheit vor, die mir aus Deutschland unbekannt war. Sie verzichteten auf Ruhm, Reichtum und Glanz, orientierten sich stattdessen an ihren Vorfahren, die im Altertum ein mächtiges Imperium besaßen und deren Könige und Priester von oben bis unten mit Gold bekleidet waren, ja deren Penisschutzmäntel sogar aus Gold waren. Während Europa noch vor sich hindämmerte, lebten sie in Saus und Braus. Im Gegensatz zu ihnen hatte ich meinen europäischen Ahnen nie einen Gedanken gewidmet...

Was für Rußland die Weite, für Amerika die Offenheit und Ägypten die Tiefe ist, ist für Peru die Dichte. Eine ungewöhnlich dichte Lebenskraftt erscheint in diesem Land, dessen Zentrum die Schwingung Pachamamas ist. Wegen der vielen Klimazonen bringt die Erde eine unerschöpfliche Flora und Fauna hervor, die an ein Wunder grenzt. Die Fruchtbarkeit der Erde ist ungewöhnlich, gesund und üppig. Früchte der ganzen Welt wachsen hier.

Die Moches hatten sich ein herrliches Plätzchen ausgesucht. Der Landstrich ist einer der reichsten der Welt. Wenn frühmorgens die Sonne über den Anden aufsteigt, aus dem Grün der Felder ein Dunst feuchter Erde in die Nasen kriecht, Spinnweben im Gras wie Blumen anmuten, Ameisen am Boden unermüdlich hin- und herkrabbeln, Kolibris und Papageien durch die Zweige der Bäume huschen, abgelöst von Fledermäusen und Zikaden in abendlicher Dämmerung, beschleicht mich auf unserer Hacienda zuweilen das Gefühl, in einem Paradies zu sein. „Dieser Landstrich ist ein Paradies“, hatte schon Diego de Almagro geurteilt, neben Pizarro und Hernando Luque einer der drei Konquistadoren, der die Stadt Trujillo auf Mocheruinen gründete.

Die Galeria Municipalidad in Lima Miraflores hatte mich nach Peru eingeladen; sie zeigte meine Serie „Berlin in einer Hundenacht“. Ein reicher Geschäftsmann aus Lima, der in *El Comercio* eine Kritik über meine Fotos gelesen hatte, suchte mich in der Galerie auf. Er spürte die Langeweile, die mich in Lima befallen hatte. Zufälligerweise besaß der Mann eine Versicherungsfirma, deren Büros sich in Trujillo befanden.

„Haben Sie Lust, zu den Pyramiden der Moches zu fahren? Sie liegen vier Kilometer von Trujillo entfernt, einer Universitäts- und Hafenstadt. Sie können in meinem Büro unter kommen, zu dem auch ein Schlafraum gehört“, bot er an.

In der Nähe des Äquators wird es nie kalt. Es ist ein Klima des ewigen Frühlings, das eine reiche Palette an Früchten, Blumen, Bäumen und Gemüse hervorbringt, deren Üppigkeit nur durch das Amazonasgebiet übertroffen wird. Jeden Tag scheint die Sonne. Jahreszeiten finden

gleichzeitig statt. Bei den Mocheros hat jeder Baum seinen Rhythmus. Das milde Klima läßt Früchte das ganze Jahr über wachsen. Zwölf Monate im Jahr wird geerntet. Apfelsinen im Januar, Mangos im Februar, Feigen im März, Maracuja im April, Pekannüsse im Mai und Juni, im Juli Avocados…. Während wir noch Zitronen pflücken, wachsen bereits die neuen Blüten am Baum. Gemüsesorten wie Kürbisse, Tomaten, grüne Bohnen, Paprika und Kartoffeln stammten ursprünglich aus Südamerika und wurden von den Spaniern und Portugiesen nach Europa gebracht. Allein an Knollenfrüchten gibt es zweitausend Sorten. Ich kann die Vielzahl an Obst und Gemüse nicht aufzählen. Eine Menge peruanischer Früchte sind mir von Europa her unbekannt gewesen, was mir den Eindruck vermittelt, die Kultivierung der Früchte habe einst in Südamerika begonnen. Diesem Obst und Gemüse, von dem Europa bis heute nicht einmal die Hälfte kennt, sind eine außergewöhnliche Größe, Kraft, Geschmack und Vitamingehalt eigen. Fällt nur ein einzelnes Samenkorn zur Erde, wächst in ungewöhnlicher Schnelligkeit ein neuer Baum. Solch Fruchtbarkeit ist ansteckend. Auch ich lasse in mir die Momente wie Blumen blühen. Mit Lucumas, Bananen, Avocados, Feigen, Limas, Kaffee, Kakao, Tumbos, Granatäpfel, Guanabana, Chirimoyas und Mangos, Rosen, Lilien, Amarilas, Aloes, sowie Dutzender anderer Arten, die wie alle Blumen das ganze Jahr über blühen, ähnelt die Hacienda, die Javier und ich kurz nach unserem Kennenlernen bezogen, einem Dschungel. Pachamama hat in der Welt nicht ihresgleichen. Der Erde außergewöhnlicher Reichtum ist auf unzähligen Ebenen zu finden. Endlose Schwärme weißer Reiher bevölkern abgeerntete Felder. Libellen, Pelikane, Komorane, Adler, Eulen, Falken, Geier und Papageien schwirren ebenso wie zentimetergroße Hummeln und Glühwürmchen durch die Luft, das nahegelegene Meer beherbergt mehr Fischarten und Meeresfrüchte als an anderen Küsten. Einfachste Tümpel, die inmitten riesiger Reisfelder liegen, sind mit anmutigen Seerosen in Gelb, Weiß und Rosa übersät. Zusammen mit der unvergleichlich reichen Flora, den reich ausgeschmückten Antikengräbern, aus denen das meiste neuzeitliche Gold Amerikas geborgen wurde, dem Gold, das neben Silber, Edelsteinen, Quarzen und Kristallen bis heute aus den Bergen der Region gewonnen wird und einer umfangreichen Portraitgalerie antiker Keramikskulpturen und Pyramiden, sehe ich die Mochekultur vergangener Jahrtausende in beneidenswerter Pracht, Fülle und Schönheit. Die heutigen Mocheros sind sympathische Menschen von leichtherziger, aufgeschlossener, mystischer, erdverbundener, geduldiger, humorvoller Lebensart.

An Javiers Mutter war derselbe Freiheitssinn wie der ihrer Kinder zu beobachten, der in einer Gegend Tradition hat, in der die Unabhängigkeit Perus von der spanischen Krone ausgerufen wurde. Von Trujillo aus ergriff eine Anarchistenpartei die Macht über das Land, die bei ihrer Gründung vor achtzig Jahren blutig bekämpft wurde. Rosa wählte die Anarchisten, weil ihre Söhne die Anarchisten wählten. Der antike Geist, der in ihrem geschichtsträchtigen Land beheimatet war, galt als widerspenstig. Die Zentralregierung in Lima unterstützte die APRA lange Zeit nicht. Inzwischen ist diese Partei an der Macht gewesen, deren korrupte Führer sie fast vernichteten.

„Ich wohne in der Freiheit“, spielte Javier auf das Bundesland La Libertad an, in dem die Moches beheimatet sind.

Auch habe ich von Rosa nie ein Urteil über andere Menschen gehört. Sie urteilte nicht. Sie spürte die Teilung, die ein Urteil mit sich bringt.

„Du sollst ein Ur nicht teilen. Ein Urteil läßt jeden mit sich allein“, hörte ich sie gelegentlich meinen.
Während ich von nun ab fast täglich mit dem Familienstamm am Tisch aß, ging ständig jemand ein und aus. Vom rechteckigen Eingangssaal, in dem gegessen wurde, gingen drei Türen ab. Einer verschwand hinter der Tür, der Nächste kam herein, setzte sich an den Tisch, ein Dritter, Vierter, Fünfter stand auf und verließ das Haus. Je mehr Kinder kamen, desto unüberschaubarer wurde die Lage. Jedem servierte Rosa mit stolzer Miene ein Essen. Die Söhne gaben ihr Geld. Sie bekam eine Rente von vierzig Euro monatlich. In ihrer Herzenswärme begegnete mir meine Großmutter wieder, die ihrem Wesen ähnelte. Meine Kindheit hatte ich auch in einer Großfamilie zugebracht. Ich war wie Javier die Vorletzte von zahlreichen Kindern. Nicht meine Mutter, sondern meine Großmutter mütterlicherseits kochte jeden Tag. Wie bei Rosa ging bei ihr die Liebe durch den Magen. Ich erinnerte mich, häufig mit einer Horde Klassenkameraden die Küche betreten zu haben.

„Was hat deine Großmutter heute gekocht?“, hatten sie mich schon auf dem Heimweg von der Schule mit ihren Fragen gelöchert. Das Essen meiner Großmutter schmeckte ihnen besser als das Schulessen.

„Was gibt’s zu essen?“, fragte ich und ohne die Antwort meiner Großmutter abzuwarten, hob ich die Stürzen hoch, damit fünf oder sechs Kinder hungrig in die Töpfe hineinlugen konnten.

„Das Essen ist für die Familie!“, verteidigte meine Großmutter energisch den Herd.

„Koch bitte neu!“, bat ich in völliger Unkenntnis der finanziellen Lage.
Meine Großmutter hat zeitlebens die Wichtigkeit einer warmen Mahlzeit betont, was ich von ihr übernommen habe. Veränderungen meines Lebens begannen beim Essen. Man ist, was man ißt.
Die Nahrung, wenn sie genossen ist, verteilt sich dreifach. Dann wird, was ihr festester Bestandteil ist, zu Kot, was ihr mittlerer ist, zu Fleisch, was ihr feinster ist, zu Verstand.
Das Wasser, wenn es getrunken ist, verteilt sich dreifach. Dann wird, was sein festester Bestandteil ist, zu Harn; was sein mittlerer ist, zu Blut; was sein feinster ist, zu Atem.
Die Glut, wenn sie (in heißer Speise) genossen ist, verteilt sich dreifach. Dann wird, was ihr festester Bestandteil ist, zu Knochen, was ihr mittlerer ist, zu Mark, was ihr feinster ist, zu Sprache. Denn aus Nahrung besteht der Verstand, aus Wasser der Atem, aus Glut die Sprache, heißt es in den Upanishaden der antiken Inder.
Meine deutsche Familie verlor den Gemeinschaftssinn mit dem Tod meiner Großmutter. Auch Rosa spielt eine ähnliche Rolle.

„Wir leben, um zu essen. Ihr Europäer eßt, um zu leben“, brüstete sich Segundo mit dem Familiencredo. Auch sie kannten die Wirkung des Essens und der Nährstoffe auf Körper, Seele und Geist, verwendeten nur Frischgeerntetes von Baum und Feld, das direkt in den Kochtopf wanderte. War Rosa mit der Familie zusammen, versprühten sie gute Laune, grinsten und amüsierten sich. In ihrer Sprache machte Liebe die Musik. Bei meiner Ankunft besaßen sie weder Kühlschrank, Waschmaschine, noch Radio, Fernseher oder Telefon. Das Dorf war Jahre zuvor erst an den elektrischen Strom angeschlossen worden. Bis heute gibt es in den Anden Dörfer ohne Strom.

Ihr Frühstück holten sie von den Bäumen und Feldern der Umgebung. Javier aß als Kind nie sein Frühstück am Tisch, sondern zog nach dem Aufstehen los, um sich in der Natur auszusuchen, was er essen wollte.

„In den Früchten war kein einziger Wurm. Das Ungeziefer tauchte erst mit den Chemikalien auf, zu denen sich die Campesinos, die die Felder bestellen, überreden ließen“, erinnerte sich Javier.

Für sein Frühstück brauchte er kein Geld. Sie sind ohne Geld aufgewachsen. Für die Vorfahren Javiers ist die Erde eine lebendige Wesenheit, weshalb es nicht verwunderlich ist, von den Mocheros zu hören, der Geist der Erde wäre ein guter Geist, der sie Tag und Nacht beschützen würde.

„Papaya reinigt den Magen“, erklärte Rosa beim Trinken ihres Papayasaftes und fügte hinzu: „Ein Gemisch aus Orangen mit Bananen hilft gegen Verstopfung, Äpfel sind gut fürs Gehirn, Möhren gut für die Augen, Tomaten machen die Stimme klar. Geierblut und Eulenfleisch heilen Asthma. Genauso wichtig wie die Nährstoffe sind die Energien. Die Früchte müssen frisch sein.“

In Küche und Saal waren Chirimoyas, Guananbanas, Tomaten, Blumenkohl, Brokoli, Carambolas, Bananen, Zitronen, Limetten, Limas, Mandarinen, Orangen, Papayas, Birnen, Äpfeln, Granatäpfeln, Granadias und Maracujas ausgelegt. Aus Mandarinen, Carambolas, Papayas und Maracujas wurden frische Säfte gemacht, aus Zitronen Zitronenmarmelade und Zitronenreis.

Das warme Klima macht den Mocheros das Essen leicht. Da es keinen Winter gibt, sucht sich jeder Baum seinen Winter selbst aus, läßt die Blätter fallen, wie es ihm beliebt, bleibt eine Weile kahl bis die Blätter wieder sprießen.

Die Art, wie sich Javier und seine Familie die Welt aneigneten, geschah intuitiv durch Improvisation, was mich in Erstaunen versetzte. Als einmal Javier in La Paz Musikinstrumente wie Gitarre, Chamboya, Charranga, Flöte und Tambor kaufte, fragte ich, für wen sie bestimmt wären.

„Sie sind für meine Brüder“, sagte er.

„Spielen sie diese Instrumente?“, wollte ich wissen.

„Bis jetzt noch nicht.“

„Wie weißt du denn, ob sie sie spielen können?“ fragte ich ungläubig.

„Ich weiß es. Das genügt.“

Zuhause angelangt, legte er die Instrumente auf den Tisch. Spontan suchte jeder Bruder das Instrument aus, zu dem er sich hingezogen fühlte, Paul nahm Charranga, Segundo Champoya, Javier Gitarre, Carlos die Trommel und Julio die Flöte. Obwohl sie keine Noten kannten, spielten sie binnen weniger Monate die berühmten Andenlieder. Sie hörten außerordentlich präzise hin. Ihr Gehör ersetzte die Noten. Und eine schnelle Improvisation, bei der sie in ein unsichtbares Energiemuster einrasteten, das in ihnen angelegt war und das sie automatisch verband. Das galt ebenso für alltägliche Handlungen, die intuitiv und ohne Erklärung geschahen, in deren Gesten sich ein tiefer Sinn verbarg. Es lag an mir, ihn zu erkennen. Eines Nachts spielten sie Theater auf der Sternenpyramide, die hinter dem elterlichen Stammhaus liegt. Zwei Dichter spielten die Hauptrollen des Stücks. Pedro Favarón spielte den Jesus am Kreuz

und David Novoa spielte einen Heiler, der vor den Augen des sterbenden Jesus ein Feuer anzündete und die Lebensgeister beschwor. Javier und seine Familie fungierten als Mocheahnen, die in antiker Kleidung gemeinsam mit Riesen - Männern auf Stelzen – auftraten. Kleidung, Schmuck, Kronen und Waffen waren orginalgetreu den Funden aus antiken Gräbern nachgeahmt. Eine halbe Stunde vor Beginn wußten die Akteure nicht, was sie spielen würden. Das Stück war freie Improvisation. Allein der Ort war eine beneidenswerte Kulisse, die kein europäisches Theater aufzuweisen hat, eine jahrtausendalte Lehmziegelpyramide, älter als Sonnen- und Mondpyramide, die von Archäologen auf eine nebulöse Zeit vor der Ankunft der Moches in diesem Gebiet eingestuft wurde. Von ihr ist fast nichts bekannt, außer den Funden steinalter Skelette von weißen Europäern, die hier einst siedelten. Nach offizieller Geschichtsversion, der die Familie Javiers nicht viel Vertrauen schenkt, ließ sich der Mochestamm zweihundert Jahre vor Christus im nördlichen Küstengebiet nieder. Nachfahren wie Javier schätzen ein viel höheres Alter ihrer Kultur. Dr. Suy Suy, der Moche Anthropologe, der von Javier sehr verehrt wurde, sieht die Wurzeln der Moches bis nach Ozeanien reichen.

„Die Boote unserer Vorfahren waren aus Binsen. Saugten die Binsen sich mit Wasser voll, gingen die Boote unter. Die Moches benutzten ein Gewächs, welches die Boote trug und die ähnlich wie Schwimmreifen funktionierten. Sie verhinderten, daß die Boote untergingen. Auf diese Weise konnten sie weite Strecken über das Meer zurücklegen“, erklärter er uns einmal. Thor Heyerdahl, ein Norweger, bewies, daß es funktionierte. In Begleitung von sechs Männern segelte er kurz nach dem Zweiten Weltkrieg auf einem einfachen Basraholzfloß, das er nach den Anleitungen der Alten orginalgetreu nachbaute, von Peru nach Ozeanien, indem er die Strömung nutzte, was andere Seeleute vor ihn ebenso taten. Niemand unterstützte Heyerdahl, mit Ausnahme der peruanischen Regierung. Sie finanzierte ihm die Überfahrt. Am wenigsten glaubten die Nordamerikaner an seine Mission. Sie hielten ihn für verrückt.

Beim Laufen und Rennen sieht Javier aus, als würde er in die Luft schnippen. Sein ganzer Körper schwingt, mit Bäumen, mit der Erde, mit der Sonne, mit der Luft. Bei jedem Atemzug scheinen ihm Flügel zu wachsen. Die belebende Energie seines Dorfes macht ihn schwebend. Sein Herz hängt er nicht an tote Dinge, ja er versteht nicht einmal, daß Menschen Geld höher schätzen als Liebe. Reichtum war für ihn, sich selbst zu leben. Er versteht Menschen nicht, die viele Energien auf ihr Äußeres verwenden, während ihr Inneres dahinstirbt, ihre Haut welk wird, ihre Bewegungen erstarren und fröhlichen Stunden beständig abnehmen. Er versteht nicht das Vorbeileben am Wesentlichen.
Seit der ersten Begegnung mit der Mochefamilie wurde ich in ihrer Gegenwart wieder zum Kind.

„Wir sind die Señores des fröhlichen Herzens“, trällerte Javier.
Fröhlichkeit ist ansteckend. Javier ist der Tänzer der Familie, der mit grazilen Bewegungen ein fremdes Herz streichelt, um es bis auf den Grund zu rühren. Seine Liebe steckt er in Worte und Töne, die er mit viel Liebe ausspricht. Er nimmt sich Ruhe und Zeit, um Worte zum Klingen zu bringen. Ich beobachtete nie, daß er ohne Gefühl, kalt und rational etwas äußerte.

Negativ Ausgesprochenes kann Menschen paralysieren. Im Gegenteil, seine Worten bringt ein inneres Glimmen zum Leuchten. Worte, mit Liebe ausgesprochen, versprühen eine große Energie. Er versteht es, behutsam mit Worten umzugehen, denn er kennt das Vermögen, das in den Tönen steckt. Worte sind für ihn Lautschwingungen, die direkt auf die Gehirnwindungen wirken. Im passenden Ton ausgesprochen, wirken sie Wunder. Er schrieb Gedichte, die er wegen des musikalischen Tons der Sprache, in dem allein sich schon Tore öffnen, mit einem Rekorder aufnahm. Er dichtete sie aus dem Stehgreif. Wind, Sterne und Morgentau, Erde und vieles andere waren personifizierte Größen.
Javier will nicht mehr wissen, als er gerade erfährt. Ihm ist der Augenblick heilig.

„Abstraktes Wissen ersetzt keine Erfahrungen“, meinte er.

Fehlt die lebendige Erfahrung, fehlt auch dem Herzen die Energie. Aus nicht gelebter Energie kann keine lebendige Energie erstehen. Es bleiben Kopfgeburten.

„Mit Gefühlen erlebe ich mich selbst. Nur im Gefühl lebe ich auch meine Gedanken. Gefühle geben uns den unerschöpflichen Reichtum des Lebens wieder, öffnen, verbinden und stellen die Einheit zwischen den Lebewesen her. Wer Gefühle anstaut, stirbt. Sie müssen einen Ausdruck finden“, philosophierte er.

Ich spürte an Javier und seinen Brüdern die gleiche Gesinnung. Ich fühlte mich von ihnen angezogen. Mir begegnete zum ersten Mal eine Gruppe von Menschen, die den Geist lebte, nach dem ich leben wollte. Bei ihnen bin ich mit Menschen meinesgleichen zusammen. Ihr Rhythmus paßt zu meinem. In den darauffolgenden Jahren lernte ich ihre Lebensweise zu adaptieren. Als ich bei ihnen einzog, hatte ich zunächst den Trieb, ihr Haus zu verschönern. Was ich auch anschaffte, es ging zu Bruch, bis ich begriff, daß ihnen gelebte Schwingungen wichtiger waren als tote Dinge. Sie kosteten die guten Momente des Lebens mit großer Herzenswärme und Intensität aus. Für Javier und seine Brüder existiert nur unmittelbares, momentanes Sein. Was soll ich ihnen von schöner Kleidung erzählen, wenn sie sich in ihrer Haut wohl fühlen und nur sich selbst leben wollen? Ihr Haus steht zu ebener Erde. Bis zum dreizehnten Lebensjahr liefen sie barfuß. Noch heute ziehen sie die Schuhe aus, sobald sie sich wohl fühlen. Auch ihre Kinder liefen barfuß. Sie hatten direkten Kontakt zur Erde. Für sie vereinte die Erde die Schritte ihrer Lebewesen. Es gibt nichts in ihr, was es nicht auch in ihnen geben würde. Was sollte ich ihnen da von einem Keramikfußboden erzählen, wenn ihr Lehmboden sie mit der Erde verband?

Der Berg Cerro Blanco, dessen Zuckerhutform ihn wie eine Pyramide aussehen läßt, thront im Osten weithin sichtbar über dem Dorf. Vom ersten Augenblick an fühlte ich eine Verbundenheit mit dem Berg. Ich verstand das Geheimnis des Berges, dem das Mocheanwesen genauso wie mir gefiel. Um an diesem Ort sein zu können, ging er eine Liason mit der Erde ein, was nur möglich war, indem er sich in Stein verwandelte und sich nicht mehr bewegte. In Wahrheit kannte der schlaue Berggeist eines der schönsten Geheimnisse der Schöpfung, die besagt, große Bewegung entstehe durch große Ruhe. Schneller als das Licht bewegt sich in Wahrheit der Berggeist in seiner tiefen, unersättlichen Ruhe, während Menschen kommen und gehen. Das Kommen und Gehen bezieht sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern vor allem auf die Vergangenheit, denn rings um den Berg wimmelt es von Gebeinen der antiken Moche- und Chimustämme und den unbekannten, antiken Europäern. Kaum ein Quadratkilometer ist

ohne Grab. In meinem ganzen Leben sind mir nie solche Massen von Knochen - Totenschädeln, Wirbelsäulen, Zähnen, Händen und Füßen - begegnet, deren Splitter heimatlos in der Wüste herumlagen. Nirgendwo auf der Welt könnte ich mit menschlichen Totenschädeln, Gebiß- oder Oberarmknochen durch die Gegend laufen, ohne Aufsehen zu erregen. Ich nehme zwei Zähne mit. Der eine dünne Zahn ist von einem kleinen Kopf mit blonden Haaren, vermutlich dem einer Frau, der zweite Zahn ist von einem Gebiß, das zufällig einzeln vor meinen Füßen lag. Die von der Sonne gebleichten, schneeweißen Menschenknochen, die ich kreuz und quer in der Wüste fand, gleichen einem Anschauungsunterricht in der Anatomie menschlicher Skelette.

„Knochen tragen das Kleid der Zeit, in deren Stofflichkeit unsichtbare Lichtfäden schwingen, die ein jeder mit seinem Dasein in die Knochen webte. Knochen versinnbildlichen die überlebende Seele“, meinte Rosa.

Wegen der Härte und wegen des Alters sind Knochen und Berge verwandt. Knochen erzählen eine Geschichte von den Wurzeln der Menschen. Wer seine Wurzeln nicht kennt, weiß nicht, wer er ist.

Kein Wunder, daß ich am Fuße eines magischen Berges Tod und Wiedergeburt begegnete. Die Menschen der Gegend betrachten ihn als heilig. Während der ersten Wochen im Mochedorf war ich so fasziniert von den Menschenknochen, daß ich eine Sammlung anlegte. Am beeindruckendsten waren die auseinandergefallenen Rückratwirbel, die in der Wüste neben ausgeraubten Gräbern unterhalb des Cerro Blancos kreuz und quer herumlagen. Die Wirbel fielen mir ins Auge, weil sie im Querschnitt wie ein Gesicht aussehen. Ich nahm so ein „Gesicht“ mit, fotografierte es und behielt es eine Weile in meiner Hosentasche. Die Vorstellung, die Wirbelsäule bestehe aus aneinandergereihten Gesichtern, faszinierte mich. Im Wartezimmer eines Arztes entdeckte ich die Karte einer anatomischen Darstellung des menschlichen Rückrats, aus der ich von den zweiundzwanzig Wirbeln erfuhr. Ich wußte, daß die Wirbelsäule der Lichtkanal des Körpers ist, in dem die höchste Energie fließt, deshalb nisten sich Dämonen besonders gern dort ein.

Javier und ich sind oft zum Cerro Blanco gegangen.

Sicher, ich war neu bei den Moches. Von Ahnen wußte ich nichts, weshalb ich über Javiers Bemerkung „Die Gringa an seiner Seite ist bei den Mocheahnen herzlich willkommen“, schmunzeln mußte. Dies hatte er mich in ihrem Auftrag wissen lassen. Noch war es zu früh, um direkten Kontakt mit ihnen aufzunehmen. Trotzdem spürte ich, daß es von Totengeistern nur so wimmelte.

Als wir eines Nachts wieder Vorbereitungen trafen, um wie üblich zum Cerro Blanco zu gehen, schaute die Mutter besorgt drein.

„Geht in der Nacht nicht zum Berg!“, warnte uns Rosa.

„Warum nicht?“

„Habt ihr keine Angst vor dem Teufel?“

„Es gibt keinen Teufel“, wandte ich ein.

„Du kennst Peru noch nicht.“

„Ich gehe mit deinem Sohn“, beruhigte ich sie.

„Eine achtzehnjährige Europäerin ist letzte Woche in der Nähe des Berges von mehreren

Peruanern vergewaltigt worden. Die beiden Männer in ihrer Begleitung konnten nichts ausrichten. Sie wurden mit Waffengewalt gezwungen, tatenlos bei der Vergewaltigung zuzuschauen. Der Polizeioffizier lachte nur, als die Frau eine Anzeige erstattete“, erzählte Rosa. Ihre Worte vermochten nicht, uns umzustimmen.

Als in mondloser Nacht sich aus dem Dunkeln eine Gestalt, schwärzer als die Nacht, herausschälte und auf uns zukam, rief ich mir ihre Worte ins Gedächtnis. Ängstlich weckte ich Javier, der in aller Seelenruhe an meiner Seite eingeschlafen war.

„Eine dunkle Gestalt kommt den Berg hinauf!“, warnte ich ihn.

„Es ist mein Bruder Carlos“, sagte er gelassen. Einige Meter seitlich entdeckte ich eine zweite dunkle Gestalt. „Schau dort!“, sagte ich besorgt zu Javier.

„Es ist mein Bruder Segundo.“

„Und dort?“, sagte ich und zeigte auf eine dritte Gestalt, die den ersten beiden folgte.

„Es ist mein Bruder Paul.“

Javiers Augen konnten in pechschwarzer Nacht meilenweit schauen.

„Als wir vor zehn Jahren noch keinen Strom im Haus hatten, waren unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Wir konnten im Dunkeln wie Eulen sehen. Selbst den kleinsten Punkt in der Ferne, egal wie weit weg er lag. Mit dem Strom ist diese Fähigkeit abgestorben“, meinte Javier.

Nicht nur seine Augen, auch die Ohren waren nicht wie bei mir von der Großstadt verwirrt.

„Hör auf das Geräusch. Es ist ein Vogel, der eine Wetterveränderung anzeigt. Es wird kälter“, behauptete er tags zuvor. Tatsächlich wurde es am nächsten Tag kälter.

Mit Gitarre, Trommel, Flöte, Panflöte, die die Brüder mitgebracht hatten, begannen sie zu spielen. Bald verdichteten sich Nebelwolken, die vom Meer herangezogen. Jemand schob den Vorhang zwischen Himmel und Erde zu, verhüllte den Blick auf die Sterne, der sich uns eben noch bot. Von den Tönen angelockt, schienen mit dem Nebel fremde Bewohner anzureisen, die sich absichtlich in Nebel hüllten, um sich nicht zu erkennen zu geben. Oder war es der Nebel selbst, von dem Leben ausging? Eine bestimmte Note lag in ihm. Den gleichen Vorgang hatte ich bereits vor einigen Tagen an derselben Stelle beobachtet, als ich hier allein meine Gedichte rezitiert hatte. Vom Meer wälzte sich eine dicke Nebelwolke heran. Ehe ich mich versah, war der ganze Berg von ihr eingehüllt. Keine hundert Meter weit konnte ich sehen, trotz der Mittagszeit, in der eben noch die Sonne brannte. Weil ich jemanden hinter mir spürte, drehte ich mich mehrere Male um. Zu meiner Verblüffung war niemand zu sehen. Trotzdem spürte ich deutlich, nicht allein zu sein.

Nachdem Javier und ich zwei Stunden mit den musizierenden Brüdern am Berg verbracht hatten, gingen wir hinunter ins Dorf. Sie sangen von Liebe und Abschied. Ihr Spiel war voller Zauber, Anmut und Leichtigkeit. Unterwegs lüftete sich der Nebel und der Himmel klärte sich augenblicklich auf. Am Fuße des Berges angelangt, schauten uns Millionen von Sternen an. In keinem Haus brannte Licht. Wir zogen laut singend durchs Dorf. Wie herrlich ist es, die Sterne jede Nacht am Himmel zu sehen. Wie herrlich ist es, mit Menschen zu leben, die ich liebe, und die meine Liebe erwidern. Wie herrlich ist es, frische Früchte direkt vom Baum zu essen. Wie herrlich ist es, jeden Tag die Sonne auf der Haut zu spüren. Wie herrlich ist es, Wasser aus einem Vulkan zu trinken. Wie herrlich ist es, sich oft in die schäumenden Wogen des

Meeres werfen zu können. Wie herrlich ist es, den Tag offen zu beginnen, ohne ein Ziel vor den Augen zu haben, einfach in die Zeit wie ein Segelschiff im Wind zu gleiten. Wie herrlich ist es, bei Vogelgezwitscher zu erwachen. Wie herrlich ist es, die Blumen das ganze Jahr über blühen zu sehen. Es ist ein wonniges Gefühl, mit jeder Faser das Leben zu bejahen, es zu sein, im Gewahrwerden der Schönheit und Liebe gleichzeitig alles und nichts zu sein, alles am Tag und nachts nichts, ausgelöscht im Schlaf. Sie lebten mir ein Leben vor, wie ich es mir erträumte.

Ein Foto fiel mir beim Aufräumen in die Hände, das einen alten, blinden Bauern vor seinem Haus zeigte. Ich nahm es Anfang der achtziger Jahre in Polen auf. Er und die Menschen seiner Umgebung verkörperten die Ursprünglichkeit, die ich gerade in Peru wiederfand. Niemand störte unsere Ausgelassenheit. Eine Bäuerin melkte ihre Kühe in der Nähe unserer Zelte. Der See, an dem wir uns niedergelassen hatten, zeigte weder Verbotsschilder, noch Zäune. Wir badeten nackt, liefen nackt über Wiesen und Ufergebüsch. Meine Haare, dick und kräftig, reichten bis zur Hüfte. Ich sehe noch den Bauern vor mir, auf dessen Land wir ohne dessen Genehmigung die Zelte aufgeschlagen hatten. Statt Schelte bekamen wie eine Einladung in sein Bauernhaus. Ein überdimensionaler Backofen wärmte das gesamte Haus. Der Bauer brachte uns täglich selbstgebackenes Brot und frische Milch, ohne daß wir ihn darum gebeten hätten. Beides sättigte uns für den ganzen Tag. Der See, irgendwo in der Masurischen Seenplatte, versank samt Bäumen, Tieren, Wasser, Erde, Menschen, Schmetterlingen, Vögeln, Käfern, Kühen, Kornfeldern, Gräsern und dem Himmel in einem einzigen Energiestrom, der uns in eine parallele Welt forttrug. Der Gesang hoher Frauenstimmen, der mit dem Wind vom gegenüberliegenden Ufer zu uns herüberwehte, sich mit unseren eigenen Tönen und denen raschelnder Blätter und dröhnender Tierstimmen mischte, hatte eine überwältigende Wirkung auf mein Gemüt. In der Gesamtheit des Augenblicks lag eine Vitalität und Kraft, die mir in der Erinnerung wie ein paradiesischer Moment vorkommt.

Weshalb bin ich von diesem Weg abgekommen? Statt inmitten frischer Wiesen und Weiden lebte ich in Wolkenkratzern aus Beton, Straßen mit lautem Verkehr, synthetischen Stimmen, gedruckten Papiergesichtern, laufenden Zelluloidbildern, die die ohnehin zerrissenen Stimmen um ein Vielfaches verstärkten, um tote, laute Beziehungslosigkeit zu übertönen. Nachdem ich durch unzählige Städte gezogen war, stellte ich fest, mich nur noch tiefer in einem fremden Labyrinth verirrt zu haben. Ich werde schon zu mir zurückfinden! beruhigte ich mich. Eine Person bot mir Hilfe an. Am Ende dieser „Hilfe“ stellte ich unwiderruflich fest, noch tiefer in das Labyrinth hineingeraten zu sein.

Wie ihm entkommen, wenn die Menschen, die ich in den Städten traf, mich allesamt davon abhalten wollten, die zu sein, die ich bin? Irgendeine unsichtbare Macht saugte uns alle aus. Denn was ist das zivilisierte Leben anderes als hemmungsloser Energieraub? Es war, als hätte die Stimme einer unbekannten Macht den Anführern aufgetragen: Verpestet sie! Verderbt sie! Verderbt ihr Essen, verderbt ihre Körper, verderbt ihre Kinder, verderbt ihre Erde, ihre Luft, ihr Wasser, ihr Blut, verderbt ihr Gehirn! Sät Streit und Zwietracht an allen Ecken und Enden, entfacht Kriege und laßt ihre Seelen zur Hölle fahren! Beschäftigt sie ununterbrochen mit sinnlosen Gesetzen. Gesetze nehmen sie ernst! Sie werden nicht bemerken, von wem die Spielregeln aufgestellt sind. Die Gesetze sollen den Charakter von Verhinderungen haben, bei denen sie zu nichts kommen und ihre Lebenskraft vergeuden. Beherrscht auch ihre Gedanken!

Laßt nichts zufällig sein! Steuert ihr Leben! So garantiert ihr, daß der Mensch unser Eigentum ist! Die Menschen haben eine Schwäche: Sie haben keine Ahnung, wer sie sind. Sie kennen ihre Ahnen nicht. Sie wissen nichts über ihre eigentliche Natur, weshalb sie das Kostbarste, ihre Seelen, nicht schätzen. Sie verraten ihre Seelen, um bequem durch den Alltag zu kommen. Ihre Seelen sind das Beste. Sie dürfen das aber nie erfahren, denn sonst könnten wir ihre Lebenskraft nicht mehr aussaugen. Religionen werden dafür sorgen, daß die Menschen an alles Mögliche glauben, nur nicht an sich selbst. Auf diese Art und Weise geben sie ihre Seelenenergie freiwillig ab. Sollen sie ruhig an verschiedene Götter glauben, damit einer den anderen bekämpft. Das wird Kriege und Streit entfachen und uns ihre negativen Energien zuspielen, die uns schmecken…
Wer macht Gesetze, die unser Leben in unheilvoller Weise bestimmen und unsere Kraft aussaugen? Wer will, daß wir unglücklich sind? Wer raubt uns die Energien? Wer zettelt Kriege an und bringt uns alles Leid dieser Welt? Ich fragte meine Künstlerkollegen, weil ich mir von ihnen Aufschluß erhoffte.

„Die Menschen machen die Gesetze selbst“, antwortete ein Dichter.

„Gesetze sind reiner Zufall“, sagte eine Malerin

„Wenn etwas ist, wie es ist, dann deshalb, weil wir es so wollten“, sagte ein Physiker.

Ich fragte weiter und fühlte mich am Ende wie Sokrates, der gesagt hat, „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Keiner wußte eine Antwort auf meine Frage, weder die Gebildeten noch die Ungebildeten. Ich gab mich mit den Antworten nicht zufrieden und forschte weiter.

Durch ihre Verwurzelung mit den Ahnen ist meine Mochefamilie noch im natürlichen Fluß des Lebensgeistes. Es würde ihnen nicht in den Sinn kommen, Dinge zu tun, die sie von ihren Ahnen entfremdeten. Ihre Handlungen sind von den Ahnen bestimmt. Die Bindung an die Ahnen macht einen großen Teil ihrer Identität aus. An dem, was die Vorfahren hinterließen, ist ihre alte Geschichte abzulesen. Als Kinder eines Schamanen sind sie die Hüter des antiken Mochegeistes. Dieser alte Geist war es, der uns zusammenbrachte. Er schwingt in Pyramiden und Tempeln, Textilien, Mumien, Skulpturen, Goldmasken und Keramiken, die in Hülle und Fülle gefunden worden sind.

„Im Gegensatz zu eurer Kultur sind unsere Pyramiden noch da. Sie existieren neben unseren Häusern, während eure Pyramiden und Tempel im Meer versunken sind. Es ist für euch schwieriger als für uns, sich mit Ahnen zu verbinden“, behauptete Javier.

„Wie kommst du darauf, sie wären im Meer versunken?“, fragte ich.

„Ich weiß es von meinen Träumen. In zwei Tiefen sind eure Vorfahren versunken, auf den Grund eures Meeres und auf den Grund eurer Träume“, antwortete er.

„Wegen der Nazis will von unseren Ahnen niemand etwas wissen.“

„Was können die Ahnen für die Nazis?“, fragte Javier.

Ahnen, so erfuhr ich, sind kulturell nicht determiniert. Tauchen sie in Träumen auf, zeigen sie sich zwar in der kulturellen Identität des Betreffenden, jedoch nur, um leichter vom Träumenden begriffen zu werden.

Ich sah mich im Wüstensand auf etwas hinaufkriechen, das sehr hoch war und das ich nur deshalb erklimmen konnte, weil das Etwas zu achtzig Prozent im Sand steckte. Beim Klettern spürte ich einen monumentalen Kalksteinriesen. Allein seine Hand war so groß wie ich. Während ich emporkletterte, erhaschte mein Blick halb auf einem Berghang liegende weitere Steinriesen. Sie schienen schlafend, in das Felsgestein eines Berges eingewachsen, oder wie in einer vorbestimmten, vorübergehenden Trance, aus der sie irgendwann einmal erwachen würden. Ein Franzose aus dem 18. Jahrhundert, der denselben Aufstieg gewagt hatte, abrutschte und tödlich verunglückte, tauchte als Bild in mir auf, bevor ich in die Tiefe stürzte. Im Gegensatz zu ihm landete ich auf weichem Boden. Der Sand schützte meinen Fall. Ich kletterte ein zweites Mal den Riesen hinauf. Jeder Schritt strengte an. Es gelang nur schwer, wieder bis zu seiner Hand zu klimmen, mich an ihr festzuhalten um zu verschnaufen.
Auch Javier begann von Träumen zu erzählen, die von früheren Zeiten handelten. Er sah Steine, die vom Himmel herabfielen und beim genaueren Hinsehen sich als Berge entpuppten. Er traute seinen Augen kaum, ja, ganze Andenberge flogen durch die Luft und plumpsten ins Meer, das aufgewühlt über die Ufer trat und die Häuser seines Dorfes überflutete. Er sah Nachbarn, Kollegen, Freunde, mehr oder weniger die halbe Dorfbevölkerung von einem Wirbelwind erfaßt und durch die Luft geschleudert werden. Es ist der Moment, in dem sich die Welt von ihrem bisherigen Sein verabschiedet, dachte er. Javier, einer der Wenigen, die nicht von der Windhose weggeschleudert wurde, beschloß, schnellen Schrittes zum Cerro Blanco zu gehen, dem die Dorfbewohner die Eigenschaft nachsagten, sie in der Not retten zu können.
Mir fielen zwei Träume einer deutschen Freundin ein, in denen sie erstaunliche Details über das Ende des letzten Zeitalters erfahren hatte. Ihr Alltag zwischen Söhnen, Mutter und Vater glich zur Zeit des Traums dem heutigen. Es wurde eine sich nahende Katastrophe angekündigt, bei der noch genügend Zeit war, Koffer zu packen und die Ortschaft zu verlassen. Für drei Personen kaufte sie Zugtickets, die eine Weile liegen blieben, bis ein Meteoritensturm die bevorstehende Katastrophe ankündigte. Massen von Menschen packten ihre Sachen und fuhren weg. Beim Abschied hatte sie sich von ihrer Mutter getrennt, die nicht mitgehen wollte. Der Zug, in dem sie mit ihren Söhnen und ihrem Mann saß, wurde unterwegs von einer Flutwelle erfaßt, die sie kurz unter Wasser drückte, jedoch überleben ließ. Die Häuser, in denen sie danach lebten, wurden nur von ihnen bewohnt. Weit und breit war niemand zu sehen. Lange Zeit blieben sie allein. Es verging viel, viel Zeit, ehe wieder „Betrieb“ ins Leben kam und sie in der Ferne das erste Auto vorbeifahren sahen, dem allmählich mehr und mehr Autos folgten. Das alte Leben kehrte zurück. Mit einem Mann in Naziuniform begann der Sturz von neuem.
Im zweiten Traum glühte der Himmel orangerot, als ein riesiger Meteorit auf der Erde aufschlug. Es gab einen gigantischen Aufprall, der die Erde erbeben ließ. Weitere Kometenteile lösten beim Einschlag unbeschreibliche Erschütterungen aus. Glücklicherweise fand sie mit ihren Söhnen einen Unterschlupf, von wo aus sie gemeinsam den Himmel beobachten konnten. Er war nicht mehr derselbe. Er hatte sich verändert. Kein einziges Sternbild war am angestammten Platz. Zwar funkelten in der Ferne hier und da vereinzelt ein paar schwache Lichter, doch zwischen Erde und Himmel hatte sich ein großer schwarzer Streifen Nichts geschoben. Der Himmel hatte sich weit von der Erde entfernt. Zuvor war er näher gewesen…

Das Verwunderliche dieser und anderer Träume sind die Überlieferungen der alten Ägypter, die besagen, der Himmel wäre einstmals näher an der Erde gewesen. Ein Komet, rot, orange, mit mehreren Schweifen, habe lange um die Erde gekreist bis einer der Kometenköpfe im Meer einschlug, wodurch gigantische Katastrophen ausgelöst wurden, die die Völkerwanderung verursachten.
Javiers Bruder Carlos hatte im Traum einen ähnlichen Himmelskörper wahrgenommen wie meine deutsche Freundin. Orangerote Feuerbatzen stürzten vom Himmel auf die Erde. Beim Aufprall setzten sie die Welt in Brand. So schnell wie möglich flüchtete er in eine Steinhöhle, wo er unverletzt blieb und von wo aus er wie Javier Berge wie Steine durch die Luft fliegen sah bis sie ins Meer stürzten und unglaubliche Tsunamis auslösten.
Fiorella, Javiers Nichte und unsere Hausangestellte, träumte einmal von einem blutroten Himmelskörper mit unglaublicher Strahlkraft.

> „Er ging frühmorgens im Osten am Himmel auf, dort, wo gewöhnlich die Sonne aufgeht, doch im Gegensatz zu ihr hatte er mehrere rot, orange und gelb leuchtende Schweife, die Feuer spukten. Wo die Feuerbatzen auf die Erde fielen, explodierten augenblicklich Häuser und Ortschaften. Meere, Flüsse, Seen brannten und trockneten aus. Wasser, Erde, Bäume, Tiere, Menschen verbrannten. Von meiner Familie lebte keiner mehr. Nur meine Mutter war noch da und trug schwarz“, beschrieb sie, was sie

gesehen hatte. Javier hatte es genauso erlebt. Im seinem Traum wurde es mitten am Tag schwarz. Die Sonne war verschwunden, mit ihr die Sterne und Planeten. Anderntags ging am frühen Morgen die Sonne wieder wie gewohnt auf. Gegen Mittag verschwand sie ein zweites Mal. Wieder wurde es kohlrabenschwarz, so schwarz wie Javier nie zuvor eine Nacht erlebt hatte. Die Menschen seines Mochedorfes erschraken und beteten. Kein einziges Licht war am Himmel. Nach bitteren Stunden der Dunkelheit erblickte Javier die Sonne von weitem. Es blieb jedoch dunkel. In dieser Situation tauchte unvermittelt eine zweite Sonne auf. Beide Sonnen standen im Abstand zueinander.
Javiers Traum beschrieb ein Phänomen, das bei Erdachsenverlagerungen auftaucht. Von der hin- und hertaumelnden Erde aus gesehen, erscheinen den Bewohnern zwei Sonnen. Sein Traum war die Erinnerung seines Bewußtseins an ein solches Erlebnis. Träume sind Zeitreisen. Das Bewußtsein ist im Schlaf in der Raum- und Zeitlosigkeit. Es ist an die Begrenzungen der Tagesebene nicht gebunden und kann sich erinnern.

Ziehe ich geologische Befunde zu Rate und lasse die Erde selbst sprechen, so liegt auf dem Grund des Pazifiks kilometerdicker Meteoritenstaub, bestehen Sedimente des Atlantischen Ozeans zum Teil aus Meteoritenstaub, sind im Westen Saudi Arabiens verbrannte Steine flächendeckend wie Regen auf der Erde gefallen, schürften sich beim Näherkommen des Kometen im Osten der USA hunderttausende ovale Krater in die Erde, entweder bei direktem Aufprall oder durch Explosion in der Luft nahe des Bodens, so daß eine große Anzahl von Mulden entstand. Die geologische Forschung bestätigt weltweite Orkane unvorstellbaren Ausmaßes, die sämtliches Leben getötet haben. Zerschmetterte Tierknochen sind in Amerika, Europa, Afrika und Asien gefunden worden. In den Höhlen Englands lagen Tierknochen afrikanischen und polaren Ursprunges kreuz und quer vermischt. Die Zeichen der Erde berichten von brennenden und fortgeschwemmten Wäldern, von Bergen, die wie Butter schmolzen und

durch die Luft getragen wurden, von Lava, die aus aufgeplatzten Böden floß, wie beispielsweise der sechs Kilometer dicke Boden Kanadas aus vulkanischem Gestein beweist. Entlang der schwedischen Küste wurde auf dem Meeresboden Lava neuzeitlicher Herkunft gefunden. Ganze Ruinenstädte ruhen auf dem Boden der Nordsee. Feuer und Asche zerstörten unzählige Städte des Orients mehrere Male, was an den sechs Schichten Trojas anschaulich abzulesen ist. Die Hopis berichten vom Vulkanascheregen Südamerikas, der den Himmel für Jahrhunderte dunkel färbte und das Klima abkühlen ließ, weil es keine Sonnenstrahlen mehr gab. Länder, die sich aus dem Meer erhoben oder die
in ihm versanken, sind so häufig, daß es kaum ein Land der Erde gibt, das nicht ein oder mehrere Male unter Wasser lag. Boston steht auf einer der größten Gebirgsketten der Welt und New York liegt über einem Canyon. Auftauchen und Absinken ist wie Atmung der Erde. Auf den höchsten Bergen der Anden und des Himalaya wurden versteinerte Meeresmuscheln gefunden. Paris ist in uralter Zeit ein Wohnort von Schlangen und Krokodilen gewesen. Europa in seiner heutigen Form hat erst vor wenigen Jahrtausenden diese Gestalt angenommen. Es ist ein junger Kontinent.

Die besten Dinge im Leben kommen lautlos, fast unmerklich, seltsam unscheinbar, fast ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wohingegen die schlechtesten Erfahrungen mit lauten, wilden Tönen sich ankündigten. Ich spürte, in etwas Umfassendes eingebunden zu sein, das sich in seiner Ganzheit noch nicht offenbarte, dessen Sinn sich erst in einzelnen Geschehnissen andeutete. Jeder Schritt gab mir einen Hinweis, wodurch ich mich wie eine Zwiebel fühlte, in der ich mich Schicht für Schicht bis zum Inneren schälte. Solange ich Schichten einzeln betrachtete, war kein Zusammenhang zu sehen. Es genügte nicht, zwei, drei Schichten abzuschälen. Es mußten alle Häute abgezogen werden, ehe ich die umfassenden Zusammenhänge begriff. Um in Schichten vorzustoßen, die mir bislang verborgen geblieben waren, mußte ich mich meinen Urteilen und Abneigungen zuwenden, die den Teil in mir verkörperten, der nicht integriert war und der sich in Projektionen austobte. Dasselbe Muster erkannte ich bei Javier und seinen Geschwistern. Sie machten ähnliche Fehler, wodurch sie mich spiegelten. Der Sohn von Javiers Schwester Elsa war ein Siebenmonatskind, den sie mit achtunddreißig bekam. Sie war in ständiger Sorge, ihn groß zu bekommen. Als er bereits drei Jahre und ein kräftiger Junge war, nahm er sich gern eine frische Mango zum Essen.

„Die Mango schadet dir!“, brüllten Mutter und Großmutter zugleich wie am Spieß. Ihre übertriebene Vorsicht führte manchmal zu grotesken Szenen. Einmal verkroch sich der Junge in die hinterste Ecke eines Nebenzimmers, um endlich eine Mango in Ruhe genießen zu können, als er erwischt wurde. Ein fünfstimmiger Chor, brüllte, zu denen auch die Brüder Javiers zählten: „Mangos schaden dir!“ Nie wieder werde ich Früchte und Essen mit negativen Worten aufladen! dachte ich entsetzt.

„Eure Worte sind es, die die Mangos mit schlechter Energie aufladen“, sagte ich ihnen bei der nächstbesten Gelegenheit. Es war für sie und für mich erschütternd, auf diese Weise eigene Fehler vorgelebt zu bekommen.
Was wir wahrnehmen, ist eine Projektion der Innenwelt und die ganze Welt ist das Spiegelbild unseres Seelenzustandes, meinen die Laikas, die Schamanen der Inkas.

Ich hätte es mir leicht machen und den Krieg, in dem sich meine Seele befand, als Hirngespinst abtun können, ähnlich wie es eine deutsche Kuratorin tat, die behauptete, es gäbe keine Seele. Der Versuch lag nahe und unzählige Male erlag ich ihm. Sobald ich mich jedoch dem Massenbewußtsein unterwarf, beschlich mich das Gefühl, innerlich aufgefressen zu werden. Der Krieg meiner Seele war ein unsichtbarer, mit unsichtbaren Mächten, die sich nicht zu erkennen gaben und ihr vorherrschender Geist war ein dunkler. Allein durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit trotzte ich ihm. In der Beschränktheit des Weltbildes, das sich ausschließlich durch Materie definiert, kam ich mir verloren vor. Meine Seele wurde bis zum äußersten getrieben. Verriet oder verleugnete ich mich, fühlte ich mich umso ausgelaugter. Es blieb nichts anderes übrig, als mich mir selbst zuzuwenden. Zur Freiheit braucht ein Mensch nur sich selbst. Alles steht in Relation zu mir selbst. Die Fotos, die ich mache, sind ein persönlicher Ausdruck meiner selbst. Sie haben etwas mit mir zu tun und weniger mit der Welt. Welt sind sie deshalb, weil die Welt aus mir herausscheint. Es ging darum, nicht den Prämissen der dunklen Macht, die den Ton angab, zu folgen, sondern mir selbst einen Ausdruck zu verschaffen, einen Ausdruck für die Essenz oder Substanz, aus der ich geschaffen bin, in der ich sein kann, was ich bin. Ohne jeden Zweifel befand ich mich in einer Neukonstituierung meiner selbst, die aus meinem Inneren heraus geschah und die mir mein wahres Sein vermittelte, in dem ich so sein konnte wie ich war und mich von jeglicher Fremdbestimmung losriß. Sich selbst anzunehmen, sich selbst auszuhalten, sich selbst zu ertragen, sich zu erkennen und in Frieden mit sich zu sein, ist das schwierigste Unterfangen des Lebens. Wie leicht ist eine Flucht! Vor sich selbst auszureißen, wird einem leicht gemacht. Das Selbst gleicht einem Tier, das ausgerissen, sich sofort wieder einfangen läßt, um wie ein Nutztier von denen behandelt zu werden, die es gefangen nehmen und die von seiner Gefangenschaft profitieren. Unzählige Fallen im Alltag erschweren es, rettendes Terrain zu erreichen.

Kurz nach dem nächtlichen Ausflug zum Cerro Blanco fand der erste Abschied von meiner Mochefamilie statt. Nach zehn Monaten Peru flog ich nach Deutschland. Javier und ich saßen vor dem mütterlichen Haus. Sein Hund sprang auf den leeren Stuhl neben Javier, legte seinen Kopf auf Javiers Oberschenkel und umklammerte mit seinen Vorderpfoten Javiers Körper wie in einer menschlichen Umarmung.

„Umarmt dein Hund dich immer so?“

„Nie!“, antwortete Javier, der ebenso erstaunt dreinblickte.

Wir verließen das Haus, um einen Blick auf Mond- und Sonnenpyramide zu werfen. Auf dem Weg sprang der Hund an Javier hoch, schmiegte sich eng an seinen Unterleib, um ihn mit seinen Vorderpfoten zu umarmen, wobei er den Kopf und sein Herz so fest an Javier preßte, daß ein Weiterlaufen unmöglich war.

„Er weint“, sagte Javier und streichelte den Hund.

Fast lautlos jaulte der Hund in sich hinein, die spontane Geste eines mitfühlenden Herzens. Als sich sein Herrchen losriß, sprang der Hund, der nicht mehr zu bremsen war, in derselben Umarmung an ihm hoch und es gelang Javier nicht, ihn zu besänftigen. Einmal sprang er auch an mir hoch und umarmte mich. Eine solch energische Tröstung durch einen Hund habe ich nie erlebt. Sein Herz spürte unsere Trauer. Die Heftigkeit seiner Gefühle löste uns aus der eisernen Beherrschung unserer eigenen Gefühle. Nun kamen Javier und mir die Tränen. Ich ver-

ließ nur ungern meine neue Klause, wo ich mit Javier ein Leben führte, das mir Deutschland nicht bieten kann.
Schritt für Schritt entfernte ich mich von meinem Leben in Peru. Erst fuhren wir nach Lima und danach verließ ich Lima, um nach Europa zurückzukehren, wo ich mein Leben nicht mehr erkannte. Mein Atelier erschien mir wie das einer Fremden. Andererseits bin ich als Fotografin mit Leib und Seele dem Augenblick verschrieben. Ich hatte mir angewöhnt, meine Aufmerksamkeit hundertprozentig auf ein Geschehen zu lenken, das direkt vor meiner Nase war. Sinne können nur in gerade Geschehenem denken. Nicht davor. Nicht danach. Machte ich die Tür zu und verabschiedete ich mich von den Menschen, so war ich tatsächlich nicht mehr da. Auch in Gedanken nicht. Der Abschied war absolut. Ein neuer Augenblick begann…
Nachdem ich fünf Monate in Deutschland verbracht hatte, kehrte ich zu Javier zurück. Der Hund war tot. Diebe, die nachts das Dorf heimsuchten, hatten ihm Hackfleisch mit Glassplittern zum Fressen gegeben. Blut rann ihm aus Schnauze und After. Als Javier ihn fand, war er bereits erstarrt. Sein viel zu weiches Herz war zum ersten Mal in eine Hündin verliebt gewesen. Eine Woche war er herumgestreunt und hatte in dieser Zeit nichts gefressen.

Chizoer tanein, maeich muchik chipan siamein, heißt in Muchiq, der ursprünglichen Mochesprache, „wir Moches leben noch“. Obgleich Muchiq ausgestorben ist, existieren solch rudimentäre Sprachfetzen noch, außerdem ein Wörterbuch Muchiq-Spanisch-Englisch. Im Alltag sprechen die Moches Spanisch. Javier und Segundo, die Muchiq gelegentlich im Traum hörten, schrieben die Worte phonetisch auf und holten die Sprache in ihre Gegenwart zurück. Die Mochekultur war verschollen bis ein deutscher Archäologe, Max Uhle, zum ersten Mal Spuren dieser Kultur fand, die er nach dem Fluß Moche benannte.
Ärchäologen der Neuzeit, die seit mehr als einem Jahrzehnt an der Mondpyramide forschten, unter der sich der antike Mocheeingang des Andentunnelnetzes befindet, stießen auf einen vollständig mit Lehmfresken bemalten gigantischen „Altar“, der abgestuft in sieben „Treppen“ unterteilt war und unter Wüstensand und Lehm begraben lag. Sie brauchten Jahre, ehe sie die Nordwand, an der er lag, freigeschaufelt hatten. An oberster Stelle stand der Schöpfergott der Moches Aiapaec mit seinen Symbolen Kondor, Schlange und felinen Reißzähnen im sonst menschenähnlichen Gesicht. Als höchste Instanz thront er über den Wesen, die auf den darunter liegenden Stufen abgebildet sind: einer gigantischen Schlange von mehreren Metern Länge, gefolgt von Drachen mit zwei Köpfen, einen vorn und einen hinten am Schwanz. Jeder der mehr als zwanzig abgebildeten Drachen hält einen abgehackten Menschenkopf in der Kralle. Auf der darunterliegenden Stufe ist Aiapaec in Gestalt eines Meeresgottes wiedergegeben. Auf einer weiteren Stufe rangieren Riesenspinnen mit Gesichtern. Erst die untersten beiden Stufen zeigen Menschen, die in zwei Klassen unterschieden sind: eine Klasse, die opfert und eine, die geopfert wird. Die, die opfern, halten sich wie bei einer Treibjagd an den Händen, um diejenigen zu jagen, die geopfert werden. Wer die Opfer sind, wird angesichts des gefesselten Gefangenenzuges der untersten Stufe klar vorgeführt. Die Gefangenen, die in einer Prozession den Reptilien dargebracht werden, sind nackt. Die Priester, Lakaien der Reptilien, sind mit roten Tuniken bekleidet. Somit ist die Rolle der Priester die von Menschenjä-

gern gewesen, die im Namen der obersten Instanzen per Gesetz und Religion richteten. Den Seitenaltar beherrscht ein Riesenkrokodil, das die Priester flankiert und ihnen behilflich ist. Die Botschaft der Fresken ist klar. Sie zeigen Menschen, die Reptilien und Spinnen als Götter ansahen und ihnen Menschen zum Fraß vorwarfen. Unzählige Skelette geopferter Menschen, die mit einem scharfen Steinmesser getötet wurden, sind gefunden worden. Fressen und Gefressenwerden: Menschen essen Tiere und Götter essen Menschen. Im Gefressenwerden von Göttern scheint der Nutzen der geopferten Menschen gelegen zu haben. Mit den Opferungen Gefangener stehen die Moches nicht allein in Amerika da. Der Brauch erinnert an die Blumenkriege der Azteken, die eigens dem Zweck dienten, Gefangene zu machen, um ihre Herzen den Göttern zum Fraß vorzuwerfen. Das Herz ist der Sitz der Seele. Mit dem Herzen wurden die Seelen der Menschen in der Hoffnung geopfert, die gefräßigen Götter satt zu machen und milde zu stimmen. Man opferte ihnen Menschenseelen, weil man wußte, daß sie sich von Menschenseelen ernährten, womit klar zu erkennen gegeben wird, daß die Götter es auf die Seelen abgesehen hatten, der stärksten Kraft des Menschen. Als Cortez in Tenochtitlán ankam, stank die Pyramide des Templo Mayor entsetzlich vom Blut der Opfer.
Durch ihre späte Ausgrabung waren die Fresken der Mochepyramide der Zerstörung durch die Spanier entgangen. Im achten Jahrhundert nach Christus waren die Moches nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden der Ansässigkeit aus diesem Gebiet weggezogen. Beim Verlassen ihres Gebietes schütteten sie die Pyramiden und Tempel mit Lehm zu und vergruben Keramiken, Schmuck, Ketten, Kronen und Goldgegenständen in Riesendepots in der Erde. Der Grund ihres Weggehens ist rätselhaft und nie geklärt worden. **Ihr Verhalten deckt sich mit dem Verlassen Teotihuacans. Mexikanische Archäologen öffneten kürzlich einen zugesperrten Tunnel mit unzähligen Opfergaben, der darüber hinaus tief ins Erdinnere führt.** Der freigelegte Altar der Mochepyramide, der nicht der einzige dieser Art in Peru ist, läßt zumindest den wahren Grund ahnen. Sie sind von Reptil- und Spinnengöttern beherrscht worden. Nachdem diese verschwanden, gingen auch sie. Dutzende ausgegrabener Keramiken zeigen Männer mit dem Zeichen ihres Gottes, dem sie opferten, auf der Stirn. Diese Zeichen sind neben Drachen und Schlangen auch Echsen. Sie waren Alltag. Keiner nahm Anstoß an ihnen. Unzählige Keramiken zeigen Menschenopferungen. Eine Keramik, die ich fotografierte, zeigte einen Reptilgott, halb Drache, Echse und Mensch, der im Vergleich zum klein dargestellten Menschen, riesig wirkt und gerade mit einem Messer dem Menschen den Kopf abschneidet. Den Opfern wurde kein reiner Wein eingeschenkt. Ihnen wurde nur gesagt, daß sich ihre Seele im Tod mit dem Gott wiedervereinige und die Priester, als Vermittler zwischen Mensch und Gott auftretend, bahnten ihnen den Weg zur Absolution, indem sie beim Gott ein gutes Wort für das Opfer einlegten - die Stellvertreterkultur in ihrer unheilvollsten Form. In Wirklichkeit wurde die Seele des Dahinscheidenden von den Reptilien vereinnahmt, die mehrdimensional im Diesseits wie im Jenseits herrschten. Die Priester waren ihre Handlanger. Eine Rekonstruktionszeichnung, die Regulo Franco, der Archäologenfreund Javiers von den Mocheopferungen anfertigen ließ, zeigt eine Reihe von Gefangenen, Männer wie Frauen, die von Mochepriestern umgebracht wurden. Die gefesselten Gefangenen wurden am Schopf gepackt und einer schnitt mit dem Messer den Kopf ab. Das herauslaufende Blut wurde in einem Gefäß aufgefangen und vom obersten Priester getrunken. Diese Szenerie spielt sich vor einem sie-

benstufigen Reptilienaltar ab, der dem der Mondpyramide gleicht, den der Archäologe auf dem Pyramidenkomplex El Brujo ausgrub.
Wer sind diese Reptilien, die über höhere Fähigkeiten als der Mensch verfügen? Und was ist an der Seele des Menschen so kostbar, um als Leckerbissen für Reptilgötter zu gelten? Diese beiden Fragen ließen mich fortan nicht mehr los.
Zunächst glich ich einem Menschen, dem jahrzehntelang etwas vor Augen lag und der es wegen seiner geistigen Programmierung nicht sah. In den über vierzig Ländern, die ich besuchte, fand ich Darstellungen von Reptilien, doch nirgendwo tauchten sie so überwältigend oft wie bei den Moches auf. Ich ging den einzig logischen Weg und trennte mich von meiner Programmierung. Obwohl ich bei den Kommunisten aufgewachsen war, die keinen Sinn für Religionen hatten, spürte ich doch einen Zug zum Transzendenten in mir. Das Christentum kam für mich wegen des Mysteriums von Golgatha, das mich abstieß, nicht in Frage. Etwas Merkwürdiges fiel mir auf: Je mehr ich mich der herkömmlichen Gotteskraft - der christlichen und mancher altägyptischer - näherte, von der ich erwartete, sie hell zu sehen, desto dunkler wurde es. Statt Licht fand ich Dunkelheit. Die einzigen Religionen, die mir gefielen, waren Taoismus und ägyptischer Totenkult. Beides sind erloschene Religionen. In Ägypten, einem Land, das in der Vergangenheit religionsstiftend wirkte und in dem unzählige Götter des Altertums existierten, überfiel mich mitunter das Gefühl, in pechschwarzer Nacht zu sein. Die Beseeltheit, nach der ich Ausschau hielt, hatte offenbar nichts mit Gott zu tun. Das war der Grund, warum ich einen Weg der Vergeistigung einschlug, ohne mich an Göttern zu orientieren. Das Schicksal der Geistesgrößen allerdings, mit deren Schriften ich in meiner deutschen Heimat aufwuchs, ließ mich schon als Teenager auf der Hut sein. Nietzsche, vom griechischen Gott Dionysos inspiriert, wurde verrückt. Hölderlin, vom Sonnengott Hyperion beeinflußt, fristete die Hälfte seines Lebens in geistiger Umnachtung. Besser ich lehne mich weder an Menschen noch an Götter an! Zwar folgte ich manchem von ihnen, aber wegen der Düsternis verließ ich sie wieder.
Eines Tages, es ist noch nicht lange her, weilte ich in der Lutherstadt Wittenberg. Eine deutsche Kunstakademie lud mich und andere Künstler ins Lukas-Cranach-Haus zu einer Führung ein. Während wir dem Vortrag der Direktorin lauschten, gewahrte ich im Fußboden das riesengroße Abbild einer fliegenden Schlange. Auf dem Bordstein vor dem Haus Cranachs entdeckte ich eine zweite. Weil der mittelalterliche Maler seine Bilder mit einer fliegenden Schlange signiert hatte, ließ die Cranach-Stiftung die Zeichen in den Boden ein. Das Wappen hatte der Maler von seinem Kurfürsten geschenkt bekommen. Beim Cranach-Haus schien ein regelrechtes Schlangennest zu sein. Ein Stich der ständigen Ausstellung zeigte Eva in der Umarmung einer Frau, die oben Mensch und unten Schlange ist. Der Maler besaß eine der ersten Druckerpressen der Welt, mit denen er auch die Schriften Luthers druckte. Die Kirche, an der Luther seine Thesen anheftete, steht heute noch zwei Häuser von seinem Haus entfernt. Der Reformator und Cranach kannten sich gut. Beim Anblick der Schlangen fiel mir eine Parallele zu den Mochedarstellungen auf, die sich zwar im Stil unterschieden, inhaltlich jedoch dasselbe sind. Der antike Mochegott Aiapaec, im Kern ein Schlangengott, nahm verschiedene Erscheinungsformen an, was man aus unzähligen Keramikdarstellungen schließen kann. Als ich Wochen später den mittelalterlichen Stich eines anderen Künstlers sah, der Zeus in Schlangengestalt zeigte, hatte ich das Gefühl, die Mocheikonographie decke sich mit den Göt-

terdarstellungen Griechenlands, Sumers, Ägyptens, Mexikos und vieler anderer Länder. In den fünfzehn Jahren, die ich mit den Moches lebe, sah ich unzählige Drachen-, Echsen- und Schlangendarstellungen, die auf Keramiken, Tempelwänden, Pyramiden, Höhlen, Totentüchern und Gräbern gefunden wurden. Sie zeigen einen tief in den Alltag eingesunkenen Götterglauben, der synchron zu den antiken Kulturen des Orients herrschte. Wie die Ägypter drückten die Moches ihre Geschichtsaufzeichnungen bildhaft aus. Archäologen rekonstruierten Tausende von Zeichnungen, die ein detailliertes Bild ihres Lebens entwerfen. Unzählige Darstellungen zeigten Riesenreptilien, Drachen und Echsen mit zwei Köpfen.

„Das Symbol ist mehrdeutig. Ein Reptil mit zwei Köpfen steht für Unendlichkeit oder für Gott. Es steht für Drachen oder drachenähnliche Schlangen, die Flügel haben und fliegen können. Die Darstellung eines Reptils, das mehrere Köpfe oder Gesichter hat meint das gleichzeitige Leben in mehreren Welten, wie dem Diesseits oder dem Jenseits. Es steht für zwei verschiedene Dimensionen. Diese Art paralleler Welten war unseren Vorfahren sehr vertraut“, erklärte Segundo die Ikonographie des mehrköpfigen Drachens. Das Symbol war auch ihm derartig wichtig, daß er den doppelköpfigen Drachen (oder eine fliegende Schlange) zweimal an der Fassade des elterlichen Hauses anbrachte. Ging ich durch die Eingangstür, mußte ich an zwei Drachen und zwei gehörnten Stierköpfen vorbei, die jeweils links und rechts prangten.

Javier und seine Brüder, die die Tradition der antiken Moches fortsetzen, indem sie die keramischen Skulpturen in derselben Art und Weise herstellen wie ihre Vorfahren, formen zunächst eine Skulptur, die anschließend abgegossen wird. In der Negativform, Molde genannt, wird eine Kopie hergestellt, die bemalt und gebrannt wird. Segundo gab mir eine orginale Negativform aus einem Grab zum Fotografieren. Er machte einen Abdruck und schenkte ihn mir. Die Keramik zeigt einen Drachen mit zwei Köpfen.

„Bei den Alten bedeutet Wiederholung Mehrzahl. Es gab viele Drachen, die, im Gegensatz zu uns, in zwei Dimensionen lebten“, erklärte Segundo und stellte mir eine zweitausend Jahre alte Mochekeramik vor, die einen sitzenden antiken Mann ehrfurchtsvoll Hände faltend und betend vor einem Drachen (oder einer Echse) zeigt. Der Drache war riesig im Vergleich zur zwergenhaften Menschengröße. Das Besondere der Abbildung lag im Verhalten des Mannes dem Reptil gegenüber, das er bewundernd wie einen Gott anschaute. Andere Keramiken zeigen Reptilmenschen. Ihr Körper ist der eines Menschen und ihr Kopf ist der einer Echse. Ich fotografierte die Figur und machte eine Vergrößerung, um sie in die Ausstellung „Das unfaßbare Gesicht“ zu integrieren, die ich in mehreren deutschen Galerien zeigte. Drachen- und Echsendarstellungen verstand ich zunächst als Mythos. Bei tieferer Betrachtung entpuppte sich der Mythos als Projektion eines modernen Götterbildes, in welchem Götter unsichtbar und nichtphysisch sind. Darin lag meine Programmierung, die aus den kollektiven Überzeugungen meiner Zeit auf mich abfärbten wie beispielsweise der Glaube, die Menschen als die einzigen Lebewesen der Erde und des Universums zu betrachten und selbst diejenigen, die dem Leben andere Wesen zugestehen, irren sich in der Annahme, die anderen wären so wie sie. Anfänglich verstand ich die grausamen Reptiliendarstellungen nicht. Abgestoßen von den Mochebräuchen ließ ich die Echsen- und Schlangenkeramiken links liegen, doch wohin ich mich wandte, überall stieß ich auf sie. Sie waren nicht zu leug-

nen, genauso wenig wie die blondhaarigen Menschen und ich begriff, mich mit ihnen endgültig beschäftigen zu müssen.

Nachdem die Moches aus ihrem Gebiet abgezogen waren, siedelte sich auf diesem Territorium ein neuer Stamm an, der der Chimu. Wie die Moches bauten sie Pyramiden. Eine von ihnen, die Drachenpyramide, steht heute inmitten eines neuzeitlichen Häusermeeres. Ihr Name bezieht sich auf die unzähligen Drachen, die auf Wandfresken der Pyramide dargestellt sind. Innerhalb eines Regenbogenfreskos verbeißen sich zwei gespiegelte Drachen ineinander. Linke und rechte Hälfte erscheinen identisch. Es gibt diese Drachen in unzähligen Variationen, großen und kleinen. Drachen mit zwei Gesichtern, das wußte ich nun, sind das Symbol für Götter. Spiegelungen repräsentieren eine Bildmetapher göttlicher Schöpfung. Die Mittellinie, die als magische Linie galt, markiert den Bereich, in dem sich etwas aus der geistigen in die materielle Welt transformiert. Es ist die Linie, die spiegelt, aber nicht gespiegelt wird, die etwas ins Leben zieht. Der Regenbogen symbolisiert – neben der Zweiköpfigkeit - verschiedene Dimensionen. Da die Drachen „Götter" waren, kannten sie die Geheimnisse der Schöpfung.
Der Archäologenfreund Javiers grub nicht nur eine über und über mit Schlangen tätowierte Mumie aus, sondern auch einen Fries Aiapaecs, der zwei schwarze Kondore auf der rechten und linken Schulter trägt. Das erinnert an den germanischen Gott Odin, der zwei Raben auf den Schultern trägt. Zeus war der Adler heilig. Ähnlichkeiten zwischen den Göttern der alten und neuen Welt fielen mir immer mehr ins Auge. In der Bucht von Paracas, dort, wo der peruanische Archäologe die blonden Mumien fand, nicht weit von Nazca entfernt, ist ein gigantisch großer Dreizack in den Wüstensand geritzt.

„Der Dreizack ist das Zeichen Viracochas, des Inkagottres", meinte Javier.

„Er ist das Zeichen Poseidons und Neptuns, des europäischen Meeresgottes. In Sumer hieß er Ea. In Indien Shiva."

„Zuerst waren beide ein Singular-, dann ein Pluralgott", erzählte Javier.

Die mächtigste Gottheit Ägyptens, Ra, ein männlicher Gott, war im alten Peru unter demselben Namen bekannt, jedoch von weiblicher Art. Das Symbol dieser Gottheit war eine Schildkröte.
Die Götter, die stets als Riesen dargestellt sind, haben ebenso wie die griechischen und sumerischen Götter ununterbrochen miteinander gekämpft. Im Streite zu liegen galt ihnen als Tugend. Eine Gemeinsamkeit ist geradezu unheimlich: An der Mondpyramide fanden Archäologen beim Beseitigen der Sand- und Lehmschichten eine antike Mochedarstellung der Medusa mit roten Schweifen um ihren Kopf. Hinter dem Symbol der Medusa verbarg sich in Wahrheit der antike Komet, der mit seinen zahlreichen Schweifen einem Schlangenhaupt ähnelte. Das fand ich aber erst heraus, als ich mehr Details über die Griechen und deren Berichte über einen glutroten Kometen las. Sie stellten ihn nämlich genauso wie die Moches dar. Wie kann ich die unzähligen Meeres-, Fluß-, Sturm-, Wind-, Erd- und Feuergötter im Sprachwirrwarr der Völkerschaften unterscheiden? Als ich mir diese Frage stellte, war ich gerade am Cerro Blanco. Ich gab sie an den Berggeist weiter. Einige Tage später ging ich ins Internet. Ehe ich mich versah, landete ich auf einer deutschen Webseite, die ein Studiointerview mit dem deutschen Autor Holger Kalweit brachte, der gerade eine Büchertrilogie über die griechi-

schen Überlieferungen der Reptiliengötter veröffentlicht hatte. Beim Lesen erfuhr ich äußerst delikate Einzelheiten über die Schlangengötter. Seine Recherchen deckten sich mit den Überlieferungen der Moches. Hätte ich sie nicht gekannt, wäre mir der Inhalt seiner Bücher fremd gewesen. Er beschreibt Ereignisse im Altertum, die in keinem heutigen Geschichtsunterricht gelehrt werden. Zwar überliefern die Griechen mehr als andere Völker von den Reptiliengöttern, doch ist wegen ihrer Verbrämung der Inhalt schwer zu verstehen. Kalweit kommt der Verdienst zu, die Überlieferungen von der Verbrämung befreit zu haben. Plötzlich lesen sich die Katastrophen vor der Völkerwanderung, die durch den Einschlag eines Kometenkopfes in der Nordsee ausgelöst wurden, wie Tatsachenberichte. Die Verwüstungen wurden von antiken Griechen genauso beschrieben, wie sie Fiorella, Carlos, eine deutsche Freundin und Javier im Traum wahrgenommen hatten. Der Komet hatte mehrere Schweife und Köpfe, die wie Schlangen aussahen, deshalb wurde er als Medusenhaupt dargestellt. Als Medusenhaupt ging er in die Geschichte ein. Altar und Medusa der Mochemondpyramide waren seit dem achten Jahrhundert unter Lehmerde und Wüstensand begraben und sind erst in den letzten Jahren ausgegraben worden, wodurch sie der Zerstörungswut der Konquistadoren entgingen. Die Menschheit hat vergessen, was einst vor langer Zeit auf dieser Erde geschah. Das aber gilt nur für das Tagesbewußtsein. Im Unterbewußtsein hallen die Ereignisse fort, was häufig in Träumen geschieht, denn Träume sind Erinnerungen unbewußter Zeitzonen, die das Tagesbewußtsein, welches vom Traumbewußtsein beeinflußt ist, bruchstückhaft zusammenmontiert.
Wie sehr die Dinge des Altertums mit der Gegenwart zusammenhängen, zeigte mir der Besuch bei einer Berliner Tattoomesse. Drachen, Echsen und Schlangen sowie eine Mischform sind das beliebteste Tattoomotiv. Am Pazifikstrand der Moches saß ich kurz darauf hinter einem jungen Europäer, auf dessen Rücken links und rechts Tattoo-Echsen mit gezacktem Rückenband leuchteten. Hätte ich ihm gesagt, er trage das Zeichen des Reptiliengottes auf der Haut, dem er gehöre, hätte er mich für verrückt gehalten. In Wahrheit war er verrückt, denn er wußte nicht, was er tat. Unbewußt folgte dieser Mann demselben Ritual, dem Millionen von Menschen folgen, die sich Tattoo-Reptilien auf der Haut ritzen ließen und unbewußt ihre Verbundenheit mit Reptilien zum Ausdruck bringen. Im Gegensatz zur antiken Priesterkönigin, die von oben bis unten mit Schlangen und Spinnen, ihren Göttern, tätowiert war, glauben sie irrtümlicherweise, der Drache, der sie magisch anzog, sei ein mythisches Tier.
Meine eigene Verbindung zum Drachen hatte begonnen, als ich in Berlin vor Jahrzehnten in ein Atelier mit Glasdach zog. Es zeigte nach Norden. Eine Mitbewerberin hatte sich beklagt, die Fenster würden nach oben, zum Himmel führen. Sie würde nichts sehen. Ihr Blick war an die Erde gewöhnt.
Eines Nachts saß ein Besucher neben mir unter dem Glasdach. Über uns spannte sich ein herrlicher Sternenhimmel. Mein Gast zeigte mir die Zirkumpolarsterne, die direkt über meinem Fenster ihre Runden drehten

„Da ist der Drache!“, sagte er und zeigte mit dem Finger in eine bestimmte Richtung. In einer gedachten Verlängerung der Erdachse stieß unser Blick zunächst auf den Polarstern, der direkt über meinem Fenster stand.

„Magnet- und Nordpol sind nicht dasselbe, liegen jedoch in unmittelbarer Nachbarschaft. Der Polarstern liegt am Ende der Deichsel des kleinen Wagens. Er markiert die Lage des Nordpols“, weihte er mich ein.

Vom Polarstern wanderte unser Blick zum riesigen Sternbild des Drachens. Seine gewundenen Bahnen, die ein Drittel des Nordhimmels einnehmen, scheinen die Erdachse wie eine Schlange zu umzingeln.

„Der Drache ist das Zentrum des Zodiaks, der die ablaufende Zeit für uns Erdbewohner regelt, denn der Tierkreis mit seinen zwölf Monaten ist die Zeit, nach der wir Menschen leben. Im Sternbild des Drachens liegt der Mittelpunkt des Zodiaks, deshalb wird der Drache als Herz des Universums bezeichnet. Auch der magnetische Pol der Erde liegt im Drachen. Der Magnetpol bestimmt das Magnetfeld und das Magnetfeld ist wiederum das Gedächtnis der Erde, die Schaltzentrale, in welcher sich menschliches Bewußtsein bewegt“ fuhr er fort.

Von Stund an gewahrte ich vor dem Einschlafen das Sternbild des Drachens. Mich überkam das beklemmende Gefühl, die Erde gleiche der Jungfrau, die vom Drachen gefangen gehalten wird. Damals hatte ich gerade das Buch „Die Schlüssel des Enoch“ des amerikanischen Autors J.J. Hurtak gelesen, in dem in visionärer Form eine moderne Himmelfahrt beschrieben wird. Er sah im Sternbild des Drachens die negative Entropie der Bewohner von Alpha Dragonis repräsentiert. Für ihn steht der Drache für die Energie der gefallenen Engel, die gegen Gott rebellierten, und die den Menschen „auffrißt“. Durch den Brauch der griechischen Schlangengötter, sich namentlich am Himmel zu verewigen, erschien mir der ganze Himmel voller Schlangen oder Göttergestalten. Neben dem „Drachen“ gibt es „Schlange“, „Wasserschlange“, „Schlangenträger“, „Skorpion“, „Herkules“, „Andromeda", „Perseus“, „Kassiopeia“ und viele andere. Am wichtigsten jedoch erschien mir die Bemerkung J. J. Hurtaks, die Stellung der Erdachse sei absichtlich von den Göttern auf die jetzige Lage fixiert worden, um die Erde und seine Bewohner in Niedrigfrequenzen gefangenzunehmen, die den Reptilgöttern dienen. Der amerikanische Forscherrebell Immanuel Velikowsky, der wie kein zweiter die geologischen Funde der Erde studierte, führte eine Polverschiebung, wie sie bereits stattgefunden hatte, auf den Einfluß eines fremden Himmelskörpers zurück, denn die Erde sei nicht in der Lage, aus sich selbst heraus solche Katastrophen zu erzeugen.

Die Interpretationen der beiden Amerikaner kommt den Mochebildern am nächsten. Genau genommen stammten die Mochekeramiken weniger aus Gräbern, sondern eher aus Erddepots, in dem wichtigste Güter verwahrt wurden, bevor die Moches ihre Heimat verließen. Es war nicht ihre ursprüngliche Heimat. Wie ihre Nachfolger waren sie übers Meer gekommen.

„Von Ozeanien sind die Vorfahren der Moches gekommen, die sich mit den Phöniziern vermischten“, hatte Dr. Suy Suy, der Mocheanthropologe, ketzerisch das offizielle Dogma, die Spanier wären die ersten Europäer auf dem amerikanischen Kontinent gewesen, angezweifelt. Warum sollte er sich als Moche verleugnen?

„Wir sind bereits in der Antike ein Mischvolk gewesen“, hatte Suy Suy erklärt. Antike Mochekeramiken mit Darstellungen von Europäern, Asiaten, Malayen bestätigen dies. Lange Zeit lokalisierte ich die Phönizier in Karthago, Libanon und Spanien. Mein Blick wurde durch die Forschungen Holger Kalweits auf den ursprünglichen Ort der Phönizier gelenkt, der in Hyperboräa gelegen hat. Es waren zwei Zerstörungen, beide durch Kometeneinschläge verursacht, durch die die Menschheit zweimal bei Stunde Null anfangen mußte. Sämtliche Erinnerungen an die Zeit davor waren vergessen. Nach den Katastrophen ging es ums nackte Überleben. Hyperboräa war eine Insel zwischen Grönland und Norwegen, die bei einem ersten

Kometeneinschlag, der die Sintflut auslöste, untergegangen war. Gehe ich offenen Auges durch Berlin, begegnen mir auf Schritt und Tritt Firmennamen wie „Thule“ (der zweite Name von Hyperboräa) oder „Atlantis“, „Poseidon“„Neptun“, Namen, die wie ein Wachhalten alter Erinnerungen sind.
Einige der Europäer, aus denen später die Phönizier wurden, waren nach dem Einschlag südlich gezogen, um sich im Libanon und anderen Ländern niederzulassen. Ihre Gene und die der Europäer, die in alle Himmelsrichtungen geflohen waren, mischten sich mit vielen Völkerschaften der Welt. Die Überlebenden flohen bis nach Südamerika und durchquerten den gesamten Kontinent. Marcel F. Homet muß auf ihre Nachfahren gestoßen sein, als er sie in Doppelurnen, Menhiren und Dolmen, der typischen Megalithbausweise Europas, bestattetet fand. Die Richtung, in die sie gezogen waren, der Norden, zeigte ihre ursprüngliche Heimat an. Da Homet Jahrzehnte zuvor dieselbe Bestattungsart in Nordafrika vorgefunden hatte, scheinen die Überlebenden der Katastrophe auch nach Nordafrika geflüchtet zu sein. Basken, Berber, Gouachen und Lybier sind ursprünglich Nordeuropäer gewesen. Antike weiße Skelette wurden auch in China und Indien gefunden, wo sie den Fluchtweg der Europäer nach Asien markierten. Es ist also nicht weit hergeholt, die Moches als Nachfahren von Ozeaniern und Phöniziern, die sich mischten, zu sehen. Die Vermischung der Bevölkerung ist auch nichts Neues, weshalb sich die Überlieferungen vieler Völker ähneln, denn die Flüchtenden nahmen ihre Geschichten mit. Die ins Steinzeitalter zurückgegefallenen Menschen hatten ihre einstmals hohe Kultur verloren. Der Blick, der von der offiziellen Geschichtsschreibung auf sie geworfen wird, ist ein Blick nach der Katastrophe. Er ist ein Blick von Menschen, die vergaßen, was passierte. Abgesehen davon sind Seefahrten nach Ansicht der deutschen Archäologin Karin Hornig schon im Altertum möglich gewesen. Ihre Doktorarbeit schrieb sie über Seefahrt und Kulturbeziehungen in der Antike. Nach ihren Worten gab es Seefahrer in sehr alten Zeiten, die mit ihren Schiffen weite Strecken übers offene Meer fahren konnten, indem sie Strömungen und Winde zwischen den Kontinenten zu nutzen wußten. Der portugiesische Seefahrer Cabral hatte Winden und Strömungen des Atlantiks die Entdeckung Brasiliens zu verdanken. Strömungen, Winde und Sterne von damals sind bis heute gleich geblieben. Er war mit dem Kanaren- und Südost-Passatstrom ans südliche Ufer Amerikas getrieben worden. Kolumbus, der in der Karibik landete, nutzte die drehenden Winde und Strömungen des Nordatlantiks, die sich mit Antillen- und Golfstrom über die Azoren gemeinsam mit den nordatlantischen Westwinden nach Europa zurückbewegen, um sich von ihnen nach Europa bringen zu lassen. Thor Heyerdahl, der von der Strömung zwischen Südamerika und Ozeanien wußte, kannte bei der Abfahrt nicht deren Position. Er mußte eine Weile suchen bis er in der Nähe der Galapagosinseln auf sie stieß. Unsere Hacienda liegt im Hinterland des pazifischen Ufers. Javier, der nicht schwimmen kann, geht selten zum Strand. Ich schwimme jede Woche im Meer.

„Paß auf die Strömungen auf! Sie sind extrem stark, ehe du dich versiehst, bist du auf offenem Meer und ertrinkst!“, warnte er mich. Er hatte recht. Ich war nicht nur einmal in die Strömung geraten, die unterhalb der Wasseroberfläche fließt. Aber indem ich nach oben zu den Wellenkämmen schwamm, wurde ich zum Ufer getragen. Vor einigen Jahren war ein zweiundzwanzigjähriger Mochero von der Strömung aufs offene Meer getragen worden, wo er ertrank. Segundo ging zum Meer. Ihm war von der Familie des Ertrunkenen aufgetragen

worden, den Leichnam dem Meer zu entreißen. Zwanzig Kilometer Strandweg lief er entlang. Tatsächlich schwemmte eine Welle den Jungen an. Segundo kraulte auf ihn zu und holte den leblosen Körper aus dem Wasser, der anderntags bereits beerdigt wurde.
Mit ihrer Überlieferung, vom anderen Ufer des Pazifiks gekommen zu sein, stehen die Moches und Chimus nicht allein da. Griechen, Ägypter, Juden, Berber, Gouachen, Basken, Perser, Lybier, Syrier und Palästinenser überliefern, übers Meer gekommen zu sein. Ziehe ich meine eigenen Vorfahren in Betracht, so stammen nicht einmal die Dorer, die heutigen Thüringer, von dem Ort, an dem sie heute leben. Sie kamen von der Küste. Hatte mich nicht von Anfang an das sichere Gefühl beschlichen, den Landstrich der Moches bereits gekannt zu haben? War es nicht meine innere Stimme gewesen, die mich bei den Moches landen ließ? Ich grabe mich aus. Ich grabe hier meine Geschichte aus. Auf den Wanderungen meines Lebens sind die meisten Wege, die ich gegangen bin, Traumwege gewesen. Diesen Wegen, die die Nacht aufzeigt, folge ich am Tag. Meine Erinnerungen fußen auf den Traumsichten. Aus diesen Gründen muß ich Javier beipflichten. Im Gegensatz zu den Hinterlassenschaften der antiken Völker, die von Erde und Meer vertilgt wurden, gibt es die Aufzeichnungen seiner Vorfahren noch. Sie sind auf Keramiken und Tempelwänden gemalt und haben, von Erde bedeckt, überdauert. Beim Studium der Bilder offenbarte sich mir ein besessenes Aufzeichnen ihres Lebens, als hätten sie ihren Untergang geahnt. Eine gewisse Parallele zur Fotografie und zum Film, die ebenfalls Aufzeichnungen und Berichte sind, tut sich auf. Die Moches bildeten wie wir jede Kleinigkeit ab, vom Haarewaschen in der Schüssel bis zum Echsengott, der einem Menschen den Kopf abschneidet. Aiapaec war in jeder Lebenslage als Schlange, Echse oder Drache präsent. Die hunderttausende keramischen Skulpturen werden „Tönende Bibliothek“ genannt. Tönend sind sie im doppelten Sinn, weil sie Pfeiftöne von sich geben. Mit den hohlen Resonanzräumen im Innern funktionieren viele wie Musikinstrumente.
Eines Tages fotografierte ich die Keramik eines weinenden Mädchens von höchstens sieben Jahren. Sie hatte links und rechts ihre Haare zu Kugeln auf dem Kopf geformt. Das Gefäß war zweiteilig. An die vordere Hauptfigur schloß sich ein zweites Gefäß an. Beide Teile waren miteinander verbunden. Blies ich in den Henkel, erklang ein hoher Ton, der sich wie der eines wimmernden Kindes anhörte. Ein Drittel der Keramiken „pfeift“, jede hat ihren Ton. Es gibt Vögel unterschiedlicher Art, die beim Hineinblasen zauberhafte Töne von sich geben. In die Keramikfigur eines Seewolfs, ähnlich geformt wie die des weinenden Mädchens, blies ich hinein und hörte den Ton eines weinenden Seewolfs.
Für die Moches war Leben Melodie. Fiorella besitzt die Gabe, die Keramikgeister zu hören.

„Sie pfeifen! Es ist ein zarter, heller Ton“, sagte sie, der wie Musik klingt. Sie lebt neben einem großen Museum mit antiken Keramiken. Ging sie in die Nähe der Skulpturen, hörte sie die hohen Fieptöne, die von ihnen ausgingen.
Manche Keramiken, die ich fotografierte, standen monatelang im Haus. Ich lebte mit ihnen. Wegen ihrer Verbindung zu den Ahnen waren sie mit dem Geist und der Energie der Menschen ausgestattet, die vor langer Zeit mit ihnen gelebt hatten. Mit Geist und Energie aufgeladen, sind diese Gefäße Repräsentanten des Vergangenem. Durch das Fotografieren kam ich mit diesem Geist in Verbindung, mit dem ich mich zu verständigen begann. Einen Gegenstand in der Hand zu halten, der von Menschen stammte, die vor Jahrtausenden auf demselben Fleck lebten, auf dem ich jetzt lebe, ließ mich vor Ehrfurcht erschaudern. Es war ihr Lebens-

geist, der über den Gegenstand direkt auf mich strahlte. Was wird aus meinen Knochen werden? Was wird von unserem Lebensgeist bleiben?

„Können Sie sich vorstellen, unsere Welt von einer Sekunde zur nächsten untergehen zu sehen, die dann in dreitausend Jahren von ahnungslosen Menschen, die nichts über uns wissen, ausgegraben wird?“, fragte ich einen Museumswärter.

„Ja, ich kann es mir vorstellen“, sagte er.

Indem ich die Moches ausgrub, grub ich mich selbst aus. Die Moches sprachen zu mir aus einer anderen Zeit. Sie sprachen zu mir, indem ich ihre Bildberichte betrachtete. Nicht nur die von Menschenopfern. Es wäre ungerecht, nur diese Seite wahrzunehmen. Im Gegenteil lernte ich eine hochdifferenzierte Gesellschaft kennen, die ähnlich zerrissen war wie meine. Sie schienen meiner Zeit einen Spiegel vorzuhalten, was besonders für das Gottesbild galt. Es gibt Dinge, die gleich geblieben sind, die seit ewigen Zeiten wiederholt werden: Götter und Kriege. An der Vorstellung, einen Gott als weise, überlegen und gut anzusehen, hat sich seit antiker Zeit nichts geändert. Auch nahmen ihre und unsere Kriege kein Ende. Kriege haben etwas mit Göttern zu tun. Es gibt kaum einen Krieg, der nicht im Namen eines Gottes geführt wird. Die Konflikte, die die Moches zerrissen haben, sind die Konflikte, die die Menschen auch meiner Zeit zerreißen. Zu einer Kultur mit hoher Individuation passen keine Menschenopfer. Es würde uns nicht gefallen, wenn Menschen in dreitausend Jahren über uns berichteten, unsere Kriege wären vom Volk absichtlich herbeigeführt, um zu morden und zu töten. Eher überkommt mich das Gefühl, daß den Moches das Wichtigste ebenso unbekannt war wie uns. Sie glaubten etwas in Gott zu sehen, was dieser Gott nicht war. Er war etwas ganz anderes. Die Moche kannten zwar Gesetze, nicht aber die Gesetzgeber, mit Ausnahme der Priester. Diese galten als Wesen, die direkten Kontakt zu den Göttern unterhielten, ähnlich heutiger Pfarrer. Sie verstanden es, gutgläubige Gemüter zu überreden, sich freiwillig zu opfern. Moches wurden geopfert, wenn sie gegen die Gesetze verstießen, wozu auch Ehebruch gehörte. Nüchtern betrachtet geben sämtliche Verhältnisse auf der Erde, damals wie heute, das Wirken ihrer Götter wieder. Die Menschen begeben sich in die Hände von Mächten, die sich ihrer Lebenskraft bedienen. Diese Macht gibt sich nicht zu erkennen, weshalb die Erde von Mächten beherrscht wird, die im Unbekannten bleiben. Kriege scheinen angezettelt worden zu sein, um sich der Energien der Opfer auf diese Weise zu bemächtigen. Je mehr Kriege und Opfer, desto besser. Da spielte das Abschaffen der Menschenopfer keine Rolle, denn in Kriegen galten dieselben fundamentalen Regeln zwischen Fressen und Gefressenwerden.

Vor kurzem war mir eine Keramik in die Hände gefallen, die sich stilistisch von anderen Mochkeramiken abwich. In das dunkelbraune, bauchige Tongefäß waren abstrakte Formen eingraviert, die ein Gesicht nur andeuteten.

„Sie ist fünftausend Jahre alt“, sagte Javier.

Sie entstammt einer Gesellschaft, die vor den Moches auf demselben Gebiet existierte. Ich konnte kaum glauben, eine Keramik zu sehen, die die Moche-, Chimu- und Spanienära überdauert hatte. Wer immer diese Unbekannten waren, die diese Keramik herstellten, gewiß waren sie am selben Konflikt, der Reinheit ihrer Herzens und der skrupellosen Verdrehung des Geistes durch einen Gott, der ihren Geist kolonisierte, zugrunde gegangen. Der Konflikt will kein Ende nehmen.

Die Mochekeramikgefäße haben verschiedene geometrischer Formen. In Quadrat, Kugel, Rechteck sind Bilder des Alltags, ihres Glaubens, ihrer Früchte, ihrer Tiere, ihrer Krankheiten, ihrer Justiz aufgezeichnet, die von Zeremonien, Religion, Heilen, Sex, Erotik, Geburt, Krankheit, Tod, Strafe, Kriegsgefangenschaft, Spielen, die mit Tod endeten und von rituellen Kämpfen handeln. Tiere sind ebenso häufig dargestellt wie Menschen: Affen, Frösche, Hirsche, Fische, Kondore, Füchse, Hunde, Schlangen, Spinnen, Löwen, Enten, Eulen, Tiger, Krebse, Muscheln und viele andere mehr. Noch üppiger ist die Darstellung der Flora: Kürbis, Yucca, Kartoffeln, Mais, Bohnen, Huava, Lucuma sind typische Früchte Perus. Nicht nur wegen des günstigen Klimas, sondern auch wegen eines klugen Bewässerungssystems hatten die Moches eine ungewöhnlich fruchtbare Erde. Die Mocheaufzeichnungen entsprechen einem musikalischen Denken von Zellen, Tönen, Resonanzen, Farben, Formen und Geometrie. Am eindrucksvollsten sind ihre Gesichter. Eine gigantische Portraitgalerie zeigt gesunde, kranke, besessene, traurige, lachende, leidende, ängstliche, pfeifende, weinende und verrückte Gesichter. Ein Cocablätter kauender Mann, Cociero, hat die Blätter zu einem Klumpen in der Wange geformt und sieht aus, als hätte er einen vereiterten Zahn. Die Keramiken zeigen Schamanen in Trance beim Betreten paralleler Welten. Einem an einen Baum geketteten Gefangenem werden von einem Geier die Augen ausgepickt. Neben Syphiliskranken sind Menschen mit Hasenscharten, Magenkrämpfen, Paradentose zu sehen. Es gibt Blinde und Halbblinde, denen ein Auge ausgestochen wurde, „Bauchbruch"- Kranke mit heraushängenden Eingeweiden, Alte mit Runzeln und Falten im Gesicht, Menschen mit Gesichtslähmungen und Kinngurt, Zwitter mit männlichem und weiblichem Geschlecht, Beinamputierte mit Prothesen, Menschen mit Wirbelsäulenverkrümmungen, Tätowierte und Zwerge. Eines Tages fotografierte ich ein männliches Keramikportrait mit schräg nach unten abfallenden Augen, ausgeprägten Nasenflügeln und weichem, ebenmäßigem Mund. Ich nenne ihn den Weiberhelden, weil er wie jemand aussieht, der mit beiden Beinen auf der Erde steht und sein Leben genießt. Wie groß war meine Verwunderung, dasselbe Gesicht in sieben verschiedenen Sammlungen wiederzusehen! Es war dasselbe Gesicht, jedes Mal in einer anderen Art dargestellt, womit erwiesen ist, daß Javiers Vorfahren von denselben Personen unterschiedliche Portraits angefertigten, genauso wie wir heute verschiedene Fotos. Ich stellte mir vor, wie jemand in dreitausend Jahren mein Gesicht auf verschiedenen Fotografien entdecken wird und welche Botschaft er daraus lesen würde.

Die Ausdrucksmöglichkeiten in Ton sind unerschöpflich. Mit solch individuellen Persönlichkeitsmerkmalen stehen die Moches einmalig in der Welt da. Der Ausdruck ihrer Keramiken ist genauso vielgestaltig wie der der Fotografie. Während Menschen der Gegenwart zu einer idealistischen Sicht ihrer selbst neigen und sich besser darstellen, als sie sind, ist die naturalistische Unverblümtheit der Moches als ein authentisches Aufzeichnen ihres Lebens zu betrachten.

Bucklige sind neben Menschen mit Hautausschlägen und Furunkeln zu sehen. Haare wurden häufig unter Hauben versteckt, was sowohl für Männer, als auch für Frauen galt. Fürsten und Adlige mit kostbaren Turbanen wurden feiner modelliert. Auch sie waren unter den Bestraften. Gefesselte Gefangene wurden vor ihrem Tod portaitiert. Sie waren weder Moches noch Inkas. Einen nackten Gefangenen entdeckte ich, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt sind. Um den Hals trug er eine Schlinge. Links und rechts auf der Brust sind Echsen tätowiert, die-

selben Echsen, die ich auf dem Rücken des Mannes am Strand sah. Eine zweite Gefangenenkeramik - ich entdeckte sie in einem Museum - fällt ähnlich aus, nur mit dem Unterschied, daß der Strick in einen Schlangenkopf endet, der den Gefangenen in seinen Penis beißt. Wieder erscheint Sexualität in Zusammenhang mit einer Schlange. Wird die Schöpfergabe des Menschen auch von der Schlangenkraft bestimmt? Da Gefangene in sehr großer Zahl portraitiert wurden, erinnern sie mich an russische und deutsche Gefangene, über deren Tod die Täter genauestens Buch führten. Sie erinnern auch an die Fotos leerer Hinrichtungsstühle amerikanischer Kerker, auf denen Menschen per Gesetz getötet wurden. Niemand hat die Befugnis, Menschen zu töten, weder auf die eine, noch auf die andere Art. Den Tod stellten die Moches an allen Ecken und Enden dar. Einmal umarmt ein Totenskelett eine Frau, beide erscheinen als Paar, ein anderes Mal ist er unter Masturbierenden. Er steht neben Frauen, die ihre kranken Babys mit Gesängen einwiegen. Ein nackter Mann, ausgezehrt bis auf Haut und Knochen, spielt auf einer Panflöte sein Lied. Jede Menge Fledermaus-, Fuchs-, Vogel- und Echsenmenschen sind aus der Erde geholt worden, wo sie Jahrtausende schlummerten. Neben keramischen Skulpturen erscheinen filigrane Zeichnungen auf den Gefäßen, die Götter untereinander oder in Interaktion mit Menschen zeigen.
Im Gegensatz zur landläufigen Meinung, die Moches hätten keine Schrift gehabt, entdeckte ich eine Schrift mit Punkten, Strichen und Bildzeichen, deren Zahlenwerte, Punkte und Querbalken der Mayaschrift entspricht, einer, die erst im zwanzigsten Jahrhundert entziffert wurde. Schriften anderer indigenen Völker bleiben unentdeckt. Maya-, Moche- und Inkaschriften bestanden aus Ideogrammen mit signifikanter Zeichnung. Jede Glyphe bedeutete etwas Verschiedenes. Die Arnautas, die Schriftgelehrten der Inkas, hielten in Cuzco Bildschriften, Tocapus, in einem Archiv, das beim Einzug der Spanier in Flammen aufging. „Quillka“ war das Quechuawort für Schrift. Die Inkas hatten sogar zwei Sprachen, eine fürs gewöhnliche Volk und eine für den Adel. Letztere war geheim. Nur die Arnautas kannten sie. Die Moches, deren Bilderglyphen den Tocapus der Inkas ähnelten, kannten ebenso eine zweite Symbolschrift, die nur von Eingeweihten gelesen werden konnten. Es handelte sich um eine „Bohnenschrift“, Pallares, schwarz-weiß gefleckter Bohnen mit unterschiedlicher Fleckung, aus deren Mischung sich der Geist zu erkennen gab. Es gab echte Bohnen, die im Mochegebiet bis heute angebaut werden und in Europa eher unbekannt sind, und es gab helle und dunkle Steine, die aussahen wie diese nierenförmige Bohnenart, die massenhaft in Gräbern gefunden wurden. Sie sind häufig auf Keramiken und Fresken abgebildet. Auch auf Totentüchern sind sie dargestellt. Bis heute werden die Tocapus und Pallares als „dekoratives“ Motiv in Teppiche gewebt. Javier und ich haben auf der Hacienda mehrere neuzeitliche Teppiche, in die sie eingewebt sind. Ebenso sind Pallares auf neuzeitlichen Lehmfresken zu sehen, die die Wände unserer Hacienda schmücken. Javiers Bruder Segundo, der sie herstellte, vermag nicht, sie zu lesen. Bisher haben wir niemanden kennengelernt, der Pallares oder Tocapus lesen konnte. In der Gegenwart benutzen sie Künstler, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Die Archäologen können wenig darüber sagen. Antike Zeichnungen zeigen Schamanen, die Bohnensteine im Trance benutzten, sie in die Luft schleuderten, auffingen, zurück in die Luft warfen, was einige Male hin und her ging, während sie eine Angelegenheit im Geist besprachen. Am Ende ließen sie die Steine auf die Erde fallen. Aus dem Muster, das die Steine am Boden bildeten, lasen sie die Antwort ab. Es war eine Orakelbefragung. Man muß wissen, daß ursprünglich jeder

Buchstabe einen Zahlenwert und eine Idee verkörperte. Die sechsundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets waren ursprünglich Zeichen, die ähnlich mit Energien aufgeladen waren. Die Bohnensteine waren in ein verwandten System eingeordnet wie die Runen der alten Europäer. Vom germanischen Gott Odin wird überliefert, daß er die Runenhölzer in der Hand schüttelte, um sie zu mischen. Am Ende warf er sie auf den Boden. Ihr Muster zeigte den Ausgang einer Angelegenheit. In einem abstrakten System an Chiffren wurde eine Angelegenheit im Geist beschworen, um vom Geist Belehrung erteilt zu bekommen. Poesie ist aus Beschwörung entstanden. Beschworen wurde die kosmische Energie, der Äther, der Geist oder die Lebensessenz. Durch die Art, wie die Zeichen lagen, gab der Geist Antwort.

Ein Pallarstein war die erste übersinnliche Erfahrung, die ich in Peru kurz nach meiner Ankunft machte und die mein brüchiges Verhältnis zur doktrinären westlichen Bildung endgültig ins Wanken brachte.

Bevor Javier und ich die Hacienda bezogen, wohnten wir in Trujillo in einem neu erbauten Haus, das mitten im Stadtzentrum lag. Die Besitzerin erwähnte des öfteren Gestalten, alte Mocheros aus antiker Zeit, die nachts in ihrem Haus auftauchen würden. Sie sprach in einer Selbstverständlichkeit von ihnen, als würden sie zum Inventar gehören. Eines Morgens wurde ich wach, schlug die Augen auf und schaute in Javiers Gesicht, der neben mir lag. Er muß schon länger wach gewesen sein, stand auf, lief ums Bett herum und setzte sich neben mich auf die Bettkante.

„Ich habe von dem Stein geträumt, den du suchst!“

„Was für ein Stein?“, fragte ich.

Mein Kopf war leer. Ich konnte mich nicht erinnern. Javier fuhr mit seiner linken Hand über mein Herz:

„Den Stein, mit dem du die Kranke heilen kannst.“

„Wovon redet du? Ich habe keine Kranke zu heilen“, sagte ich, noch im Halbschlaf.

„Du hast doch die ganze Zeit von diesem Stein geredet, den sich die Kranke wünscht!“, beharrte er.

Da fiel es mir ein. Natürlich, der Stein! Eine deutsche Bekannte hatte mir vor drei Monaten eine E-mail geschickt, in dem sie mich um einen indianischen Stein bat, den sich eine kranke Freundin mit ganzer Seele wünschte, denn er sollte heilende Kräfte besitzen. Ich kannte weder die Kranke noch den Stein. Niemand kannte ihn. Wen auch immer ich fragte, jeder schüttelte den Kopf. Javier begann seinen Traum zu erzählen: „… Ich gehe also einen Freund besuchen. Sein Haus besteht aus dicken, antiken Gemäuern. Auch das Interieur erscheint alt. Alles darin hat eine Geschichte. Wir sitzen da und unterhalten uns. Da streift mein Blick beiläufig einen Stein. Ich nehme ihn in die Hand und schaue ihn näher an. Der Stein hat die Form und Größe eines Pallar und ist von dunkelgrauer, mattglänzender Farbe.

„Was ist das für ein merkwürdiger Stein?“, will ich wissen.

„Das ist ein Bohnenstein“, sagt mein Freund. Ich werde stutzig.

„Das ist doch der Stein, den Gundula für die Kranke sucht!“, rufe ich.

„Wer ist Gundula?“, fragt er.

„Gundula ist meine Freundin“, antworte ich und füge hinzu: „Ich weiß nichts über den Stein, außer daß er besondere Kräfte haben soll.“

Mein Freund antwortet mit einem breiten Grinsen.

„Gib ihn mir!“, bitte ich ihn.
Ich spüre, wie er zögert. Er scheint an dem Stein zu hängen.
„Gut, was willst du für den Stein haben?“, locke ich ihn. „Ich gebe dir fünf Soles dafür.“
„Abgemacht“, antwortet er, gibt mir den Stein, aber eher widerwillig.
„Ich habe im Moment die fünf Soles nicht“, sage ich.
„In dem Fall bekommst du den Stein, wenn du sie hast“, sagt er, „bring mir die fünf Soles und der Stein ist dein.
Er versucht ihn mir aus der Hand zu nehmen, doch ich komme ihm zuvor und versenke den Stein in meiner Hosentasche…"
Javier macht eine bedeutungsvolle Pause. Ich dränge ihn weiterzuerzählen.
„...Geraume Zeit später befinde ich mich auf einer Pyramide. Im Boden entdecke ich viele Löcher, die die runden, antiken Gräber markieren – die *huacas*, weißt du. Meist sind sie ausgeraubt und leer. Die Gräber sind zum Teil von Sand verschüttet. Anstelle der Hohlräume, haben sich runde Dellen gebildet. Daran sind die Gräber, sofern sie noch nicht geöffnet worden sind, leicht zu erkennen. Ich achte bei jedem Schritt auf sie, denn man könnte beim Darüberlaufen abstürzen. Um auf die oberste Plattform zu gelangen, muß ich mich an den verwitterten Lehmziegelwänden hochtasten. Ich greife tief in den weichen Adobelehm und halte plötzlich einige Steine in der Hand. Es sind Pallarsteine. Ich schaue sie näher an. Sie sehen genauso aus wie der meines Freundes. Ich hole den Stein aus der Hosentasche. Oh Schreck, er ist in viele Stücke zerbrochen. Ich klettere weiter. Oben angelangt, erwartet mich schon der nächste Schreck. Da sitzt ein Wesen in einer Art Wächteruniform. Ein Polizist? Doch sofort beruhige ich mich. Es ist der Hüter der Pyramide, ein guter Geist. Etwas in seiner Haltung sagt mir aber, daß ich nicht weitergehen soll. So kehre ich um und gehe nach Hause.“
Nachdem Javier seine Traumgeschichte erzählt hatte, stand er auf und ging ins Bad. Ich blieb im Bett, lehnte mich mit dem Rücken an das Kopfteil des Bettes. Es war aus hartem Holz. Deshalb wollte ich ein Kissen in meinem Rücken. Meine linke Hand streifte über das Bettlaken, griff blind nach Javiers Kopfkissen und stieß auf etwas Hartes. Ich schaute es näher an. Es war ein kleiner, dunkelgrauer Stein in der Form einer Bohne.
„Javier!“, rief ich aufgeregt, „ich hab einen Stein unter deinem Kissen gefunden, wie kommt er dahin?“
Javiers Kopf schaute zur Tür heraus.
„Es ist der Stein aus meinem Traum. Er hat oben ein Loch.“
Tatsächlich, nach näherer Untersuchung entdeckte ich am oberen Rand des Bohnensteins ein kleines, mit Sand verstopftes Loch. Ich nahm eine Nadel und pulte das Loch auf.
„Es ist ein Anhänger“, sagte ich, „Woher hast du ihn?“
„Ich habe ihn nicht gefunden“, erwiderte Javier, „das heißt, nicht in Wirklichkeit. Ich habe ihn in meinem Traum zum ersten Mal gesehen.“
„Wie kommt er dann unter dein Kopfkissen?“
Javier zuckte die Achseln. Nach einem Moment des Schweigens sagte ich:
„Du brauchst eine Kette, du solltest den Stein tragen. Nimm ihn!“
Aber Javier beharrte darauf, daß er für mich sei.
„Du hast diesen Stein doch die ganze Zeit gesucht! Ich habe ihn für dich in meinem Traum gesucht. Er ist für dich!“

Am Nachmittag desselben Tages ging ich mit Javier zur Sonnenpyramide, unweit vom mütterlichen Haus. Wir saßen auf der obersten Plattform der größten Pyramide aus Adobeziegeln, die Javiers Vorfahren je erbauten. In meiner Linken hielt ich den Bohnenstein. Während ich mich fragte, welche Kräfte ihm wohl inne wohnten, antwortete prompt ein Stimmenheer, das mir zuflüsterte, der Stein gehöre unter der Bedingung mir, daß ich die Kranke heile, die sich in Deutschland den Stein wünsche. Der Stein, sagten die Stimmen, besitze die Eigenschaft, kranke Energiefelder von üblen Geistern zu befreien. Der menschliche Körper sei eingeflochten in ein Netz verschiedener Ebenen. Zunächst müsse herausgefunden werden, in welcher Schicht die Krankheit läge. Das größte Problem bei der Heilung sei die Schwäche des Geistes, sagte mir der Stein. Überall dort, wo dunkle Geister auf keinen allzustarken Widerstand stießen, nisteten sie sich besonders gern ein. Sie verließen auch nicht gern einen einmal besetzten Körper, sie müßten gebeten werden, manchmal auch gezwungen. Der kleine Bohnenstein könne sie aufspüren. Und mit seiner Hilfe könne ich mit ihnen kommunizieren, sie dazu bewegen, einen Körper zu verlassen...
Aufgewühlt durch diese Offenbarung des kleinen Wundersteins verließen wir die Pyramide und gingen zu Javiers Mutter, der Javier die Steingeschichte im Beisein Segundos erzählte. Ich zeigte Segundo den Bohnenstein.

„Hast du schon einmal einen solchen Stein gesehen?“, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. Doch plötzlich schien es in seinem Gedächtnis zu klicken. Flink ging er in den Nebenraum und kam mit einem ähnlichen Stein zurück. Seiner aber ist von heller Färbung. Da erinnerte ich mich an den Auftrag der Kranken, der sich nicht auf einen, sondern auf zwei dieser Steine bezog, nämlich einen männlichen und einen weiblichen, das heißt, einen hellen und einen dunklen.

„Der Stein stammt aus einem Mochegrab. Ich kenne seine Bedeutung nicht, ich weiß auch nicht, was es für ein Stein ist. Nimm ihn!“, sagte Segundo.

Nach Deutschland zurückgekehrt, gab ich beide Bohnensteine der Krebskranken. Nach drei Tagen gab sie mir die Steine zurück. Fünf Monate später war sie tot. Schon bei der Übergabe der Steine spürte ich, daß sie sterben wollte.
Hin und wieder versuchte ich, kranke Menschen mit den Steinen zu behandeln, da sie kaum jemand ernst nahm, verwaisten sie. Die Steine blieben sieben Jahre bei mir. Eines Tages waren sie verschwunden.

„Sie können sich aus dem Nichts manifestieren und in nichts auflösen, wenn ihre Kraft nicht genutzt wird“, erinnerte ich mich an die Worte der Kranken. Das hatte sie in einem Buch gelesen.
Es gibt das Keramikportrait eines Mannes mit Turban, der Pallares auf der Stirn und auf der Brust trägt, was ihn als Schriftgelehrten ausweist. Die Pallares wurden nicht nur von den Moches als Orakelschrift genutzt, sondern auch von anderen peruanischen Stämmen. Auf einem Totentuch ist ihre klare strukturelle Ordnung zu erkennen, die typisch für Schriften ist. In der Gegenwartskunst tauchen Chiffren und Glyphen wieder als Zeichen und Symbole auf. Der Geist war den alten Völkern als Lebenskraft bekannt. Im Gegensatz zu heute wurde er nicht geleugnet. Völker, die auf geistiger Ebene kommunizierten, sind von materialistischer Warte aus nicht zu verstehen. Man muß sich in das Denken der Alten hineinbegeben, um es zu verstehen, um der Gefahr zu entkommen, sich auf sie zu projizieren. Die Denkweise der Menschen hat sich seit dem Altertum extrem gewandelt. Auch Sprachen unterliegen einer extremen Verwandlung. Sind die Schriften verloren gegangen, so haben doch die keramischen Aufzeichnungen überlebt. Mit ihnen ist es den Moches gelungen, ihr facettenreiches Leben zu überliefern. Selbst die Sexualität bleibt davon nicht ausgenommen. Erotische Keramiken zei-

gen neben Schwangeren und Gebärenden Bleischlafszenen im höchsten Ergötzen, verherrlichen den Analverkehr zwischen Mann und Frau. Es ging nicht nur um Sexualität, sondern um den Fluß kosmischer Energien bei sexuellen Vereinigungen. Die Partner tauschen ihr Energiefeld aus, in dem nicht nur negative Schwingungen wie Sorgen, Probleme, Haß gestaut sind, sondern auch karmischen Schwingungen ihrer DNA. Körperzellen haben ein Gedächtnis. Man kann sie befragen.

„Der Körper ist eine Bibliothek des Wissens in Samen, Blut, Speichel, Urin“, gab Javier seine Vorfahren wieder.

„Manche Keramiken zeigen Frauen im Beischlaf mit einem Gott. Existierten die Götter physisch? Haben sie trotz ihrer Riesenhaftigkeit mit Menschenfrauen verkehrt?“ fragte ich.

„Es sind Priester mit einer Maske des obersten Gottes Aiapaec. Der Geist der Maske überträgt sich automatisch auf den Träger. Es gibt eine alte Keramik mit der Darstellung eines Priesters, der mit drei Frauen gleichzeitig schlief bis ihm die Kraft wegblieb. Da gossen sie Wasser über seine Wirbelsäule, um den Energiekanal zu beleben“, erklärte Javier. Obwohl Javiers Familie Anregungen durch Sprache, Ausdrucksweise und Philosophie der Mochevorfahren bekommt, wird ihnen der größte Teil ihres Wissens durch Träume vermittelt, die konkrete Formen, Figuren und Muster bezeichnen. Segundo pflegt nachts aufzustehen, um zu zeichnen, was er im Traum sah. Die empfangenen Formen stimmten haargenau mit denen in der Erde gefundenen überein. Für die Moches besitzt der Mensch einen Materie-Energie-Körper, weshalb sie Leben weniger als starre, feste Materie betrachten, sondern als ein schwingendes Netz an Energien, die sich im Stofflichen gegenseitig durchdringen. In Träumen erinnern sie sich des alten Wissens ihrer Mochevorfahren, wie es ihnen von ihren Eltern überliefert wurde, die wiederum von ihren Eltern die Überlieferungen erzählt bekamen. Sie stehen in Resonanz mit ihren Vorfahren, in deren Kernland sie heute leben. Jeder Mensch trägt diese Art von gelebter Energie mit sich herum. Es sind die funkelnden Kristalle unserer Erinnerung, die im großen Energienetz gebildet werden. Gemessen an meinem jetzigen Bewußtseinsstand kommt mir alles Bisherige belanglos vor. Ich wundere mich, warum ich mich lange und massiv von mir selbst abhalten ließ. Ich habe mir zu viel einreden, Fremdes angenommen und mich bremsen lassen. Es ist eine Welt der Kleinheit und Begrenzung, in der ich lebte. Das einzige Große war, mir selbst gefolgt zu sein.

Das Leben hat die eigenartige Bewandtnis, im Äußeren zu spiegeln, was im Innern passiert. Das Unsichtbare hat seine Entsprechung im Sichtbaren, weshalb Ereignisse und Begegnungen kein Zufall sind. Das Dasein anzunehmen, wie es ist, sich selbst ertragen zu können, ist allein schon ein seliger Zustand. Lange Zeit verdarb ich mir die besten Momente im Grübeln darüber, was ich nicht war und was ich gern sein wollte, ohne zu begreifen, einem fremden Weltbild zu folgen, das mir die Gegenwart verdarb. Ich wollte sein, was ich nicht bin. Darin lag die Ursache allen Übels. In meiner Tiefe lagen keine abstrakten Chiffren, keine Idole, Helden oder Leitbilder, sondern reines, pures Sein, Ichsein, in verschiedene Stückchen, Zeitstückchen, geteilt. Lange suchte ich vergebens in der äußeren Welt einen Sinn, der mich am Leben erhalten sollte. Ich begriff die äußeren Erscheinungen nicht als gespiegeltes Sein eines Zustandes, der ich selber war. Es geht um das Ausleben von sich selbst, das allein glücklich macht. Man kann eine Pflanze nicht zwingen, eine andere zu sein, als sie ist, beispielsweise eine Lilie wie eine Rose zu leben. Auf Dauer geht sie ein. Genauso verhält es sich mit dem Menschen. Ich brauche zehn Leben, um die Dummheiten zu vergessen, die ich in diesen Leben hörte.

Nachdem also im achten Jahrhundert der Mochestamm abgezogen war, ließ sich auf ihrem Territorium der Chimustamm nieder, der, wie die Moches, Drachen anbetete. Bei den südlich gelegenen Stämmen Nazcas und Paracas waren es Echsen und Saurier. Steinritzzeichnungen zeigen Saurier, die von Menschen geritten wurden. Eine Echsenfrau wird vom Echsenchirurgen mit einem Messer operiert. Daneben sind Organtransplantationen durch Echsen abgebildet. Es ist die Geburt eines Echsenbabys zu sehen, das als Säugetier genauso wie ein Mensch zur Welt kommt. Für die Chimus hausten die Drachengötter im Wasser. Da die Chimus am Pazifik lebten, war für sie das Meer der Aufenthaltsort der Götter, nicht der Himmel. Ihren Göttern opferten sie auch Menschen. Mein Schwager Rodolfo, der jahrelang an Ausgrabungen der antiken Chimu Stadt Chan Chan teilnahm, berichtete von einem grusligen Fund von über hundert Kinderskelette, die alle dieselben Merkmale eines gewaltsamen Todes aufwiesen. Sie waren stranguliert und direkt am Meer, bis wohin die Tempel Chan Chan reichten, in einer Reihenfolge so gesetzt worden, daß sie zum Meer und nicht zum Himmel schauten. Für die Chimu waren die Götter im Meer. Ihr Glaube ist kein irregeleiteter Spleen, denn die Chimu wußten von den Reptilgötter im Wasser. In dem Zusammenhang fällt mir ein Gemälde von **Lucas Cranach** aus dem Dresdner Zwinger ein. Es zeigt im Hintergrund einen großen See, aus welchem Hand bzw. Pfote und Arm eines Riesenwesens ragt. Der See wird von Bergen umkränzt. Im Vordergrund ist eine aufgewühlte Menschenmasse zu sehen, die mit ihren Priestern einen Stier opfert und ein Feuer entfacht. Ihre Blicke sind himmelwärts gerichtet. Die Priester heben ihre Hände zum Himmel, um Beistand zu erbitten Am Ufer des Sees köpfen unterdessen Krieger gefesselte Menschen mit Beil und Schwert. Aus dem Gemälde geht klar hervor, wem sie geopfert werden, nämlich dem Riesentier im See.
Auf einer antiken Keramik ist ein Mann in einem Boot zu sehen, der dem Meer eine gefesselte Frau übergibt. Sie ist noch ein halbes Kind. Die Drachengötter mochten junges Blut. Je jünger, desto besser. Am liebsten Kinder und Jungfrauen.
Trujillo, heute Universitätsstadt, wurde nach dem Geburtsort Pizarros in Spanien benannt. Pizarro erbaute sie auf den Resten der Chimuhauptstadt Chan Chan und auf den Resten der Mochesiedlungen. Unter Chan Chan befinden sich Fundamente einer noch älteren Stadt. Bereits bei Ankunft der Spanier war Chan Chan verlassen. Der Chimustamm war nach dreihundert Jahren untergegangen, wobei Chan Chan nicht von den Spaniern, sondern von den Inkas zerstört wurde. Die Chimu hatten durch den Bau einer Mauer, deren Grundriß erhalten geblieben ist, dem Anstrurm der Inkas zu erwehren versucht. Die Ironie des Schicksals bescherte den Inkas, die die Chimuhauptstadt zerstörten, durch die Ankunft der Spanier ebenfalls den Untergang. Nach fünfhundert Jahren Verlassenheit sieht Chan Chan, die einst größte Adobestadt Südamerikas, wie eine Stadt aus geschmolzenem Wachs aus. In ihre vereinsamten Pyramiden grub die Zeit Altersfurchen wie bei einem verrunzelten Menschengesicht. Heruntergeronnene Lehmtröpfchen formten Häuser, Pyramiden und Wände zu neuen Traumgebilden. Erhalten gebliebene Mauern markieren verschiedene Viertel aus Zeremonienplätzen, Altären, Intihuatanas, deren Bedeutung mir später klar wurde, und Palästen.
Javier, Segundo und ich liefen durch eine Geisterstadt, die von Geiern, Falken und Füchsen bewohnt war und in der nur der Wind ein leises Rascheln in den Sand blies. Was suchte ich in einer Totenstadt? Warum beschäftigte ich mich mit dem Tod? Um die Personen auszugraben, die Teile von mir sind, begriff ich. Ich bin nicht nur eine Person, die von heute. Ich bin die Summe unzähliger Personen, jeden Moment heute, gestern und morgen.
Mit jedem Schritt übertraten wir in Chan Chan wieder die unmerkliche Schwelle zwischen Wirklichkeit und Traum. Im Nebel der Zeit sah ich den letzten König Minchancaman mit seinem Hofstaat von Inkas gefangen genommen werden, die ihn nach Cuzco deportierten.

Künstler, für die Goldverarbeitung berühmt, begleiteten ihn. Welch ein Ende nahmen die Chimus, deren kurzes Auftauchen einer Sternschnuppe glich. Die Inkas trugen nicht nur die Menschen, sondern auch ihr ganzes Gold und Silber nach Cuzco, ein Akt, der sich durch die siebzig Jahre später auftauchenden Spanier, die das Gold der Inkas wegtrugen, wiederholte. Die Inkas zwangen den Chimukönig, in Cuzco die Tochter eines Inkakönigs zu heiraten, der sich von nun ab Inkakönig Yupanqui nannte. Der Chimukönig starb in Cuzco. Das Schicksal seines Chimuvolkes ist bezeichnend für zerriebene Völker dieser Erde, deren Blut in anderen Völkern aufging. Vor dem Untergang ließ der letzte Chimuherrscher – er gehörte der dreizehnten Generation an - das Idol, welches der erste Ahnenkönig aufgestellt hatte, vom Ursprungsort wegtragen und an einem Ort seiner Wahl bringen. Es war ein schlechtes Omen. Denselben Fehler machten die Inkas. In der dreizehnten Generation tauschten sie das ursprüngliche Götterbild, das den in ihrer Sprache Urco genannten Planeten an oberster Stelle zeigte, gegen die goldene Sonnenscheibe aus. Diese fanden die Spanier im Coricancha Tempel, ihrem Haupttempel und schmolzen sie ein, um sich das Gold untereinander zu teilen.
Ein Gespür für das Auf- und Untergehen von Völkern und Kulturen, die sich an Götter und Leitbilder hielten, die ihnen nicht guttaten, habe ich als Ostberlinerin beim Zusammenbruch des Kommunismus bekommen. Dabei war der Zusammenbruch nichts Außergewöhnliches für mein Land. In den vergangenen hundert Jahren erlebte Deutschland drei Auf- und Untergänge. Vor dem Fall der Mauer hatte ich dreizehn Jahre lang in der Berliner Mitte gelebt. Die bürokratische Kommandozentrale der Kommunisten, Nazis und Kaiserlichen war in der Berliner Mitte. Auch die Mauer ging durch die Berliner Mitte. Die schnell auf- und untergehenden Machthaber nutzten jeweils die Gebäude ihrer Vorgänger. Bei jedem Wechsel bekamen die Behausungen der Macht einen neuen Anstrich, neue Namen. Neue Begriffe, neue Gesichter, neue Uniformen, neue Äußerlichkeiten sollten Veränderung vortäuschen, im Kern blieb alles beim Alten. Im Gegensatz zum Sklavensystem der Antike, in dem Menschen Privateigentum waren, gehören die Menschen meiner Zeit dem Geld und seinem System. Um Menschen die Illusion des Fortschritts zu geben, verändern die wahren Herren der Erde von Zeit zu Zeit das Sklavensystem. Unter diesem Blickwinkel gesehen, waren die europäischen Kolonialisten, die Amerika eroberten, Handlanger der „Götter“, welche sich ihrer bedienten, um das alte System zum Einsturz zu bringen. In dieser Zeit sind viele Völker Perus untergegangen, die nicht einmal namentlich bekannt sind. Ein ähnliches Schicksal droht meinem Land, in dem die Deutschen mit schätzungsweise vierzig Millionen Ausländern beginnen, im eigenen Land eine Minderheit zu sein, weil sie vergessen haben, wer sie sind und woher sie kommen. In anderen europäischen Ländern sieht es ähnlich aus. Hält diese Entwicklung an, werden die Europäer in anderen Völkern aufgegangen sein, ohne daß sich jemand ihrer erinnern wird. Wie stark die Wirkung ist, wenn kopflastige, ferngesteuerte Menschen etwas über ihre Wurzeln erfahren, erlebte ich einmal an einer Berlinerin. Sie konzipierte nach dem Mauerfall eine Gruppenausstellung, bei der ich eine Künstlerin von vielen war. Im Katalogtext beschrieb sie ein Phantom, das ich sein sollte, das nichts mit mir zu tun hatte und das als abstrakte Kopfgeburt nur in ihrer Idee existierte, in die sie sich verrannt hatte. Selbstverständlich lehnte ich den Text ab. Die Museumsdirektorin, bei der die Ausstellung stattfinden sollte, entschied, im Zweifelsfall der Künstlerin zu folgen. Ich bat die Autorin, den Text zu ändern, was sie ablehnte. Zur gleichen Zeit entpuppten sich ihre Eltern als fremde Menschen. Ihre leiblichen waren im Zweiten Weltkrieg umgekommen, wovon sie nichts gewußt hatte. Sie war in dem Glauben groß geworden, ihre Stiefeltern wären ihre leiblichen Eltern. Kein Wunder, die Frau stürzte in einen Abgrund. Die Ausstellung kam nicht zustande. Ihr Gefühl für Wahrheit und Authentizität war verloren gegangen. Sie begriff nicht den Zusammenhang zwischen Instinkt, Intuition, Authen-

tizität, Wurzeln und Freiheit. Authentizität war mir dagegen das Allerwichtigste. Deshalb verteidigte ich mich widerspenstig. Sie dagegen hatte nicht die geringste Ahnung, wer sie war. Sie benutzte mich, um das Gespenst, das sie war, auf mich zu projizieren. Bezeichnenderweise hieß ihr Text „Die Schöne und das Biest“. Zwanzig Jahre später fiel mir der Text, den ich aufgehoben hatte, zufällig in die Hände. Ich las ihn noch einmal. Er strotzte vor Feindbildern und Abneigungen. Statt meines Namens setzte ich ihren ein. Die Wirkung war ungeheuerlich. Plötzlich schälte die Autorin sich aus dem Text heraus. Sie glich einem Baum ohne Wurzeln, den der erstbeste Windstoß umstoßen konnte. Eine Wurzel zu haben, bedeutet den Schlüssel fürs Leben zu besitzen, weil sich das Leben in ewig aufeinander folgenden Zyklen dreht. An das Falsche glaubend, kreierte sie das Falsche. Ähnlich wird es Völkern ergehen, die nichts über ihre Anfänge wissen. Auch Menschen, die nur zwei, drei Generationen kennen, fehlen tiefe Wurzeln. Die Ahnen nicht zu kennen, ist das Normale in Deutschland geworden. Bevor ich mich auf den Weg in die Welt machte, kannte ich nicht einmal die Eltern meines Vaters. Ich bemerkte die Beziehungslosigkeit in meiner eigenen Familie nicht. Eine Berliner Freundin, deren Kinder und Mann dagegen sehr liebevoll miteinander umgingen, kündigte an, sich ein neues Hüftgelenk einsetzen zu lassen.

„Welche Hüfte ist denn krank?“, wollte ich wissen.

„Die linke.“

„Die linke? Laß mich nachdenken… laut Mayakalender , nach dem ich lebe, sind die dreizehn Gelenke des Körpers energetische Knotenpunkte. Das linke Hüftgelenk ist der spektrale Ton. Er ist es, der dein Hüftgelenk krank gemacht hat. Offensichtlich kann deine Energie nicht richtig erstrahlen, weil sie von deiner Familie vereinnahmt wird“, antwortete ich.

„Es ist eine Erbkrankheit meiner Familie, die von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird.“

„Dann hatten dein Vater und dein Urgroßvater schon dasselbe Problem und deine Tochter wird mit sechzig ebenfalls Hüftprobleme haben. Das geht endlos so weiter, es sei denn, einer von ihnen erkennt die wahre Ursache und unterbricht die Kette.“

Ich war im Zustand der Entwurzelung auf die Moche gestoßen, die, obwohl verwurzelt, neuerdings vom Phänomen der Völkerauflösung in ähnlicher Weise bedroht sind. Der Rest der Moches, der nicht weggezogen war und sich bis in jetzige Zeit gehalten hat, droht auf die gleiche Weise wie die Chimus zu verschwinden. Es waren in alter Zeit nämlich nur ihre religiösen Autoritäten weggegangen, nicht das einfache Volk. Vermutlich war das alte System zusammengebrochen, das sie zum Verlassen ihrer Tempel zwang. Bis vor hundert Jahren war es den Bergbewohnern, den Nachfolgern der Inkas, nicht gestattet, ans Meer zu ziehen. Neuerdings überfluten sie die Bevölkerung der Moches, deren Kinder keine waschechten Mocheros mehr sind. In vielen Jahrzehnten wird sich niemand mehr der Mochekultur erinnern. Die Völkervermischung, in der die eigene Geschichte und die Verbindung zu den Ahnen erstirbt, ist eine Form der Vernichtung. Ohne Wurzeln, ohne eigene Kultur ist jemand ein Weder-Noch, ein Dazwischen, ein Zwitter, der leichter beherrschbar wird. Das ging mir erst viel später auf. Sehr langsam begriff ich die Zusammenhänge. Nichts ist ohne Grund.

Chimus waren Trompeter heilig, die auf großen Seemuscheln bließen, deren Schallwellen bis tief ins Universum schwingen. Eine solch antike Muscheltrompete, die aus einem Chimugrab stammte, blies Javier, während wir durch Chan Chan liefen. Diese Muschel ist das Symbol der geflügelten Schlange, des aztekischen Gottes Quetzlacoatl. Wie schon angedeutet, hatten die „Götter“ im Sprachgemisch der Erde unterschiedliche Namen. Ihre Symbole weisen sie

klar als dieselben aus. Die Chimus ehrten denselben Gott wie Quetzalcoatl mit der Muscheltrompete.
Im restaurierten Mondtempel des Palazzos Tschudi hallte Meeresrauschen in den Mauern wider. Meine Ohren folgten ihm und begaben sich in eine Melodie hinein, die in der Gleichmäßigkeit endlosen Wellengangs meinen Geist sich in viele Richtungen ausdehnen ließ. Wie klug doch die Chimubaumeister waren, den Tempel durch Töne der Natur schwingen zu lassen. Was bin ich als Mensch anderes als eine unendliche Musik in einem endlichen Körper? Musik kennt die Lieder der Zeiten, die sich im Blut der Erde spiegeln. Vogelgleich flog ich mit den Schallwellen durch mein unbekanntes Sein. Die Abwesenheit von Menschen unterstrich die Leere des Ortes. Das Wissen um ihr Schicksal lenkte meinen Blick auf die Vergänglichkeit des Lebens.
Welches Schicksal wird meine Stadt haben? drängten sich mir angesichts der Vergänglichkeit sterblichen Lebens unabwendbare Fragen auf, die meine Aufmerksamkeit auf das Unsterbliche lenkten. Diesem Unsterblichen, dem Wesentlichen, der Essenz zu leben, beschloß ich, sollte mein Ziel sein.
Die Essenz der Erde ist das Wasser, die Essenz des Wassers sind die Pflanzen, die Essenz der Pflanzen ist der Mensch, die Essenz des Menschen ist die Rede, die Essenz der Rede ist Wortlaut und Klang, die Essenz von Wortlaut und Klang ist das Nichts, heißt es an anderer Stelle in den Upanishaden.
Die Essenz ist dieselbe Kraft, die in mir, dem Meer, der Sonne, dem Mond ist. Ein Teil von mir ist Sonne, ein Teil von mir ist Meer, Blume, Baum. Die Essenz hat einen interdimensionalen Charakter und gleicht dem Samenkorn, in dem sämtliche Erscheinungen und Formen gespeichert sind. Obwohl unsichtbar, ist die Essenz da, sie mischt sich mit allem und ist dennoch im Kern unvermischt. Deshalb kann jeder gleichzeitig alles und nichts sein, durch die Zeit und die Integration verschiedener Seiten, die im Innern schlummern, auch jener, die abgelehnt werden. Essenz ist Alles und Nichts. Die Essenz ist das einzig Wahre, das existiert, denn sie ist Pneuma, Äther, Plasma, Heiliger Geist, Seele, Weltseele, das Herz des Universums und das Herz der Menschen, aus der reale Formen entstehen.
Ein Fotograf, der einmal über die Verwirrung der Welt durch Bilder sprach, hatte recht gehabt:

> „Eine Ursache für die Irreführung der Welt sind Fotos und deren Verführung zu oberflächlicher Wahrnehmung. Ein Bild vom Pazifik ist nicht der Pazifik selbst. Es ist ein Foto des Pazifiks. Es ist ein Stück Papier, müßte es korrekterweise heißen. In ein Foto wird eine Wirklichkeit hineinprojiziert, die nicht vorhanden ist. Hier beginnt der Irrglaube, denn ein „Nichts“ wird zum Stellvertreter der Wirklichkeit. Etwas, das nicht erlebt wurde, wird als eigene Wahrheit ausgegeben. Man sieht, wie morsch das Fundament der Medien ist. Wer sich auf sie einläßt, gerät in Verwirrung. Millionen Hochglanzbilder programmierten den Blick der Menschen. Blicke sind vorgefärbt, gelenkt und gesteuert, während der eigene Blick unterdrückt wird“, hatte er gesagt.

Denke ich den Gedanken zu Ende, so ist das, was ich sehe, nicht das, was es ist. Ich sehe den Pazifik, ohne der Pazifik selbst zu sein. Fünfzehn Jahre verbrachte ich am Ufer des Pazifiks. Millionen Blicke warf ich aufs Wasser, bis ich begriff: etwas zu sehen, bedeutet nicht, es zu sein. Ich kann etwas nur verstehen und wahrnehmen, wenn ich es bin. Ich muß es erfahren haben, muß an eigener Haut erlebt haben, wie es ist, im Wasser zu sein. Ich sehe Javier, doch bin ich nicht Javier. Mein Weltbild basiert auf Bildern, wobei es völlig egal ist, ob es Traumbilder, Fotografien oder „reale“ Bilder sind. Sie sind ein Bild von der Welt und nicht die Welt

an sich. Der Unterschied ist fundamental. Um die Welt selbst wahrzunehmen, beispielsweise den Pazifik, muß ich meine Augen schließen. Plötzlich geschieht etwas ganz Entscheidendes. Die Unterschiede zwischen mir und dem Gesehenem fallen weg. Dann bin ich Meer, Sonne, Mond…
Der konditionierte Blick macht blind, man kann nicht aus sich selbst heraus sehen. Das alte Wissen ist nicht verloren gegangen. Es ist da, doch muß es aus dem konditionierten Blick des Materialismus herausgeschält werden. Im Anhalten, Festhalten und Erstarren bestand meine Arbeit als Fotografin und wie es schien, übertrug sich diese Art von Schwingungen auf meinen Geist. Sehen macht ungeduldig, aggressiv und oberflächlich. In der Oberfläche eines Wesens liegt nicht sein Kern. Blinde werden durch ihre Augen gar nicht erst in die Irre geführt. Durch ihr Gehör dringen sie zum Kern vor, während ich mich durch äußere Erscheinungen ablenken und täuschen ließ. Unter diesem Gesichtspunkt beschloß ich eines Tages, meine Wahrnehmung aufs Hören zu verlegen. Die Musik meiner Seele verband sich hörend mit der Musik der Welt. Im Mochedörfchen übertönten die Enten mit hohem Geschrei das Kikeriki der Hähne und das Schweinegrunzen. Dazwischen ertönte das Gluckern der Truthähne, das Rufen des Käuzchens, das Gezwitscher der Vögel, das Rascheln der Blätter in den Bäumen, manchmal ein Schuß, ein Knall, eine Explosion, bis bei einbrechender Dunkelheit die Tagesstimmen versiegten und ein Hundegebell die Tonleiter auf- und abzuklettern begann. Frühmorgens weckte mich das Määäähhhhh der blöckenden Schafe, das Muuuhhh der Kühe und aufgeregte Menschentöne wie Autohupen, Preßlufthämmern, Radiostimmen aus schlechten Verstärkern, Megaphonrufen fliegender Straßenhändler, die Fisch, Obst und Oliven anpriesen. Beim Eintritt in Rosas Haus hörte ich eines Tages ein Murren aus der Kehle eines Huhns. Etwas Totgeweihtes drang in meine Ohren. Ein Vorhang trennte mich vom hinteren Teil des Saales, von wo der Ton kam. Beklommenen Herzens zog ich den Vorhang beiseite und sah Rosa mit stumpfem Messer einer Henne die Kehle durchschneiden. Im Tier war noch genügend Lebensgeist, um den beißenden Schmerz herauszuschreien. Es dauerte eine Viertelstunde bis die Henne tot war. Ich lief zur Tür hinaus, weil es in meiner eigenen Kehle würgte. Ich mußte frische Luft atmen. In der Ferne der Nachbarhäuser vernahm ich die Klage eines Schweines, das geschlachtet wurde. Aus dem wilden, hohen Gefiepe des vor Schmerz schreienden Tieres konnte ich jeden einzelnen Messerschnitt heraushören. Ein sterbendes junges Hündchen weckte mich eines Nachts mit seinem letzten Schrei. Grauenvoll hoch und verzweifelt klang er. Ich weckte den neben mir schlafenden Javier.

„Dein Hündchen stirbt“, sagte ich. Das Hundebaby wurde von einem Virus in dem Moment dahingerafft, als Javier und ich anfingen, unser Herz an ihn zu verlieren. Nackthunde, in Peru „perros galatos" genannt, waren Javiers Traum, weil schon in antiker Zeit die Moches mit ihnen lebten. Sie bildeten sie in ihrer keramischen Bibliothek ab. Er hatte zwei Welpen geschenkt bekommen, den männlichen taufte er Sol, Sonne, den weiblichen Luna, Mond. Javier ging zum Hündchen ins Nebenzimmer. Von da ab hörte ich keinen Laut mehr. Zehn Minuten später schaute ich nach und entdeckte Javier mit dem Hundebaby im Arm.

„Gib mir den Hund! Ich heile ihn auf meine Weise“, sagte ich.

„Da gibt es nichts mehr zu heilen. Er ist tot“, antwortete er.
Vor Schreck rannte ich ins Zimmer zurück, um mich im Bett zu vergraben. Von dort hörte ich Javiers Spatenstiche. Er schaufelte Luna ein Grab. Das jahrelang ersehnte Hündchen so schnell wieder verloren zu haben, schockierte ihn. Anderntags ging er mit Sol zum Tierarzt, um wenigstens den zweiten Hund zu retten, der ebenfalls Fieber hatte.

„Wären Sie zwei Stunden später gekommen, wäre der Hund tot gewesen!“, meinte der Arzt. Er verabreichte Sol zehn Spritzen. Jede kostete zehn Dollar. Aber das Wichtigste war, den Hund am Leben zu sehen. Vor lauter Übermut sprang er in unsere Betten.
Der Tod Lunas konfrontierte mich mit den Lebewesen, die ich liebte und die gestorben waren. Ich werde nie den Tod verstehen. Das Verlöschen des Lebens ist etwas Unfaßbares. Der Tod widerlegt das Leben. Es gibt keinen besseren Beweis gegen das Leben als den Tod. Er ist die Wahrheit des Lebens, die mich an der herrschenden Sicht, es gäbe nur ein Leben, zweifeln ließ. Die Wahrheit, das spürte ich, lag ganz woanders.

Sehen, Gehör und Sprache schärften meinen Selbstausdruck, indem ich mich langsam von Fremdbestimmungen losriß. Es ging nicht darum, nach den Prämissen einer Macht zu leben, die den Ton angab, sondern darum, sich selbst einen Ausdruck zu verleihen, einen Ausdruck für seine Essenz, aus der man geschaffen ist, um einen Weg zu finden, in dem man sein kann, was man ist. Ich muß mich nicht von irgendjemanden oder irgendetwas abhängig machen. Es geschah, weil es zu mir gehörte, weil ich es war und weil ich es mir vorstellte und dachte, weil es ein Teil von mir ist. Auf das Selbst kam es an. Auf die Formulierung und das Ausdrücken seines Selbst.

„Es genügt ein Gedanke und allein, weil du ihn denkst, verwirklicht er sich“, hatte Javier einmal bemerkt. Mit dieser Macht ausgerüstet warf ich die Stellvertreterkultur über den Haufen, in der ich früher mit meiner Unterschrift jemanden ermächtigte, von meiner Macht Gebrauch zu machen. In der modernen Zombiekultur, in der der Einzelne entwurzelt und kulturlos durchs Leben geistert, ist die Geschichte des Einzelnen bedeutungslos geworden. Nur durch die Annahme meiner Geschichte konnte ich zu mir gelangen und glücklich werden. Solange sie verschleiert blieb, war ich dem Massenbewußtsein mit seinen restriktiven Gesetzen ausgeliefert. Das materielle Weltbild zwang zu beispielloser innerer Verarmung. Mein Bewußtsein sank auf einen nie dagewesenen Tiefstand. Wie konnte mein Geist nur so verarmen? Wie konnte die Eingleisigkeit des Entweder-Oder-Denkens zum Dogma werden? Der Materialismus reduziert den Menschen auf einen Bruchteil seiner Natur. Das Wichtigste, seinen Geist, läßt er weg. Dabei ist er der Stoff, aus dem Menschen kreiert sind. Der Materialismus, der nicht ohne Grund den Geist bekämpft, ist genau die richtige Philosophie des Geldes. Um die Welt aufs Geld zu trimmen, brauchte es ein Weltbild, das des Materialismus. Das Geld, sein Herzstück, fungierte zugleich als unsichtbare Gefangennahme. Sollten Sklaven ruhig glauben, frei zu sein.
Bevor ich weiterging, mußte ich mir über grundlegende Prämissen Klarheit verschaffen. Ich war einen Meilenschritt vorangekommen. Etwas Unausweichliches stand mir bevor, worauf ich aus der inneren Notwenigkeit meiner eigenen Natur zusteuerte. Ich konnte es spüren, ohne im geringsten ahnen zu können, was es war. Es war ganz nahe. Trotzdem sah ich es nicht.
Als Fotografin habe ich mich mein Leben lang mit Wahrnehmung beschäftigt. Die gesamte Wahrnehmung basiert auf den gestaltenden Kräften der Imagination. Begrenztheiten sind ebenso selbst erschaffen wie Grenzüberschreitungen. Alles auf der Erde ist ein Spiegelbild der Beschaffenheit menschlichen Bewußtseins, das aber ist begrenzt. Die sogenannte Realität kann damit nicht als Gradmesser für Erkenntnis der Welt stehen, denn sie gibt nur ein kleines Spektrum schöpferischer Potenz wieder, die im Menschen angelegt ist. Ist Realität die Welt, die wir Menschen uns mit unserer Schöpfergabe eigens geschaffen haben, um sie als „Reali-

tät“ auszugeben? Ist Realität an das Sehen gebunden, an das Sehen von etwas, das „außerhalb“ als reale Welt existiert? Oder ist Realität abhängig von Weltkräften, die in mir existieren und durch die ich in der Lage bin, die Welt wahrzunehmen? Besteht ein Zusammenhang zwischen Realität und Wahrnehmung? Wovon ist die Wahrnehmung abhängig? Existiert etwas, weil ich es wahrnehme oder existiert es ohne meine Wahrnehmung? hatte ich mich gefragt und mich eines Gespräches erinnert.

„Was ist Realität, die Wahrnehmung des Realen oder was wir sehen?“, hatte ich eine deutsche Freundin gefragt.

„Was wir sehen“, antwortete sie.

Ich erinnerte mich einer Beobachtung. Erst als ich selbst Hunde und Katzen besaß, nahm ich Hunde- und Katzenbesitzer wahr. Vorher hatte ich sie nie gesehen. Ebenso fiel mir mein Alleinsein und das Auseinanderfallen der Familien in Deutschland erst auf, als ich in einer peruanischen Großfamilie lebte. In einer Zeitungsnotiz las ich einmal eine Befragung, in der die Deutschen als das einsamste Volk der Erde abschnitten. Nirgendwo auf der Erde leben heute so viele Menschen allein.

Man nimmt nur wahr, was man für wahr hält. Der Mensch nimmt wahr, was er selbst ist. Er sieht sich selbst, nicht die Welt. Jede Weltbetrachtung ist ein Nachdenken über sich selbst. Das Ich braucht die Welt, um sich auszudrücken. Umgedreht braucht die Welt das Ich zum Sein. Subjektiv und objektiv sind künstliche Trennungen von etwas, das zusammengehört. Alles ist real. Das Sichtbare genauso wie das Unsichtbare, der Traum genauso wie das Bewußtsein, Vision genauso wie Geist. Schamanen unterscheiden nicht zwischen Traum und Wirklichkeit. Gedanken, Gefühle und Träume sind für sie real.

„In der Vorstellung gibt es alles und was in der Vorstellung existiert, ist wirklich, denn wir kreieren unsere Welt aus Vorstellungen und Träumen“, sagte Javier.

Realität auf das Sichtbare zu reduzieren, ist, die Unterschiede wahrzunehmen, nicht aber die Einheit, denn durch die Augen sehen wir Begrenzungen und Unterschiede, aber nie das Ganze. Sehen durch die Augen bedeutet das Wahrnehmen der Unterschiede. Eigentlich macht Sehen blind. Es konditioniert den Blick. Man nimmt mit dem Äußeren nur einen Teil wahr, aber nicht die vollständige Potenz der inneren Substanz. In früherer Zeit, der Traumzeit australischer Ureinwohner, wurde nicht zwischen Tages- und Nachtbewußtsein unterschieden. Das Sehen geschah aus einer Innerlichkeit und Essenz heraus. Im Laufe von Jahrtausenden verlagerte sich die Wahrnehmung auf eine äußere Formsicht; Tag- und Nachtebenen wurden gespalten. Durch die neue Sicht der Äußerlichkeiten begann der Verstand, eine Projektionsfläche des Inneren auf das Außen zu werden. Heute muß man zur Unschärfe der Konturen zurückkehren, um den inneren Kern sehen zu können.

Beim Sehen wird ein elektrisches Signal an das Gehirn weitergeleitet, wo es ein Hologramm auslöst. Die große Wirklichkeit ist in Wahrheit dieses holographische Bild, ein lebendiges Bild aus materieller Stofflichkeit, in welchem wir uns selbst erschaffen.

In keinem Moment meines Lebens überfiel mich das Gefühl, den Verstand zu verlieren, obgleich ich wegen seines notorischen Zwanges zum Zerstückeln und Analysieren zuweilen dem Drang nachgab, den Verstand keine Macht zu geben, um so leichter den Schlichen meines Egos zu entkommen, Verstand und Geist zu verwechseln, was in der Einseitigkeit des Materialismus leider oft passiert. Verstand und Geist zu unterscheiden, war das Erste, was ich in meiner geistigen Entwicklung lernte. Das Ego benutzte meinen Verstand, um die Herrschaft über mich zu bekommen. An und für sich ist der Verstand ein wunderbarer Regulator, der mich vor Übertreibungen beschützt. Sein negativer Zug, dem Ego zu gehorchen, das sich gern

als Zentrum des Ichs aufschwingt, machte ihn zum Gegenspieler meines Geistes. Beide lieferten sich einen erbitterten Kampf und die Tatsache, dabei nicht verrückt geworden zu sein, grenzt an ein Wunder.
Wir Menschen bewegen uns seither in etwas, von dem wir glauben, daß es so wäre, doch ist es tatsächlich ganz anders. Das, was wir glauben, ist falsch. Hier beginnt das Mißverständnis von „Wahrheit“ und „Realität“. Ein Mensch verfügt über unermeßliche Gaben, aber macht von ihnen keinen Gebrauch, weil er die Grenzen anerkannte, die eine volle Nutzung seines geistigen Spektrums verhindern. Durch ein fremdes Weltbild erzeugte er eine Realität, die er für „wahr“ hält und in der er heute lebt. In Wahrheit ist sie Täuschung. Sie beginnt schon mit den Augen, weil wir meinen, daß die Welt, die unsere Augen sehen, Realität wäre. Das, was wir sehen, ist aber nur ein Teil der Realität und dieser Teil ist aus falschen Konditionierungen manifestiert worden. Die unsichtbare Grenze zwischen stofflicher und essenzieller Welt ist offen und der Austausch findet jeden Augenblick statt. Wenn wir das, was wir nach falschen Glaubensgrundsätzen manifestierten, als wahr ansehen, kann es nicht unser ganzes Selbst sein, sondern nur ein konditionierter Ausschnitt, von dem wir glauben, er sei alles. Wir sehen mit der Beschränktheit eines konditionierten Blicks. Die kollektiven Regeln schließen eine tiefere Auseinandersetzung mit diesen Fragen aus. Mechanisch und stumpf folgte mein Bewußtsein dem, was andere für richtig und gut befanden. Auf dieser Stufe evolutionärer Bewegung mag ein Dogma jemandem stimmig erscheinen, der sich nicht selbst zu bestimmen vermag. Dogmen müssen nicht hinterfragt werden, da die Gemeinschaft sie als stimmig empfindet. Dabei fehlt gänzlich die Reflexion über die Verwechslung der eigenen Wahngebilde mit Realität.
Jeder von uns ist verschieden. Also nimmt auch jeder etwas verschieden wahr. Die Alten kannten mehr als fünfzig verschiedene Bewußtseinsstufen. Antikes Bewußtsein war mehrgleisig, im Gegensatz zur Eingleisigkeit der materialistischen Zeitepoche, in der nur das Tagesbewußtsein gilt. Beeinflußt durch die Moches hatte ich einen neuen Blick bekommen, was sich in der folgenden Überlegung veranschaulichte. Die Sonne repräsentiert das Wachsein, also den Bewußtseinszustand der wachen Sinne und der Wahrnehmung am Tag mit allen gewohnten Sichten. Geht am Abend die Sonne unter, verlieren wir das Bewußtsein und sinken in Schlaf. Was dann passiert, entzieht sich dem Wachzustand. Aufschluß darüber gab mir einmal das Totenbuch der alten Ägypter, das richtig übersetzt nicht „Totenbuch“ sondern „Über das Erscheinen am Tag“ heißt. Sobald mein Bewußtsein – oder meine Seele - während des Schlafes nicht mehr im Körper weilt, geht es in parallele Ebenen, die es, im Gegensatz zur physischen Ebene, unbeschränkt wahrnimmt. Hat sich jemals ein Mensch gefragt, ob die beschränkte Welt, die wir mit der aufgehenden Sonne in unserem Tagesbewußstsein betreten, nicht in Wirklichkeit die Welt des Todes ist? Die Sonne läßt unser Tagesbewußtsein zwar erscheinen, doch kommt das Bewußtsein gerade von der unendlichen Seite. Was wir Schlaf oder Tod nennen, ist eine zweite Welt, zu der wir gehören. Wir versinken in Schlaf, wenn die Sonne in Schlaf versinkt und wachen auf, wenn sie erscheint. Sonne und Tagesbewußtsein sind gekoppelt. Unsere gesamte Tageswahrnehmung ist mit der Sonne verbunden, mit dem Sichtbaren, das Begrenzungen zeigt. Diese Begrenzungen werden als Realität angesehen.
Da menschliches Bewußtsein an die Sonne gebunden ist und das Tagesbewußtsein nur vier Prozent der Gehirnkapazität ausmacht, versank der überwiegende Teil ins Unbewußte, in die Welt des Schlafes oder Traumes, in Ebenen, die parallel liegen und weitestgehend unbekannt sind. Im Traum gibt es keine Zeit, bloß Ereignisse. Das Bewußtsein spaltet sich im Schlaf vorübergehend ab, um in seine Urheimat, den Äther zurückzugehen. Bei der Abspaltung durch den Tod wird die Erinnerung nicht gelöscht. Unter bestimmten Umständen kann sie ins

Bewußtsein zurückgerufen werden. Solange wie dies nicht geschieht, bleibt sie im Unterbewußtsein.
Da der Anteil, den der Schlaf im Leben einnimmt, ein Drittel des Lebens ausmacht, scheint der Mensch einen Großteil seiner Zeit zu träumen, ist wie zum Träumen geschaffen, ja, seine eigentliche Natur ist der Traum! Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt den Körper von dieser Seite des Seins, sieht er wie eine Ergänzung zum Gehirn aus. Eigentlich ist er viel zu verletzlich. Eine Bleikugel reicht aus, um ihn zu töten. Ich resümiere: Die zweite Natur ist die eigentliche, heute im Schlaf ausgelebte, zu der es unzählige andere Zugänge gibt. Die Weltherrscher möchten unser Bewußtsein allein in der Tagesebene der Sonne festhalten. Die Sonne ist nicht umsonst ein beliebtes Herrschersymbol.
In der Eingleisigkeit einer einzigen Bewußtseinsebene verkümmern die restlichen Anlagen des Gehirns. Die Angebundenheit an die Sonne läßt menschliches Bewußtsein als endlich erscheinen, was es nicht ist. Genauso wie es in einem Körper lebt, kann es gleichzeitig auf vielerlei Art vielgestaltig leben. Für diese Bewußtseinszustände braucht der Geist Ruhe. Hast, Eile, Druck und Zwang verhindern sein Ausdehnen. Nur in Ruhe bewegt sich der Geist. In Bewegung ruht er. Aktionismus und Beschäftigungen sind seine Feinde. Der Geist braucht Ruhe, um sich zu bewegen. Er ruht, sobald die Sonne aufgeht. So betrachtet, ist die gesamte Wahrnehmung am Tag beschränkt, was durch falsche Konditionierungen noch verstärkt wurde. Dadurch pegelte sich das von Natur aus unendliche Bewußtsein auf die Tagesebene ein, anstatt seiner Natur gemäß in mehreren Ebenen gleichzeitig zu sein.
Die Zickzacklinie meines Lebens entlang laufend, mich wieder und immer wieder dem Unbekannten ausliefernd, nirgendwo, nichts und niemand bin, unwissend Schritt für Schritt mich vorwärts tastend, erhalte ich vom Urgrund ungeheure Energien, die mir Vitalität geben. Wann immer ich mich von diesem Urgrund abgewendete und meinen Geist verwirren ließ, verlor ich Kraft. Nichts im Alltag ist so verstellt wie die eigene Geschichte. Die Welt steht Kopf, doch hinter den Verwirrungen beginnt ein großer Traum. Verwirrung herrscht gegenwärtig nicht nur auf dem Gebiet der Menschheitsgeschichte, sondern auch in meiner eigenen Geschichte, deren tiefer Sinn mir lange verborgen blieb.
Meine Großmutter war während des Krieges im Wald spazieren gegangen. Sie lebte in einer Gegend, die von Wäldern umringt war und wo es ihr leicht gemacht wurde, sich vom Kriegsgeschehen fernzuhalten. Der Ort war nicht ihr Geburtsort gewesen. Sie war im Wald geboren, in einem Haus, das einzeln auf einem Berg stand. Meine Mutter wuchs im Wald auf und für mich war der Wald das erste, was ich kennenlernte. Nachdem ich die ganze Welt bereist hatte, landete ich in Peru in einer Hacienda mit Hunderten von Bäumen, in der ich mir am Ende selbst begegnete. Die Verwurzelung ist der einzige Weg, seine Vergangenheit zu heilen, um vergangenem Unheil die Macht zu nehmen weiter zu wirken. Sie ist der einzige Weg, in tiefere Schichten des Ichs vorzudringen, um sich aus der Essenz heraus selbst zu meistern. Mit Verwurzelung ist das gemeint, zu dem sich Seele und Geist hingezogen fühlen. Sie beginnt zwar mit dem Land, in dem ich geboren wurde, Deutschland, geht aber weit darüber hinaus. Es geht weniger um Kulturen, als vielmehr um Erlebnisse, die mich prägten. Auf dieser Erde gibt es niemanden, der nicht in seiner Vergangenheit traumatisiert worden wäre. Mein Bewußtsein hat bei dieser Geburt das Blut meiner deutschen Eltern und deren Linie bekommen. Es mischten sich zwei Größen, die physische und die geistige. Im jetzigen Leben bekam ich deutsche Wurzeln und mußte mich zwangsläufig mit der Geschichte Deutschlands auseinandersetzen. Indem ich mich mit Deutschlands Geschichte beschäftigte, folgte ich mehr oder weniger einer Intuition, die bei genauerer Betrachtung ein Teil von mir war, denn je mehr ich mich mit ihrer Geschichte beschäftigte, desto mehr gelangte ich in die verborgene Geschichte

der Menschheit und desto intensiver wurde ich auch auf meine eigene verborgene Geschichte gelenkt. Im Grunde genommen lebte ich meine verborgenen Seiten schon lange aus, nur waren sie mir bisher nicht bewußt. Es war mir nicht bewußt, was mich im vergangenen Leben so einschneidend bestimmte, um auch in diesem Leben davon bestimmt zu werden. Den Einen macht das Leben zum Sänger, den anderen zum Mörder, den dritten zum Fabrikarbeiter und den nächsten zum Alkoholiker. Mein Leben lang wunderte ich mich, was aus den Menschen hervorquoll, auf die ich mich einließ. Nicht im geringsten vermittelte der erste Eindruck, was später auf mich zukam. Die Lebenserfahrung, die jeder mit sich herumschleppt, kann nur aus zahllosen Inkarnationen stammen.

Bevor ich mich emporarbeitete, war ich in die Tiefe gesunken. Das geschah in Tiahuanaco, einem der höchstgelegenen Orte der Welt, einer Stadt, die von Bolivianern als die einzige gepriesen wird, die vor der Sintflut erbaut wurde. Vor meiner Abreise nach Peru schenkte mir eine alte Berliner Jüdin, die im Zweiten Weltkrieg vor den Nazis nach La Paz geflohen war, eine Zeichnung des Inkagottes Viracocha. Auf dem Bild stand er auf einer Pyramide mit drei Treppen, unter der sich Schlangen in einer Höhle wanden. Die Figuren sind in perfekter Symmetrie dargestellt, in der die linke die rechte Seite spiegelt. Spieglungen waren nicht nur bei den Moches und Chimus, sondern auch bei den Inkas ein Symbol der Schöpfung.

„Es gibt in jedem Menschen eine Höhle, die auf ihn wartet“, hatte die Jüdin vielsagend angedeutet. Ich versprach mir von der Höhle, in meine eigene Höhle zu gelangen, den imaginären Ort meiner Tiefe, in der die Aufzeichnungen meiner alten Geschichte gelagert waren. Um nach Tiahuanaco zu kommen, mußten Javier und ich quer durch die Anden reisen. Tiahuanaco liegt auf dem Altiplano, einer Ebene in viertausend Meter Höhe. Am Rande der Autostraße zwischen La Paz und Tiahuanaco tummelten sich viele Hunde, die wie der ägyptische Anubis den Eingang zur Unterwelt zu bewachen schienen, obwohl es eher Hunger war, der sie zu den Reisenden trieb, um von ihnen etwas zu fressen zu bekommen.
Nach unserer Ankunft suchte ich die Pyramide mit der Höhle.

„Wo befindet sich die Pyramide?“, wollte ich vom Wärter wissen.

„Sie liegt unter dem Schlammberg“, erklärte er und zeigte mit dem Finger auf den Hügel. Statt einer glanzvollen Pyramide zeigte sich mir ein unförmiger Haufen. Am Pyramidenmodell zu Füßen des Hügels konnte ich die verschüttete, siebenstufige Acapanapyramide betrachten. Eingebettet in der Mitte lag auf der oberen Plattform ein Chakana- Kreuz mit gleichlangen horizontalen und vertikalen Balken, dem Inkasymbol perfekter Ausgeglichenheit. In seiner Bedeutung ähnelt es dem Ying und Yang Zeichen der Chinesen. Die Pyramidenkonstruktion folgte der Form des Chakana-Kreuzes mit den vier Himmelsrichtungen und drei Treppen auf jeder Seite. Aus nächster Nähe waren Details der Spiegelung besser zu erkennen als auf der Zeichnung, die lediglich dazu diente, die Pyramidenform zu veranschaulichen. Die vier Teile des Kreuzes ergaben eine perfekte Spiegelung. Genau genommen ist die Pyramidenform ein in der Hälfte durchgeschnittenes gleichseitiges Kreuz. Die Schnittkante befindet sich in der Mitte und zeigt nach Westen. Die Pyramidenkonstruktion scheint bewußt so angelegt worden zu sein, daß eine Hälfte fehlte, um sie im Unsichtbaren zu belassen. Metaphorisch gesehen ist der Mensch ein Wesen, dessen zweite Hälfte im Unsichtbaren bleibt. Jeder muß sie für sich entdecken, um ein Ganzes daraus werden zu lassen.

Die Pyramide, so erfuhr ich, stand auf keinem natürlichen Hügel, sondern einem künstlich angelegten Bau mit unterirdischen Kammern, Tunneln, Schächten und Wasserkanälen. Das Wasser floß in den Titicacasee, dessen Wasserstand früher dreißig Meter höher lag und bis nach Tiahuanaco reichte. Ein Geflecht aus unterirdischen Anlagen, zu denen Kammern zählten, die auf fließendes Wasser hinwiesen, ähnelt den unterirdischen Anlagen vom Gizehplateau in Ägypten und den mexikanischen Pyramiden von Teótihuacan. In Tiahuanaco ist der einzige Kalkstein gefunden worden, der je in Südamerika verwendet wurde. Er war, wie der Kalkstein der Cheopspyramide, als Isolierschicht für die durch das Wasser nach oben in die Atmosphäre übertragenen Ionen gedacht.

„Liegt unter der Pyramide eine Höhle?“, wollte ich vom Wärter wissen.

„Sie ist seit ewigen Zeiten verschlossen“, sagte er. Weiter erfuhr ich, daß für ihn und die Aymaras, die hier angesiedelt sind, Tiahuanaco ein Ort der Schlangen sei, die sich manchmal in die Erde zurückziehen und manchmal herauskommen.

> „Der Geist der Erde gleicht einer Schlange. Amerika ist der Kopf, Peru sind die Augen, Europa ist der Hals mit dem Klangzentrum, Ägypten stellt das Herz dar, Afrika ist der Magen, China die inneren Sexualorgane. Der Schwanz vereinigt sich mit dem Kopf, und so ergibt sich ein perfekter Kreislauf“, zitierte er eine Überlieferung.

Ich setzte mich auf die Hügelspitze und begann zu meditieren. Ohne mein Zutun glitt mein Geist in die Höhle hinunter. Noch im Hinuntergehen schob sich das Bild Viracochas vor mein geistiges Auge. Er sah wie die Figur auf dem Sonnentor aus, das ein paar Meter entfernt lag. Umgeben von Schlangen und Kondoren ähnelte er dem höchsten Mochegott Aiapaec. Der Inkagott war der Hüter des Ortes. Ohne seine Erlaubnis hätte ich die Kammer nicht betreten können.

„Um zum Licht zu kommen, mußt du sterben“, vernahm ich seine Stimme.

Um die innere Sonne zum Leuchten zu bringen, mußte ein Mensch in seinen Schatten gehen und symbolisch sterben. Es handelte sich um eine Astralreise in die Totenwelt, die noch zu Lebzeiten gemacht werden mußte. Die unterirdische Kammer stand stellvertretend für mein Unterbewußtsein. Die Person, die ich war, wollte ich nicht mehr sein. Ich wollte meiner unbekannten Seite begegnen, meinem Uranfang, meiner Unbekannten.

Zu meinem Entsetzen war die Kammer voller Schlangen, die zu einem Knäuel verschlungen waren. Als die Schlangen mich bemerkten, begannen sie sich allmählich aus der Starre zu lösen; sie fingen an, sich in mein Bewußtsein hinaufzubewegen. Blitzschnell öffnete ich die Augen. Keine einzige Schlange war zu sehen, obwohl sie ohne jeden Zweifel da waren. Bloß auf welcher Ebene? Mir fielen die Schlangenlöcher Machu Picchus ein, von denen der Architekt gesprochen hatte.

> „Riesige Löcher, in denen Tausende von Schlangen zu einem Knäuel miteinander verschlungen waren, gab es in Machu Picchu. Ein Arbeiter steckte einmal Dynamit in solch ein Schlangenloch, woraufhin die Schlangen wie Spaghetti durch die Luft flogen“, hatte er erzählt und hinzugesetzt: „Ein anderes Mal saß ich auf einen Stein und rauchte eine Zigarette, als ein Kollege neben mir eine Schlange erspähte, die, vom Zigaretterauch paralysiert, erstarrt war. Ich stand auf und erschlug sie.“

Eines war klar: Die Botschaft meiner Vision sprach von einer Schlange am Anfang meines unbekannten Uranfanges.

> „Das Unterbewußtsein zu öffnen kann gefährlich sein, da Dinge zum Vorschein kommen, die besser verdeckt bleiben, weil sie nicht zu verkraften

sind. Das Öffnen kann mit Wahnsinn und Tod enden“, hatte Javier mich gewarnt. Wer nicht tief fällt, kann sich auch nicht hoch erheben. Ich mußte mich meinen Abgründen stellen, um nach oben zu gelangen. Einen anderen Weg gab es nicht. Ich wollte der Eintönigkeit der einen Bewußtseinsebene entrinnen, zu der mich das Massenbewußtsein zwang. Ich wollte nicht mehr in die Weite, sondern in die Tiefe gehen, in Ebenen, die mir etwas über mich offenbarten, was in der gewöhnlichen Ebene des Tagesbewußtseins nicht zu erfahren war.

„Geistige Offenbarungen sind mehrdeutig. Ihre Deutung ist in der Bewußtseinsebene desjenigen angesiedelt, der sie bekommt. Sie beziehen sich sowohl auf die stoffliche, als auch auf die geistige Welt, denn sie sind ineinander verzahnt. Etwas geschieht gleichzeitig in und außerhalb von dir“, hatte Javier mir Mut zugesprochen.

Die Welt, die ich auf Reisen kennenlernte, diente dazu, meine innere Welt kennenzulernen. Ich kannte die ewige Substanz nicht, die an mich weitergeben wurde und aus der ich geschmiedet war. Noch weniger kannte ich meine anfänglichen Eltern. Niemand kannte sie. Über die Anfänge der Menschheit herrschte ein großes Rätselraten, in dem das Wichtigste kaum auffiel: Der Mensch weiß fast nichts über sich selbst. Er weiß nichts über seine Natur. Jeder muß sie selbst erforschen. Der Mensch kennt seine Geburtsstunde nicht. Und weil das Menschsein in einer Kette von Generationen an mich weitergegeben wurde, machte es mich zum Träger von etwas sehr kostbarem Alten, das auf verschiedenen Ebenen in meiner DNA, meinen Zellen, meinen Knochen und meinem Blut existiert. Der Anfang war in unbekannter Zeit, das ahnte ich. Und auch wenn er vor undenklichen Zeiten war, so ist er in mir angelegt und abrufbar. Ich brauchte nur die Fähigkeit zu erlernen, in die untersten, anfänglichen Schichten vorzudringen und zu lesen.
Wie wenig auch die Wissenschaftler darüber wußten, zeigte mir ein Erlebnis in einem deutschen Krankenhaus.

„Ein großer Teil des menschlichen Gehirns ist unerforscht, insofern weiß ich eigentlich nicht, was ich tue“, raunte mir ein Professor während der Gehirnoperation zu, die ich fotografierte. Ihm war anzusehen, daß er zeitweise in einer anderen Welt war, aus der seine Worte herüberhallten. Professor und Assistenzarzt sägten ein zehn Zentimeter großes Loch in die Schädeldecke des Patienten. Den alten Völkern waren ähnliche Operationen bekannt, zahlreiche Schädelfunde in Europa und Amerika belegen es.
Als der Patient aus der Narkose erwachte, stand ich neben ihm. Seine erste Geste galt dem Loch in seinem Schädel. Da der Tumor an einer komplizierten Stelle lag, wären bei seiner Entfernung lebenswichtige Zellen beschädigt wurden. Er war nicht entfernt worden. Er war noch im Gehirn. Das Loch hatte der Professor nicht verschlossen. Das ausgesägte runde Schädelknochenstück war dem Patienten in den Speckteil des Bauches versetzt worden, um die Körpertemperatur des Knochens bis zum Wiedereinsetzen zu halten. Zwischenzeitlich sollte der Tumor bestrahlt werden. Das alles wußte der sechzigjährige Patient beim Aufwachen nicht. Sein Tumor war zufällig nach einem unbedeutenden Autounfall entdeckt worden. Der Vorfall machte mir die Hilflosigkeit der Menschen klar. In wichtigen Angelegenheiten tappten sie im Dunkeln. Weder kannten sie ihre Gehirnkapazität noch war ihnen ihre Natur geläufig und als Gipfel der Unwissenheit blieben auch noch ihre Wurzeln verschleiert. Was wissen wir Menschen überhaupt? Mit dieser Frage im Kopf beschloß ich, ein zweites Mal hinunterzugehen. Ich wollte mehr Details erfahren. Es genügte mir diesmal, mir die Höhle

vorzustellen, was im Mochedörfchen geschah. Ich sah mich von Kopf bis Fuß von einer Riesenschlange umringelt.

„Du kannst dich in diesem Leben nicht binden. Du bist bereits gebunden“, vernahm ich eine innere Stimme. Sie zwang mich zur Unbeweglichkeit. Anschließend machte ich eine Reise in die Oberwelt.

„In welchem Leben habe ich die Fähigkeit erlangt, von meiner Kraft Gebrauch zu machen?“, fragte ich.

Als Antwort erschien das Bild eines Kondors. Da ich das Erscheinen des Kondors nicht erwartet hatte, glaubte ich, einer Täuschung zu erliegen. Um Gewißheit zu erlangen, fragte ich ein zweites, drittes Mal. Jedesmal erschien der Kondor. Ich dachte an die Kondore der Götter Aiapaec und Viracocha.

Schlangeneinweihungen waren in der antiken Welt der Kelten, Griechen, Ägyptern, Sumerer, Germanen, Azteken und Inkas üblich. Peruanische Schamanen praktizieren sie bis in die Gegenwart. In ihren Einweihungen wird die Kundalini (altindische Bezeichnung) Kraft entzündet, die sich über die als Lichtkanal fungierende Wirbelsäule im Körper wie eine Schlange hinaufwindet. Am Steiß ist die Wurzel dieser Energie, in der die Urzellen gelagert sind, mit denen ein Embryo bei Vereinigung von Ei- und Samenzelle durch Teilung entsteht. Diese Energie muß langsam steigen, damit die freiwerdende Energie harmonisch integriert werden kann. Das Steigen beginnt mit einer Reise in den eigenen Abgrund oder der Überquerung des Totenflusses. Das Steigen der Kundalini hat eine völlige Veränderung der Persönlichkeit zur Folge. Normalerweise sind bei Menschen und Tieren die unteren drei Chakren geöffnet, über die ein starker Erdmagnetismus wirkt. Die Bedeutung ihrer Energien liegt in der Materie, der Sinnlichkeit und dem Überleben, dem Essen, Trinken, Schlafen und Zeugen. Der Erde am nächsten sind die Genitalien und der untere Leib. In ihnen sammeln sich die Sinneswahrnehmungen der Erde. Deshalb sind Menschen dort im Bann des Erdmagnetismus. Um in geistige Ebenen steigen zu können, muß ein Mensch die ersten drei Stufen der Erdanziehung hinter sich lassen. Er muß das „Tier“ in sich überwinden, indem er die Energie durch insgesamt dreizehn – manche Systeme verwenden acht - Chakren steigen läßt. Das Geistige ist in den oberen Chakren angelegt. Die steigende Energie wird Aufstieg genannt. Der Aufstieg beginnt mit dem Sterben. Die alte Welt stirbt versinnbildlicht in Rollen, Identitäten, Idolen, Weltbildern, Normen, Bindungen und Verhaftungen. Der Mensch, der die Region des Todes betritt, ist zum Stillstand gezwungen. Eine Zeit der Inkubation beginnt. Der Adept verläßt die bisherige Scheinwelt und tritt in sein wahres Wesen ein. Häufig wird er im Traum von einer Schlange heimgesucht. Wasser übernimmt im Traum dieselbe Funktion, denn ursprünglich galt nicht die Schlange als Vertreterin der Unterwelt, sondern Wasser. Wasser repräsentiert ebenso das Unterbewußtsein wie die Schlange. In jedem Fall ist die Einweihung ein dramatischer Akt, in dem die Betroffenen bis zum äußersten getrieben werden, denn sie müssen sich mit ihren Schattenseiten und ihren Ängsten auseinandersetzen. Dies ist notwendig, um jegliche Fremdbestimmung abzuwerfen und um die eigene Kraft auferstehen zu lassen. Man braucht unbedingt ein harmonisches Umfeld, um diese Phase überstehen zu können. Sobald jemand beginnt, seine Ängste zu überwinden, wird er geradezu von Ängsten überfallen. Als ich diese Phase durchschritt, war ich bei Javier und seiner Familie in guten Händen. Allein der Gang in die Tiefe verändert die Wahrnehmung jedes Menschen. Es war niemand anderes als ich, die ich in der Tiefe traf. Von Stund an begann ich, mich weniger im äußeren, begrenzten Sein zu definieren, sondern mit dem, was aus meiner Tiefe zu mir ins Bewußtsein hallte. Angesichts der Unendlichkeit, die in jedem Menschen angelegt ist, schien es fortan unmöglich,

mich wie zuvor auf dieselbe Art von Zeit, Prämissen und Dogmen begrenzen zu lassen, die allesamt nicht meine eigenen Kräfte waren.
Als im darauffolgenden Jahr Javier und ich uns gerade auf dem Weg zum Salar Uyuni, dem größten Salzsee der Welt, befanden, der in der Nähe Tiahuanacos liegt, biß mich im Traum eine Schlange.

„Laß uns einen Abstecher nach Tiahuanaco machen! Etwas ist dort im Gange!“, schlug ich vor, denn wir hatten nicht vor, nach Tiahuanaco zu fahren.

Drei Stunden später saß ich erneut auf der Acapanapyramide, wo ich im Geist zurück in die Höhle hinabstieg. Sie war leer. Keine Spur von Schlangen. Stattdessen erstrahlte die Kammer in hellem Licht. Was hatte sich verändert? War es mein Blick?
Einer dritter Tiahuanaco Besuch fand sechs Jahre später statt. Erneut führte mich mein erster Schritt zur Acapanapyramide. Ihr Anblick war eine Sensation. Dutzende von Arbeitern und Archäologen gruben die Pyramide aus. Sie schafften den urzeitlichen Schlamm beiseite, der die Pyramide überdeckte. Wegen der Ausgrabungsarbeiten war der Pyramidenhügel gesperrt. Eine höchstens achtundzwanzigjährige Archäologin leitete die Ausgrabung. Mit ihr war der weibliche Geist am Werk, begriff ich. Amerika hat eine weibliche Schwingung. Die bolivianische Regierung mochte einer Frau mehr Vertrauen schenken als einem Mann. Ein ehrgeiziger Anthropologe, den wir vor sieben Jahren trafen, hatte uns angekündigt, die Höhle öffnen zu wollen. Da ich die Kammer im Geist öffnete und er sie mit Hammer und Meißel öffnen wollte, beabsichtigten wir dasselbe und waren miteinander in Resonanz. Wir begegneten uns auf Anhieb. Er lief Javier und mir regelrecht in die Arme. Von der Zentralregierung in La Paz hatte er keine Genehmigung bekommen; sie wollte die Öffnung um jeden Preis verhindern. Etwas sollte nicht ans Tageslicht gelangen, worüber sie Bescheid wußten, die Öffentlichkeit aber nichts erfahren sollte. Die Kommune Tiahuanacos stellte sich hinter den Anthropologen und sagte sich von der Zentralregierung los. Die Entscheidungsgewalt lag vorübergehend in den Händen der Kommune. Von der Zentrale in La Paz hatten wir eine Fotoerlaubnis für das Regionalmuseum Tiahuanacos bekommen. Als wir mit dem Fotografieren begannen, fiel die Horde Verschwörer, allen voran der Bürgermeister und der Dorfsheriff, über uns her, um uns ins Gefängnis zu werfen. Wir waren auf dem Höhepunkt des Streites von Regional- und Zentralregierung zwischen die Fronten geraten. Während des Streites tauchte plötzlich der Anthropologe auf, der sich für das Verhalten der Behörden entschuldigte und uns zu einem Spaziergang zur Pyramide einlud.

„Warum will die Zentralregierung die Öffnung verhindern? Ahnen Sie, auf was Sie stoßen werden?“, fragte ich.

„Mit der Öffnung der Höhle erlebt die Menschheit symbolisch die kollektive Öffnung ihres Unterbewußtseins“, behauptete er.

Mit anderen Worten: Die Menschheit ginge in ihren Abgrund, um aufzusteigen, vollzöge kollektiv, was ich als Einzelperson vollzog. An diese Worte erinnerte ich mich, als ich der Archäologin gegenüberstand.

„Wo ist der Anthropologe, der vor sieben Jahren die Höhle öffnen wollte?“, wollte ich als erstes wissen

„Sein Stipendium für Tiahuanaco ist abgelaufen. Er hat den Ort verlassen“, meinte sie.

„Seit wann graben Sie die Pyramide aus?“

„Seit drei Jahren, die Ausgrabung wird sich gewiß noch zwanzig Jahre hinziehen.“

„Haben Sie die unterirdische Kammer ausgegraben?

„Wir haben den unterirdischen Tunnel zur Kammer freigelegt.“

„Dann wollen Sie die Kammer öffnen?“

„Sie bleibt unberührt“, antwortete sie.
Es würde mich nicht wundern, wenn in der Kammer ein Zugang zum zentralen Tunnelsystem der Anden wäre. Tiahuanaco ist nicht irgendein Ort. An dieser zerstörten Stadt scheiden sich die Geister. Kein Archäologe vermag das wahre Alter Tiahuanacos zu bestimmen. Jeder ist anderer Ansicht; sie sind über das Thema heillos zerstritten. Die Europäer, die die Geschichte des eroberten Inkareichs schrieben, obwohl ihnen deren Geschichte unbekannt war, verhielten sich ablehnend gegen eine Altersbestimmung von Zehntausenden von Jahren, wie sie von den Hopis und dem deutschen Archäologen Arthur Posnansky, der die Ruinen ausgrub, veranschlagt wurde. Sie ließen nicht einmal Tausende Jahre gelten. In Tiahuanaco siedelten sich Kulturen unterschiedlicher Zeiten an. Sie kamen und gingen im ewigen Wechsel; zerstört und wieder aufgebaut, mit einer einzigen Ausnahme. Zwischen der ersten und der zweiten Ausgrabungsschicht war undenkliche Zeiten in Tiahuanaco nicht gebaut worden, was auf ein langes Verlassensein der Stadt hindeutet. Die ältesten Eingeborenen Perus, die Urus, deren Nachfahren bis heute am Titicacasee leben, überliefern, Tiahuanaco wäre schon bei ihrer Ankunft, als sie begannen, sich am See niederzulassen, eine verlassene Stadt gewesen. Wie die Moches und Chimus waren auch die Urus eingewandert. Spektakuläre Funde beim Bau der bolivianischen Eisenbahnlinie liefern Hinweise auf die einstige Größe Tiahuanacos. Die Arbeiter stießen im Boden auf meterdicke Sedimentsschichten, die dicht von Knochen jeglicher Art durchsetzt waren. Zerstörte Menschen- und Tierknochen, Keramikscherben, Steinsplitter von Skulpturen und Monolithen lagen wild durcheinander. Das ganze Leben einer Großstadt war in dieser Sedimentschicht verborgen. Sie bezeugten eine Wasserkatastrophe größeren Ausmaßes, die von einem Moment auf den anderen die Menschen der Stadt überraschte. Ein Rest der von vor der Trockenzeit herrührenden Sedimentsschicht Tiahuanacos ist stehen gelassen worden. Es ist ein kleiner Erdhaufen in der Nähe des Kalassasayatempels. Wie Untersuchungen ergaben, fand die Bewegung des Wassers vom Westen nach Osten statt, erkennbar auch an den stehengebliebenen Monolithen, die seither nach Osten geneigt sind. Das Wasser, das die Stadt zerstörte, kam vom Titicacacasee oder vom Meer. Vom Meer klingt zwar verwunderlich, doch soll Tiahuanaco ursprünglich unten am Meer gelegen haben. Erst die Katastrophe soll es nach oben gewuchtet haben, so die Überlieferung der Hopis. Unter dem westlichen Rand der Kontinentalplatten liegt die Nazca-Platte, die das Gebirge der Anden bis heute jährlich um einige Zentimeter hochdrückt. Kontinental- und Pazifikplatten bewegen sich unstabil, das ist an unzähligen kleinen Erdbeben zu spüren. Beide Plattensysteme wirken wie eine Wippe. Sinkt die Nazcaplatte, steigt die südamerikanische Kontinentalplatte. Oder umgedreht. Aus diesem Grund sind die von Maribel gefundenen Muschelfossilien, die noch geschlossen waren und die es überall in den Anden gibt, so bedeutsam, denn das Indiz verweist auf eine rasante Schnelligkeit beim Erheben des Gebirges aus dem Meer. In Sekundenschnelle muß es geschehen sein.
Die Hopis sehen in Tiahuanaco die ursprüngliche Heimat der indigenen Stämme, die von Kasskára, einem im Pazifik untergegangenen Kontinent, geflüchtet waren. Kasskára und Atlantis, zwei im Meer versunkene Inseln.

„Atlantis ist ein europäischer Mythos. Niemand in Südamerika spricht von Atlantis“, hatte Javier einmal bemerkt. In den Hopiüberlieferungen heißt es weiter, Tiahuanaco habe eine Größe wie Los Angeles gehabt und wäre in einer einzigen Nacht zerstört worden. Der größte Teil der Stadt sank auf den Grund des Titicacasees, ein weiterer Teil verschwand in der Erde. Der See wurde geteilt. Er war früher größer, der Wasserspiegel höher. Alte Küstenlinien zeigen es an. Puma Punku, zu Tiahuanaco gehörend, in Stadtnähe aus gigantischen Monolithen erbaut, war der Hafen, als der Titicacasee noch bis nach Tiahuanaco reichte. Ruinen auf

dem Grund des Sees stützen die Hopi Überlieferungen. Vermutlich reichte der Titicacasee bis zum Salzsee Uyuni, der nicht weit von Tiahuanaco liegt. Satellitenaufnahmen zeigen Ruinen auch in diesem See, ein weiteres Indiz für die Glaubwürdigkeit der Überlieferungen. Menschliche Skelette von 2,60 Meter Größe und deren Masken sind im Salar gefunden worden. Die Schädel wiesen keine Fontanellen auf.

„Zwei Katastrophen zerstörten Tiahuanaco, ein Kataklysmus und eine unbekannter Herkunft", sagte der deutsche Archäologe Arthur Posnansky.

Ich wandte mich den „stehenden Säulen" des Tempels zu, die, nach Osten geneigt, die Katastrophe überstanden hatten. Die meisten waren aus dem Boden gerissen und weggeschleudert worden. Der Archäologe fand sie im Umkreis von mehreren Kilometern und setzte sie an ihre alte Stelle zurück. Wegen ihrer Wuchtigkeit und Länge werden die Monolithe „stehende Säulen" genannt. Sie gehörten zum Kalassasayatempel, einer genial angelegten Sternwarte. Während ich die Säulen zählte, begegnete mir ein zweiter Aymara. Im Laufe des Gespräches erwies er sich als Priester der andinen Einweihung. Von ihm erfuhr ich von den drei Stufen der Einweihung. Die erste Stufe wird durch die Schlange repräsentiert, die das Unterbewußtsein oder die unterirdische Welt, ukhu pacha, darstellt. Die zweite Stufe ist vom Puma beherrscht und repräsentiert das Bewußtsein, kay pacha. Die dritte Stufe der Einweihung, hanaq pacha, wird vom Kondor repräsentiert, dem höheren Selbst. Alle drei Stufen dauern zusammen sieben Jahre.

„Jede Schlange bedeutet eine dunkle Kraft, die einen unbewußt beherrscht. Eigentlich nennen wir sie nicht dunkel, sondern schwer. Man nimmt sie nicht an sich selbst wahr, sondern projiziert sie auf andere. Ein Mensch in dieser Phase wird mit seinem Schatten konfrontiert. Er kann unmöglich annehmen, selbst das Ungeheuer zu sein, das er auf andere projiziert. Deshalb neigen Menschen, die in dieser Phase erwachen, zur Hysterie. Solange projiziert wird, bleiben die Schatten unbewußt und wirken in ihrer unkalkulierbaren Macht. Sobald sie bewußt sind, verlieren sie ihre Macht", beschrieb mir der Mann, was ich bereits erfahren hatte. Bei seinen Worten sah ich im Geist die Schlangen vor mir, die sich beim Eintritt in die Kammer zu regen begonnen hatten. Normalerweise schlafen sie im Unterbewußtsein. Sie erwachten aus einem Tiefschlaf und stiegen augenblicklich meine Wirbelsäule empor. Jedes Chakra, das die Schlangenenergie durchwanderte, war mit signifikanten Inhalten verbunden, die die alten Ägypter „Räume" nannten, womit Bewußtseinsräume gemeint sind. Das Bewußtsein wird mit Schwächen, Abhängigkeiten, Gewohnheiten, Identitäten, Bindungen und unzähligen anderen Übeln konfrontiert. Die mittlere Welt des Pumas steht für Schutz, Macht, Kraft, Kampf und Krieg, in der die höhere Welt mit der niederen kämpft. In dieser Phase ist ein Mensch hin und hergerissen. Er wechselt von einem Extrem ins andere. Das Ringen der Gegensätze geht bis zu einem bestimmten Grad der Individuation weiter, in dem der Adept mehr auf sich selbst zu hören beginnt als auf die kollektiven Regeln. Er macht von seiner individuellen Unterscheidungskraft Gebrauch, entfremdet sich von den kollektiven Regeln, die für die meisten Menschen das Einmaleins des Alltags sind. Kommt die aufsteigende Energie am Scheitel an, steht sie für unbegrenztes Bewußtsein. Das Unterbewußtsein eines solchen Menschen liegt nicht länger im Dunkeln. Die symbolischen Bilder der Ahnen erkennt er in sich selbst. Mit dem Aufstieg der inneren Sonne steht einem Menschen zum ersten Mal das gesamte Kraftpotential zur Verfügung, das früher in Streit, Blockaden, Minderwertigkeitskomplexen, Kummer, Sorgen und Schmerzen vergeudet wurde. In dieser Phase beginnt man wie eine Sonne zu strahlen, fliegt wie ein Kondor im Wind und hat seinen Frieden gefunden.

In der darauffolgenden Nacht, die wir in einem Hotel in Tiahuanaco verbrachten, sah ich im Traum ein kleines Mädchen vor einer riesigen Lichtblase, die sich in ihre Richtung ausdehnte. Sie war noch nicht im Licht. An der Stelle, wo sie stand, war es dunkel. Dunkelheit hüllte alles hinter ihr ein, dort war kein einziges Licht zu sehen. Im Vergleich zu Größe und Helligkeit der sich ausdehnenden Lichtblase war der dunkle Teil gering. Sie stand an der Nahtstelle von Hell und Dunkel und schaute staunend in das sich ihr offenbarende Schauspiel, wobei sie nicht die geringsten Anstalten machte weiterzugehen. Überwältigt vom Anblick, blieb sie wie angewurzelt stehen und schaute in die Lichtwolke hinein. Ein einziger Schritt trennte sie von ihr. Ein einziger Schritt nur würde sie im Licht verschwinden lassen.

„Du stehst an der Schwelle zur Welt des Kondors“, meinte der Aymara, dem ich anderntags den Traum erzählte.

Schlangen, Pumas und Kondore sind neuzeitliche Erfindungen des ursprünglichen Systems, das als „Wasser, Mensch, Feuer“ besser zu begreifen ist. Der Mensch als eine Mischung aus Feuer und Wasser vertritt die mittlere Welt, Feuer ist die höhere Welt, Wasser die niedere. Das ursprüngliche System von „Wasser, Mensch, Feuer“ entspricht der Pyramidenkraft. Feuer und Wasser fließen sowohl in den Pyramiden als auch im Menschen. In den Pyramiden erscheint Wasser als Grundwasser oder Luftfeuchtigkeit. Im Menschen als Blut und Atmung. Wie die Schlange hat das Wasser die Funktion des Urgedächtnisses, denn in Zellen befindet sich Wasser, das die Erinnerungen der Vergangenheit in sich trägt. Die Vereinigung von Feuer und Wasser bedeutet den Ausgleich der Gegensätze. Ziel der andinen Einweihung ist die Hinführung des Initianden zum Geist, wobei hier der weibliche Geist des Universums gemeint ist. Im Menschen kämpft die untere Welt gegen die obere. Das Ego versucht die Hinwendung zur höheren Welt durch Übertriebenheit zu verhindern.
Beim weiblichen Geist geht es ums Erleben, ums Ausleben, ums Sein und ums Erkennen der Wirksamkeit der geistigen Kräfte im Alltag. Im Gegensatz zur männlichen Einweihung, die die abstrakte Erkenntnis der Gesetze geistiger Welten zum Inhalt hat, muß in der weiblichen bewiesen werden, inwieweit der Initiant die Gesetze im Alltag anzuwenden vermag. Es geht um spontanes Erleben, Entscheiden, Fühlen, Denken und intuitives Wahrnehmen von dem, was gerade passiert. Das Abstrakte wird ins Leben umgesetzt. Das Weibliche ist vom Herzen bestimmt, das Männliche vom Verstand. Es geht weniger um Dominanz als vielmehr um den Ausgleich von Männlichem und Weiblichem, wodurch die Welt insgesamt ausgeglichen wird, da ein Leben auf der Erde vornehmlich von der Dualität zweier Schöpfungen geprägt ist, einer dunklen und einer hellen. Beiden Schöpfungen werden Götter zugeordnet. Weil sich dunkle Götter den Anschein von hellen geben, sind beide Göttertypen mitunter schwer zu unterscheiden. Die einen sind echt, die anderen Täuschung. An der Täuschung sind die dunklen Götter zu erkennen und am Energieraub.
Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich mich nach Puma Punku begab, das wegen seiner gewaltigen Andesit-, Diorit-, und Trachytblöcke, die kreuz und quer herumliegen, das eigentlichen Wunder Tiahuanacos sind. Als der Titicacasee noch bis Tiahuanaco reichte, machte ein Hafen Sinn. Wie die Acapanapyramide war er auf einem künstlichen Hügel erbaut worden. Diese Steinblöcke sind die größten Monolithe der Welt. Bei einer Größe von 40x7x2 Metern wiegt der schwerste - eine Bodenplatte, die sich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage befindet - mehr als tausend Tonnen. Arthur Posnansky, der Archäologe, der Tiahuanaco ausgrub, stellte schon in den dreißiger Jahren mit dem deutschen Architekten Edmund Kiss Rekonstruktionszeichnungen her. Auf diesen Zeichnungen ließen Architekt und Archäologe

die ursprüngliche Stadt Tiahuanaco, die nichts Vergleichbares auf der Erde findet, in ihrer ganzen Schönheit und Pracht auferstehen. Der Aymarapriester, der mich beriet, verkaufte mir Kopien der Zeichnungen, auf denen die Stadt in Science-fiction-Version erscheint. In der negativ-positiv ineinander verschachtelten Lego-Baukastenweise war die Stadt gebaut worden. Aber statt Plastik waren tonnenschwere Monolithe härtesten Gesteins verwendet worden. Mühelos sind Rillen, Rundungen, Bögen, Recht- und Dreiecke, Kanäle, Löcher, Griffel und Stufen ins Gestein geschnitten und Oberflächen geglättet worden, als würde es sich nicht um Felsgestein, sondern um Butter handeln. Zusätzlich waren die Monolithe mit Bronzeklammern zusammengehalten. Das Erstaunliche dabei ist, daß Bronze nur durch Guß in eine bestimmte Form gebracht werden kann, nicht durch Hämmern oder Glühen. Bronze ist eine Kupfer-Zinn-Legierung. Kupfer ist im natürlichen Zustand zu finden. Zinn dagegen muß aus Zinnerz gewonnen werden. Dazu bedarf es metallurgischer Kenntnisse, die die Inkas nicht besaßen, denn ihr Gold war Schwemmgold. Sie kannten keinen Bergbau, weder Abbau von Gold noch von Zinnerz, obwohl Zinn, Kupfer und Gold in den Anden vorkommen. Bronzegegenstände wie Stangen, Hebel, Meißel, Messer wurden nicht nur in Tiahuanaco, sondern auch auf den Inseln des Titicacasees in Hülle und Fülle gefunden. Da die Inkas nur Gold kannten, das viel zu weich für die Aufgabe ist, bei Erdbeben tonnenschwere Monolithe zusammenzuhalten, können die Inkas oder Aymaras nicht die Erbauer von Tiahuanaco gewesen sein. Die Hopis erklärten, die Kachinas, ihre Heiligen, hätten nicht nur Tiahuanaco, sondern auch Orte wie Ollantaytambo, Machu Picchu und Sacsayhuaman erbaut, deren Zyklopenbauweise sich ähnelt, aber auch mit Baustilen späterer Epochen durchsetzt ist. Neben der uralten Megalithbausweise erscheint die nachfolgende Bautechnolgie der Inkas primitiv. Sie verwendeten keine Monolithe, sondern kleine Steine, deren Rückseite sie weder glattschliffen noch polierten. Ihnen genügte die Vorderseite. In der wuchtigen Zyklopenbauweise ist jeder einzelne Stein vorn und hinten geschliffen und geglättet.
Die Legende vom ersten Inkapaar, Mama Oclla und Manco Capac, die aus einer Höhle oder Bergfalte der Sonneninsel des Titicacasees gekommen sein sollen, legt den Schluß nahe, sie könnten aus unterirdischen Städten gekommen sein. Eine zweite Abstammungslegende der Inkas besagt, ihre Ahnen seien übers Meer gekommen, darin ähneln sie den Legenden der Hopis, Moches, Azteken, Mayas, Juden und alten Griechen. Sie alle berichten, von anderen Orten gekommen zu sein.

Kondore verlassen im Januar gewöhnlich ihre Stammplätze in den Bergen, um am Meer die Plazenta gebärender Robben zu fressen. Ihr Flug streifte Nazca, wo ich gerade mit einem Piloten, der seit zweiundzwanzig Jahren die Pampa von oben wie seine Westentasche kannte, über die rätselhaften Nazcalinien flog. Im zweiten Beruf war er Fotograf. Wir flogen über ein Gebiet, in dem vermutlich seit Jahrtausenden kein Mensch gelebt hatte. In Abhänge waren Felsgesichter mit große Augen, Strahlenkronen und Antennen geritzt, deren Energie sich wie die Aura eines lebendigen Wesens anfühlte. Mir wurde unheimlich zumute. Die Felsbilder erinnerten mich an den Kandelaber an den Felswänden der Bucht von Paracas, der als Dreizack das Symbol Poseidons wiedergibt, des griechischen Meeresgottes und Urvaters aller Europäer. Der Legende nach nahm er sich Klito, eine Menschenfrau, und zeugte mit ihr viele Kinder. Obwohl der Wüstenkandelaber uralt ist, verwehten seine Formen nie; das ist wegen

der rauen Pazifikwinde sehr verwunderlich. Peruaner, die in ihm ein Teufelssymbol sahen, versuchten, den Kandelaber zu zerstören. Es mißlang.

„Der Kondor!“, brüllte der Pilot. Ich schaute in seine Blickrichtung. Ein Riesenvogel glitt ohne Flügelschlag unter unserer Chesna. Wir begannen, ihn einzukreisen. Noch nie war dem Piloten ein Kondorfoto über den Nazcalinien gelungen. Er konnte sein Glück kaum glauben. Endlich schien eine Gelegenheit gekommen zu sein.

„Fotografier ihn!“, herrschte er mich an.

Die Gesichter mit den Strahlenkronen und Antennen waren vergessen. Sobald der Kondor im Sucher meiner Kamera auftauchte, drückte ich auf den Auslöser. Unter ihm lag ein Trapez im Wüstensand.

„Gib mir bitte ein Kondorfoto über den Nazcalinien und ich bin der glücklichste Mensch der Welt“, bat der Pilot.

In den darauf folgenden Tagen begegnete unserem Flug viermal ein Kondor.

„Wer bist du, daß wir jedes Mal dem Kondor begegnen?“, fragte der Pilot erstaunt.

„Wer ich bin? … ist eine gute Frage“, murmelte ich mehr zu mir als zu ihm.

Der Kondor sollte mich in Peru wie ein Geistführer begleiten.

Es vergingen zehn Jahre. Der Dichter, der im Theaterstück auf der Sternenpyramide den Heiler spielte, unterhielt nicht weit von unserer Hacienda einen Minizoo, zu dem ein Kondor gehörte. Da ihm eines Tages das Geld für den Zoo ausging, bat er uns um Unterstützung. Einmal wöchentlich brachte ich ihm nun mehrere Hühner- oder Eselfleischstücke. Das Gehege des Kondors, mit Bäumen und Sträuchern versehen, hinderte ihn am Fliegen. Wie Flugzeuge brauchen Kondore einen Anlauf zum Fliegen. Beim ersten Besuch setzte ich mich neben ihn, um ihn aus nächster Nähe zu betrachten. Er hat schwarze und weiße Federn. Die Deckfedern sind schwarz, die Schwanzfedern am längsten. Unterhalb beider Flügel ist er außen weiß. Seine Halskrause besteht aus weißen Flaumfedern. Außer Krallen und Schnabel ist der Hals die einzige nackte Stelle seines Körpers. Meist hält er den Schwanenhals eingezogen. Ausgefahren ist der Hals lang, dick und rot. Er hat die Angewohnheit, nach dem Fressen die nackte Haut des Halses an Baumstümpfen zu scheuern bis sie feuerrot wird. Statt Ohren klaffen Löcher links und rechts im Kopfgefieder. Ist er aufgeregt, gibt er tiefe Kehllaute von sich. Auf dem Kopf trägt einen grauen Hahnenkamm und unter dem Schnabel einen Gockelbart. Sobald ich versuchte, ihn zu berühren, verschärfte sich schlagartig sein Blick. Er hörte auf den Namen Kuntur. Der Name war das Einzige, worauf er überhaupt hörte, davon abgesehen war er in der Menschenwelt fehl am Platz.

„Er ist höchstens fünfundzwanzig. Da Kondore siebenundsiebzig Jahre werden können, hat er noch eine lange Lebenszeit vor sich“, hatte der Dichter gesagt. Als er zu ihm in Obhut kam, war ein Bein verletzt, deshalb konnte er nicht fliegen. Zuerst diente der Kondor einem Zirkus, danach dem Dichter, der Eintrittsgelder mit dem Zoo verdiente. Obwohl mittlerweile sein Bein verheilt war, gab ihn der Dichter nicht frei.

„Er ist viel zu lange in der Menschenwelt, um gute von schlechten Menschen unterscheiden zu können. Wegen seiner Federn, die ein lukratives Geschäft sind, würden Menschen ihn töten. Darüber hinaus wird er sich in freier Wildbahn überhaupt kaum noch ernähren können“, gab er zu bedenken.

In den darauf folgenden Monaten machte Kuntur nicht die geringsten Anstalten, auf mich einzugehen, obwohl ich stundenlang neben ihm saß. Er tat nicht dergleichen, nahm nicht die geringste Notiz von mir. Im Gegensatz zu uns Menschen war er ein Wesen ohne Bindungen.

Sein Herz gehörte ihm selbst. Ich begriff, weshalb ihn die Inkas zum Inbegriff der Freiheit kürten.

„Öffne deine Flügel. Ich möchte ein Foto von dir machen!“, bat ich eines Tages aus heiterem Himmel. Zehnmal aufgefordert, lief er schnurstracks zur Tür hinaus. Er schien genau registriert zu haben, daß ich beim Kommen die Tür nur angelehnt hatte. So flink er konnte, hüpfte er ins Freie. Offenen Mundes schaute ich ihm nach. Eine zweite Tür stieß er auf, die ebenfalls unverschlossen war, was mir erst in dem Moment bewußt wurde, als er bereits hindurchlief. Ehe ich mich versah, war er draußen. Er flüchtete nicht, wie ich annahm, sondern hüpfte auf eine Mauer, in deren Nähe keine Bäume standen und die ihm Gelegenheit gab, seine Flügel endlich aufzuspannen. Sie war der einzige Ort, wo ihn keine Bäume hinderten. Die geöffneten Flügel hatten eine Länge von mehreren Metern. Mach dein Foto! schienen sie zu sagen.

„Was muß es für dich bedeutet haben, in einem Käfig von mir zum Ausbreiten deiner Flügel aufgefordert zu werden“, sagte ich wie vom Blitz getroffen und weil ich begriff, die ganze Zeit telepathisch mit ihm kommuniziert zu haben. Mehrere Male schlug er seine Flügel auf und zu.

„Wie viele Jahre bist du nicht mehr geflogen?“

Das Öffnen seiner Flügel weckte seinen Fluginstinkt. Er ging nicht mehr ins Gehege zurück, sondern hüpfte Richtung Straße. Diesmal war es Flucht. Wegen der hohen Bäume konnte er nirgendwo Anlauf nehmen.

„Flieg! Flieg! Worauf wartest du noch! Flieg, Kuntur!“ spornte ich meinen Freund in Gedanken an, wohlwissend, daß der Dichter an keinem anderen Tier so sehr hing wie an ihm. Geistesgegenwärtig stürzte der Dichter aus dem Haus, um sich in letzter Sekunde vor dem Kondor aufzustellen. Schnell wich dieser auf eine Mauer aus. Ich hielt den Atem an, denn nun sah es so aus, als fliege er im nächsten Augenblick davon. An diesem prekären Punkt seines Ausbruchs eilte die Schwester zur Verstärkung herbei und scheuchte den Kondor mit einem Stock in den Käfig zurück. Ehe er sich versah, befand er sich wieder in der Falle. Beim nächsten Besuch fand ich Kuntur in einem neuen Metallgittergehege, wohin er umgesiedelt wurde, weil er inzwischen dreimal ausgebrochen war. Die Fluchtversuche endeten auf dem Dach des Nachbarhauses, wo er sich vom Dichter wieder einfangen ließ. Kaum erspähte mich Kuntur, breitete er reflexartig seine Flügel aus, als klängen meine Worte noch immer in seinem Innern. Er badete in einem Wassertrog und ließ seine Flügel von der Sonne trocknen. Eine halbe Stunde lang blieb er mit geöffneten Flügeln stehen. Noch als ich ging, schaute er mir mit ausgebreiteten Flügeln nach.

„Sagtest du nicht, ich solle meine Flügel öffnen?“, schallte sein Geist hinter mir her.

„Ich stehe wie du mit ausgebreiteten Flügeln im Käfig und warte auf eine Gelegenheit, auszubrechen!“, flüsterte ich.

Kuntur kam ins Zoogehege eines Landrestaurants, weil der Dichter aus Geldmangel den Zoo schloß. Mit einem Stück Hühnerfleisch ging ich wie gewohnt zu Kuntur.

„Wir brauchen Ihr Fleisch nicht!“, herrschte mich die neue Besitzerin an.

„Kuntur und ich sind befreundet“, wandte ich ein. Ihr mißtrauischer Blick verriet, was sie dachte: Blödsinn! Wie kann ein Mensch mit einem Kondor befreundet sein!

„Rufen Sie mich an, wenn der Kondor etwas zu fressen braucht!“, bat ich sie und gab ihr meine Telefonnummer. Sie rief niemals an. Ein Jahr später erfuhr ich aus der örtlichen Dorfzeitung von seinem Tod. Er war verhungert, verhungert in einem Restaurant! Die anderen Tiere konnten wenigstens vom Tierschutz gerettet werden. Die Brücke allerdings, die Kuntur zwischen seinen wilden Artgenossen und mir gebaut hatte, bekam ich kurz darauf zu spüren.

Nach dem Tod Kunturs brachen Javier und ich zu den Kondoren in den Bergen auf. Zunächst durchquerten wir das Valle de Sagrado, ein Tal entlang des Urubamba Flusses, an dem die wichtigsten Ruinenstädte der Inkas liegen. Ein ähnlich bedeutsamer Fluß ist der Apurimac, in dessen Nähe Saywite liegt, ein Ort, der wegen einer einzigartigen Steinskulptur, die ohne bestimmbares Alter ist, zu den ältesten Inkaplätzen zählt. Die Skulptur stellt einen Modellstein zur Bauanleitung von Bergsiedlungen dar. Im Modell sind Geographie, Flora und Fauna dreier signifikanter Zonen Perus dargestellt: Anden, Amazonas und Pazifikküste. Sie haben verschiedene klimatische Bedingungen, auf die der Stein eingeht. Die Zonen sind von repräsentativen Tieren wiedergegeben. Da ist zunächst die Küstenregion des Pazifiks. Das Meer wird neben Tieren wie Tintenfisch, Krebs, Krabbe und Pelikan gezeigt. Die Bergregion wird durch Puma, Lama, Kondor und Bergstädte wie Machu Picchu, Pisaq, Ollantaytambo, Tipón, Sacsayhuaman wiedergegeben. Der Amazonas durch Affe, Kaiman, Bär, Schlange und Echsen. Es taucht das Terrassensystem zur landwirtschaftlichen Bestellung und zur Kontrolle der Wasserkanäle auf. Machu Picchu ist ebenso im Modell zu finden, wie Choquequirao, einer zweiten Bergstadt, die, geographisch korrekt, auf der Rückseite Machu Picchus liegt. Das Modell enthält zusätzlich Mauern, Berge und Tempel. Der Saywiter Modellstein belegt ein einheitliches Muster, nach welchem Inkas, Moches und Nazcaner bauten. Sie wußten genauestens über die geographischen Verhältnisse ihres Landes Bescheid. Wer hat die antiken Peruaner beim Bau ihrer Siedlungen angeleitet? stellte sich uns die Frage.
Wer jemals eine Inkabergstadt sah, ist beeindruckt von ihrer Funktionsweise. Das Wichtigste, die Wasserkanäle, funktionieren bis heute. Da wir Machu Picchu von früheren Besuchen kannten, wollten wir nun zur antiken Bergstadt Choqueqirao, deren Name „Wiege des Goldes“ bedeutet.
Auf dem Weg nach Choquequirao gingen wir im Gänsemarsch. An erster Stelle ging Carlos, der in der Gegend aufgewachsen ist und uns als Führer diente, an zweiter Stelle Javier und zuletzt ich. Frauenschuhorchideen säumten den Weg. Der schmale, unebene Pfad stellte sich bald als Höllentrip heraus. Der Pfad war wild aus dem Felsgestein herausgehauen, holprig, mit zahllosen Kanten und nicht einmal einen Meter breit. Steinbrocken, Geröll und lose Steine jeglicher Art lagen kreuz und quer herum und versperrten den Weg. Wegen der Rutschgefahr hätte ein falscher Schritt den Tod bedeuten können. Neben uns ging es tief hinab in die Schlucht. Jeder Meter aufwärts mußte erkämpft werden. Trotz einer Höhe von dreitausendfünfhundert Metern bewegte sich Carlos, der in einfachen Sandalen lief, mit unglaublicher Grazie. Javier und ich hatten Schuhe ohne Profilsohle an, die für die Strapazen des Weges ungeeignet waren. Wir mußten aufpassen, uns nicht die Knochen zu brechen. Neben dem Weg begann dichter Dschungel. Bei einem solch harten Pfad war es von entscheidender Bedeutung, wer vorausging. Die anderen akzeptierten bedingungslos seine Führung. Jeder von uns brachte seine Stärken ein. Javier führte uns mit seinem Urvertrauen und seiner klaren, schnellen Entscheidungskraft. Carlos führte uns mit seinem ortskundigen Wissen. Ich führte sie mit meiner weiblichen Intuition. Es waren die Probleme wichtig, die auftauchten und es war wichtig, wie sie ausgetragen wurden. Es hatte eine Bedeutung, wer uns unterwegs begegnete. Die Details waren von Bedeutung. Jeder Meter, den wir gingen, entfernte uns von unserem bisherigen Leben. Obwohl wir unermüdlich liefen, schien Choquequirao sich mit jedem Schritt zu entfernen. Kaum auf der Spitze des einen Berges angelangt, mußten wir hinunter ins Tal, um den nächsten Berg zu erklimmen, der einzige Weg vorwärts. Der Berg auf der an-

deren Seite führte genauso steil hinauf, wie der, den wir gerade hinab gestiegen waren. Die ersten Kilometer waren wir noch auf Mauleseln geritten. Als ein Stein den Berg hinabrollte, scheute mein Maulesel, scheute und pirschte davon. Ich stürzte mich vom Mula, bevor er völlig durchdrehte. Javier, der hinter mir ritt, sprang reflexartig hinterher. Der Bergführer griff zum Zügel, wollte retten, was zu retten war, doch die Tiere ließen sich nicht bändigen.

„Das ist ein Weg für Verrückte!“, fluchte Javier, als wir uns aus dem Staub erhoben. Wir kamen mit ein paar Schrammen davon. Der Weg wurde von Mal zu Mal gefährlicher. Wenn wir uns die Knochen brechen, wer würde uns in dieser Höhe helfen können? Wir waren auf uns selbst angewiesen. Nicht einmal an einen Verbandskasten hatten wir gedacht. Allmählich begannen die Seifenblasen unserer Illusionen zu zerplatzen.

„Auf den Bergführer ist kein Verlaß. Er hat die Tiere nicht im Griff“, stellte Javier fest.

„Wir dürfen die Verantwortung für uns selbst nicht abgeben!“

„Ab jetzt entscheiden wir“, bestimmte Javier.

Wie tollkühn wir in ein Abenteuer geglitten waren, dessen Gefahren nicht im geringsten zu erahnen waren! Den scheuen Mauleseln banden wir mit einem Schal die Ohren zu. Da ein falscher Schritt den Tod bedeuten konnte, machte ich mir keine Gedanken mehr über die Dinge, die fünf Minuten zurücklagen und auch keine über die, die noch kommen sollten. Fortan galten Momente. Von Augenblicken kommen die besten Geschenke des Lebens, sagte ich mir. Mein Gewahrsein lag im Jetzt, wodurch meine Wahrnehmung eine enorme Steigerung erfuhr. Mein Bewußtsein glitt in eine Ebene, in der mein bisheriges Leben funkenartig aufleuchtete. Gedanken gingen und kamen. Sie stahlen die Gegenwart, da sie mich dorthin brachten, wo ich gerade nicht war. Es gab mitunter Gedanken, die mir in der Höhe das Gefühl gaben, mit einem Sack voller Steine zu laufen. Ich denke überhaupt nicht mehr! beschloß ich, mich der Worte eines Kanuweltmeisters erinnernd, der meinte, im Wettkampf würden nur diejenigen gewinnen, die nicht nachdenken. Zermürbende Gedanken und Gefühle ließen Schritte bleiern werden. Gedanken haben zwar kein meßbares Gewicht, doch fühlten sie sich in der Höhe schwer an. Das Wasser der Flüsse, die den Berg hinabrinnen, gaben mir ein gutes Beispiel, was zu tun wäre: den Fluß nachahmen. Stau bedeutet Tod. Ähnlich verhält es sich mit Gefühlen. Die besten Eingebungen kommen blitzartig von allein. Besser ich denke an nichts mehr und bin wieder ganz Kind, das die Gegenwart genießt. Für Kinder ist die Welt beseelt und nichts erscheint unmöglich. Ein kindliches Vertrauen in das Kommende zu haben, bedeutet: Es wird gut! Nicht voraus-, zurück oder hinunterschauen! sagte ich mir, um die gesamte Aufmerksamkeit auf den Augenblick konzentrieren zu können. Ich erlebte einzelne Schritte, ja existierte zwangsläufig nur noch in Schritten. Es waren die Schritte, die mich der Freiheit näher brachten. Die Befreiung lag in den Schritten. Eine abstrakte Freiheit gab es nicht. Freiheit ist konkret. Eines meiner größten Probleme war die mangelnde Aufmerksamkeit auf Schritte. Ich unterschätzte ihre Macht, schweifte ab, ließ mich schnell von Äußerlichkeiten, die nichts mit mir zu tun hatten, ablenken und gefangen nehmen. Meine Wahrnehmung blieb dabei an der Oberfläche. Mit jedem Schritt wurde mir klarer, daß das Besteigen eines Berges nicht losgelöst vom Besteigen meines inneren Berges war. Naturerscheinungen als metaphorisches Sinnbild eigener Beschaffenheit. Was ich bei meinen jetzigen Schritten falsch machte, hatte ich mein ganzes Leben falsch gemacht. Die seltsame Synchronisation zwischen dem, was mir auf dem Weg passierte und dem, was sich auf meinem Lebensweg abspielte, half mir, mich besser erkennen zu können. In den Mühen des Weges sah ich die Mühen meines Lebens mit Tiefschlägen, Enttäuschungen und Frustrationen, die mich überhaupt erst für den Bergaufstieg reifen ließen. So gesehen gibt es keinen Unterschied zwischen Außen und Innen, Gestern und Heute. Hätte ich meine Lebensereignisse vorher gekannt, hätte ich das Beste nicht gemacht.

Hätte ich die Gefahren des Weges vorher gekannt, wäre ich ihn nicht gegangen. Es geht nicht um auswendig Gelerntes, sondern ums Erleben. An dem Punkt, an dem mein Bewußtsein angelangt ist, war die Bergbesteigung ein Spiegel. Das Meiste in meinem Leben hatte ich aus reiner Tollkühnheit gewagt. Der Berg half mir, einen Teil von mir klar werden zu lassen. Ein Aspekt seines Wesens offenbarte sich als ein Aspekt meines Wesens, was nicht nur auf Berg, Wald und Javier zutraf, sondern auf jede Kleinigkeit, die ich wahrnahm; Flüsse, Meere, Berge, Sterne haben etwas, was ich auch habe. Was ich wahrnehme, ist eine Projektion meiner Innenwelt. Die Welt kommt von innen, von dort, wo der Blick herkommt. Die Welt ist das perfekte Spiegelbild meines inneren Seelenzustandes. Da nie das Ganze, sondern nur Ausschnitte sich eröffnen, zeigen Schritte und Momente Teile des Ganzen, die sich zusammenfügen lassen.

„Vor drei Wochen ist ein Europäer auf diesem Weg gestorben, er war zu beschwerlich für ihn. Er bekam einen Herzinfarkt. Vor ihm stürzten andere ab. Von den Abgestürzten überlebte keiner. Eine Person starb an Durchfall. Manchmal starben auch Maulesel, über deren Fleisch sich die Kondore hermachten. Eine Kuh, die den Abhang hinabfiel, hatte der Kondor mit Haut und Haaren aufgefressen“, erzählte der Bergführer.

Als Carlos leichtsinnigerweise mit den Mauleseln und dem Wasser vorausgegangen war, bekam ich einen Schwächeanfall. Die Mittagshitze und der Staub des Weges trockneten meine Kehle aus. Taumelnd setzte ich mich hin und verweigerte mich störrisch dem Weitergehen. Glücklicherweise holte Javier den Bergführer ein und kam mit Wasser zurück.

„Das Wasser hätte bei uns bleiben sollen. In lebenswichtigen Angelegenheiten dürfen wir unsere Macht nicht abgeben“, folgerte Javier zu recht. Das Machtabgeben war meine Achillesferse. Der irrige Glauben, etwas selbst nicht zu vermögen, bewog mich, abhängig zu werden. Der bloße Gedanke, machtlos zu sein, raubte bereits Macht. Es war der falsche Glaube, durch den meine Macht mißbraucht wurde. Dadurch gab ich meine Macht ab, fiel es mir an dieser Stelle des Weges wie Schuppen von den Augen. An diesem Krisenpunkt des Weges hatte ich nicht die Reife erreicht, das Ausmaß seiner Gefährlichkeit abzuwägen. Ich tat, was ich mein ganzes Leben machte, ich improvisierte. Erfreue dich am Schönen! flüsterte mir mein Kinderherz zu.

„Machu Picchu liegt sieben Berge weiter“, hörte ich Carlos Stimme. Mir fiel Hiram Bingham ein, der Entdecker Machu Picchus, der, bevor er in Machu Picchu gewesen war, diesen Weg nach Choquequirao unter ungleich schwierigeren Bedingungen gegangen war. Die Stadt war 1834 vom Franzosen Eugenes Sartigues entdeckt worden. Weitere Bergstädte heißen Vilcabamba, Tipón oder Pisaq. Insgesamt gab es Dutzende. Bingham hatte Glück. Unterwegs traf er seinen Landsmann Alberto Giesecke, der mit dem Peruaner Don Braulio Polo y la Borda bereits Machu Picchu betreten hatte, jedoch wegen verheerender Unwetter umkehren mußte. Bingham erfuhr durch ihn die Route nach Machu Picchu. Einheimische Zungen warfen ihm vor, die Stadt geplündert zu haben, bevor er sie von Schlingpflanzen befreite. Die über hundert Kisten, die er in Chile verschiffte, wären beinahe nicht transportiert worden, weil Hafenarbeiter, die den Raub ahnten, zunächst die Verladung verweigerten. Nach zähen Verhandlungen gelang es Bingham schließlich, die Gegenstände aus Peru herauszuschmuggeln. Bis heute sind diese Funde nie ausgestellt und auch nicht an Peru zurückgegeben worden. Kein einziges peruanisches Museum weist einen Kunstgegenstand Machu Picchus auf. Es ist unbekannt, was Machu Picchu ursprünglich für die Inkas war. Rückschlüsse ergeben die Tunnel. In diesem Aspekt gleichen sie Tiahuanaco, Otuzco, Saywite, Sacsauhuaman und der Mochemondpyramide, die Eingänge zum Tunnelsystem der Anden haben.

„Wo sind die Gegenstände verblieben?“ fragte ich Javier.

„Bingham hatte von den Freimaurern der Yale Universität finanzielle Unterstützung für seine Expeditionen bekommen, dort lagern heute die Funde."

Bingham gilt zwar als Entdecker Machu Picchus, doch genau genommen brauchte Machu Picchu nicht entdeckt zu werden. Den Peruanern war die Stadt bekannt.

Ich male mir im Geiste aus, wie das Leben in einer solchen Bergstadt damals gewesen sein mag. Wie hätte ich es vermocht, in dieser Höhe zu leben, wenn ich jetzt schon schlapp machte!

Nachdem wir über dreißig Kilometer bergauf und bergab zu Fuß gegangen, ausgerutscht und hingefallen waren, rutschte ich auf dem Hosenboden die Hänge hinunter, die ich wegen Felsen, Steinen und Geröll nicht geradewegs hinunterzulaufen imstande war. Bei Einbruch der Dunkelheit gelangten wir zur ersten Bergstation, einer einfachen Lehmhütte aus rohen, ungebrannten Ziegeln. Selbst die Maulesel, die unser Gepäck geschleppt hatten, waren klatschnaß von Schweiß. Es gab Gras zum Weiden für sie und eine warme Suppe für uns, die uns eine freundliche Frau kochte. Wir waren die einzigen Gäste. Im Dunkeln bauten wir unser Zelt auf. Erschöpft schlüpften wir in die Schlafsäcke. In der Nacht stürzten die Temperaturen auf drei Grad Celsius ab. Tagsüber waren sie auf fünfundzwanzig Grad gestiegen. In viertausend Meter Höhe fühlten wir uns der Sonne näher, die heller schien, als unten im Tal.

Wir wähnten uns auf der Bergspitze, mußten aber im Morgengrauen enttäuscht feststellten, dem Gipfel, hinter dem sich die Stadt versteckte, noch sehr fern zu sein,.

„Wir müssen noch über den Kamm", murmelte Carlos kleinlaut, der uns unsere Enttäuschung ansah.

Bevor wir aufbrachen, stärkten wir uns mit einem *mate de coca*, um für die Strapazen des Weges gerüstet zu sein. Wir saßen vor dem Lehmhaus, da öffnete sich die Tür. Eine Sau und ein Eber verließen mit einem Gefolge von sechs Ferkeln das Haus und pirschten den Weg entlang. Nach einer halben Stunde kehrten sie zurück. Der fette, große Eber stellte sich auf die Hinterpfoten und pochte mit dem rechten Vorderhuf an die Tür. Die Señora öffnete.

„Caramba! Eure Uhrzeit ist noch nicht gekommen! Verschwindet!" meckerte sie. Als wollten sie uns anspornen, liefen die Schweine die Anhöhe hinauf. Wir folgten ihnen. Irgendwann schlugen sie sich in die Büsche. Die Mühen des Vortages begannen von neuem. Obwohl wir unermüdlich stiegen, vergingen Stunden, ehe wir den Kamm erklommen. Ein schmaler Grat zum Nachbarberg schloß sich an. Der Anblick der Bergspitzen war von oben unbeschreiblich. Wie zu Stein erstarrte Wellenberge, den wogenden Meerwellen ähnlich, als wären sie einst genauso flüssig gewesen und von einer Sekunde zur nächsten erstarrt, lagen die Berge zu unseren Füßen. Kondore glitten wie Schmetterlinge über unsere Köpfe hinweg. Bei ihrem Anblick stand uns das Herz still. Sie flogen im Schatten der Berge, eingebunden in die Umgebung, mit der sie im Einklang lebten. Sie lebten, wovon ich träumte! Es war schon immer mein Traum, zu fliegen, wie der Kondor fliegt und ich war sicher, daß es gelänge, sobald ich es schaffte, mich nicht mehr zu verschwenden und meinen Geist rein und pur zu halten, wie diese Landschaft hier oben in viertausend Meter Höhe, deren Energie sich wie am ersten Tag der Schöpfung anfühlte. In der Höhe lebte mir ein Tier den Spagat zwischen Ungebundensein und Freiheit vor. Welch beschwerlicher Weg war es, in die Höhe zu gelangen! Der Anblick der Kondore genügte, um meinem Geist Flügel wachsen zu lassen. Dem Himmel näher als der Erde ließ ich mich in die unendlichen Weiten meines eigenen Universums tragen. Weder Zwängen, Pflichten, Zielen, noch Wünschen ausgeliefert zu sein, leer sich von der Schönheit der Geschöpfe füllen zu lassen, um in Einheit mit seiner Umgebung zu schwingen, ist wie ein Bad im Licht der Fremde, das mich mit feenhafter Geschmeidigkeit verwandelte.

Die Gegenwart ist ein fließendes Gewand in einem Wind aus Sternenstaub. Die Energien hüllten uns wie ein Mantel ein und zwangen uns, keine Ausflüchte mehr zuzulassen. Mit sich ewig urbildlich selbst zu sein, etwas aus sich selbst heraus zu tun, aus tiefsten Herzen herauszuleben, bedeutet ureigene Freude.
Die Regenzeit, die in den Anden gerade abzuklingen begann, hatte verheerende Schlammlawinen, Huaycos genannt, ausgelöst. Ohne Vorwarnung, von einer Sekunde zur nächsten, stürzten Berghänge in die Tiefe und rissen viele Menschen in den Tod.

„Ganze Ortschaften sind im Nu begraben", warnte uns Carlos vor ihrer Gefährlichkeit. Anderntags sollte Regen einsetzen. Weil er sämtliche stofflichen Hüllen durchnäßt, nicht nur Kleidung, sondern auch Häuser, deren Dächer oft Löcher haben, ist der Andenregen erbarmungslos. Zur Nässe gesellen sich Kälte und Höhenluft. Zwischen Höhe und Abgrund kippt die Zweischneidigkeit des Lebens in den Anden von einem Extrem ins andere. Da Javier und ich Carlos Warnungen in den Wind schlugen, erzählte uns Carlos von dem Augenzeugen einer Schlammlawine. Dieser Augenzeuge befand sich zufällig gerade außerhalb des Dorfes, als innerhalb von drei Minuten die Häuser von einer Schlammlawine begraben wurden. Bei dem Unglück verlor er seine gesamte Familie.

„Die aus dem Körper fliehenden Seelen glitten im Lufthauch durch ihn hindurch. Er nahm ihre Präsenz als Stofflichkeit wahr, obgleich sie nicht zu sehen waren", beschrieb uns Carlos seine Beobachtungen. .

„Die Seele wiegt dreizehn Gramm", sagte Javier, der es irgendwo gelesen hatte.

„Vor der Schlammlawine hat der Mann die Erscheinung eines gehuften Wesens gesehen, das mit Eselskopf und nackter, roter Haut keinem Tier der Erde glich, zumal es beim Laufen seine Größe veränderte von klein bis riesengroß, was kein gewöhnliches Tier vermag. Es war der Schlammlawine vorangeschritten. Dieses Tier war es, das die Schlammlawine auslöste und zum Dorf lenkte. Wir Andenbewohnern nennen es Calluac. Es wurde desöfteren vor Schlammlawinen gesichtet. Es duckte sich, als die Lawine fiel und ließ sie über das Dorf rollen. Die Figur selbst blieb unbehelligt", berichtete Carlos. Calluacs waren uns nicht unbekannt. Javier und ich hatten durch den Freund Rodolfos von ähnlichen Augenzeugenberichten gehört.

„Fröhnen Menschen verkommenen Sitten, vernichten die Götter sie", behauptete er. Ob Hirngespinste oder nicht, den Untergang Tiahuanacos schrieben die Hopis der Strafe der Götter zu. Unsinn! dachte ich, wie kann ein Gott strafen, wenn es sich um eine Instanz handelt, die beseelt und liebt? Wer weiß, wer oder was sich hinter den Calluacs verbirgt? Schlammlawinen tosten bis nach Lima und in die Nähe des Mochedörfchens. Diese Orte liegen am Meer. Der Nackthäuter erinnerte mich an unsere Nackthunde, perros galatos, die wie er kein Fell haben. Es gibt welche mit hellroter und welche mit brauner Haut.

„Die Nackthunde sehen wie Dämonen aus!", rief einmal eine Deutsche beim Anblick der Hunde aus, die unsere Hacienda bewachen. Auch Javier und mir war derselbe Gedanke schon oft gekommen, wenn sie im Blutrausch Hühner, Hähne, Enten und Katzen töteten, ohne das geringste Interesse an ihrer Verspeisung zu zeigen. Es kam ihnen nur aufs Töten an.

„Ihre Augen sahen wie vom Teufel besessen aus, als ich sie in flagranti erwischte", hatte Javier gesagt.
In Wahrheit werden wohl die Geschöpfe der Erde genetisch verbunden sein. Sie stammen aus einer gemeinsamen Schöpfung. Nackthunde gelten den Moches als Urrasse. In der Antike lebte man mit ihnen. Dutzende ihrer Konterfeis sind als Keramiken aus der Erde geholt worden. Wären die Nackthäuter nicht solch exzellente Wachhunde mit einem Spürsinn weit über dem gewöhnlicher Hunde, hätten wir ihnen den Laufpaß gegeben.

„Du kannst im Mochedorf nicht ohne Hunde leben“, hatte Javier die französische Vorbesitzerin der Hacineda gewarnt. Sie mochte keine Hunde, überhörte die Warnung, wurde von Dieben ausgeraubt und vergewaltigt und starb traumatisiert ein Jahr später bei einem Autounfall. Die Französin war unbewaffnet, als sie und ihr Mann von fünf Peruanern überfallen wurden. Wegen solcher Überfälle verließen sich die Menschen nicht mehr auf die Polizei und bewaffneten sich selbst.

„Wozu riskieren wir unser Leben?“, fragte Javier.
„Wir können nicht umkehren. Zurück ist genauso gefährlich wie nach vorn.
Die Gefahren können uns auch auf dem Rückweg ereilen!“

An diesem Punkt war Steigen wie Fallen, Tiefe wie Höhe, Vergangenheit wie Zukunft. Angst war kein kluger Berater. Es blieb nur der Weg nach vorn übrig, nach vorn zu meiner eigenen Kraft, was mir die Strapazen längst vorgeführt hatten. Der Aufstieg nach Choquequirao gab die Anstrengungen wieder, die ich auf mich nahm, um wieder ich selbst sein zu können. Keine erfüllende Beziehung zur Welt wäre ohne die Bereitschaft möglich, sich selbst begegnen zu wollen. Insofern war die Stadt als Ziel nicht mehr wichtig. Sie war unterwegs unwichtig geworden, da, wo ich von mir selbst überrascht wurde.
In dieser Bedrängnis gab ich die Person auf, die ich bisher gewesen war. Ich entledigte mich meiner Konditionierungen, die mich bestimmt hatten und die nicht mehr zu mir paßten. Mit Großstadtdenken ist in den Bergen nichts anzufangen. Uns nahe am Ziel zu spüren, war ausschlaggebend für unsere Entscheidung nicht aufzugeben. Carlos kam auf der letzten Wegstrecke nicht mit. Er verabschiedete sich von uns und versprach, auf der zweiten Bergstation auf uns zu warten.
Der letzte Abschnitt des Aufstiegs enthüllte sich als der beschwerlichste. Choquequirao schien sich vor uns zu verstecken. Wird die Stadt jemals auftauchen? fragten wir uns. Als wir aufgaben, sie fieberhaft mit unseren Schritten zu ersehnen, zeigte sie zum ersten Mal ihr Anlitz. Auf der Krone des Pesas Blanco gelegen, zog sie sich mit wunderschönen Terrassen, „hängende Gärten“ genannt, von oben nach unten um den Berg herum. Sie ähnelte einer Traumburg, keiner Stadt dieser Welt. Sah die Stadt zum Greifen nah aus, so mußten wir vor dem Erreichen einen weiteren Berg erklimmen, der zu unserem Kummer auf der anderen Seite steil wieder hinabführte. Uns wurde nichts geschenkt. Die letzte, steile Wegstrecke war der Gipfel der Unwegsamkeit. Diese meterhohen Treppen hinauf- und hinunterzusteigen war lebensgefährlich. Dabei sind, neben Monolithbauten und Tunneln, die Terrassen die genialste Erfindung der alten Andenbewohner, da sie den Stadtbewohnern ausreichend Ackerland für tropische bis subtropische Klimazonen boten. Entlang der Häuser zogen sich Wasserkanäle aus Stein. Das Wasser wurde von der Bergspitze nach unten geleitet. Im plätschernden Singsang des Regentropfengeprassels, das sich mit dem Rauschen der Wasserfälle und Quellen mischte, fühlte ich mich unter meinesgleichen. Ich saugte die Töne ein, die einen unverstellten Geist wiedergaben.
Choquequirao steht auf einem Pyrithfelsen, der wie Metall aussieh, sobald ihn die Sonne anblinzelt. Die Stadt hat einen oberen und unteren Teil. In beiden sind Giebelhäuser aus Mörtel und einfachen Feldsteinen. Monolithe fehlen. Die Bauweise unterscheidet sich kaum von heutiger. Im Vergleich zu Machu Picchu war Choquequirao eine neue Stadt. Die Zyklopenbauweise Machu Picchus ist neben der Puma Punkus und Sacsayhuamans eine der schönsten. Wuchtige Monolithe in den Fundamenten der Bauwerke weisen die Quader als die ältesten aus. Das Niveau der Bauweise fällt ab, je neuzeitlicher sie wird. Am Schluß ist nur noch mit Feldsteinen gebaut worden. Ohne Entwicklung war zuerst eine hohe Kulturstufe wie aus dem

Nichts aufgetaucht, die anschließend zerfiel. Durch die Konzentration vieler verschiedener Baustile wurde Machu Picchu zu einer einzigartigen Schatzgrube menschlicher Geschichte. Die Monolithkultur gab es nur in den Bergstädten der Anden, nicht an der Pazifikküste. Die Angewohnheit der Moches, Chimus und Inkas, auf Plätzen untergegangener Zivilisationen zu bauen, übernahmen auch die Spanier, die auf früheren Plätzen katholische Kirchen bauten. Eine runde, abgeflachte Bergspitze galt den Menschen in Choquequirao als Ritualplatz.

„Beim Rückzug der Inkas vor den spanischen Besatzern versteckten sich die Menschen in den Bergstädten. Der Rückzug schützte sie nur fünfzig Jahre, dann wurden auch sie aufgespürt “, hatte Carlos gemeint.

„Welch unglaubliches Versteck! Kaum vorstellbar, wie je ein Mensch diese Stadt finden konnte! Wie haben die Spanier sie wohl entdeckt?“, fragte ich.

„Durch Verrat.“

Die vor den spanischen Invasoren flüchtenden Inkas mußten bei ihrer Ankunft in Machu Picchu schwören, niemals die Stadt zu verraten.

Uns starrte die Leere einer verlassenen Stadt an. Es herrschte tiefe, einsame Stille. Weit und breit keine Menschenseele. Genauso wie in Tiahuanaco und Chan Chan wehte nur der Wind durch die Ruinen.

„Wo sind die Menschen, die mit uns aufgebrochen sind?“, fragte ich verwundert.

Javier zuckte die Achseln. Die wenigen Menschen, denen wir unterwegs begegnet waren, kehrten um. Unser Bergführer ließ uns im Stich. Ein kräftiger, junger Franzose, gut ausgerüstet und beschuht, war zwei Kilometer vor Erreichen des Ziels umgekehrt.

„Warum nehmen Menschen unglaubliche Mühen auf sich, einen Berg zu erklimmen, um kurz vor dem Ziel umzukehren?“, fragte ich.

„Etwas geht von Choquequirao aus, das die Menschen abhält, die Stadt zu betreten, die den Strapazen nicht gewachsen sind.“

Wäre ich nicht mein ganzes Leben auf diesen Moment vorbereitet worden, wäre auch ich umgekehrt. Im Weg lag ein Gleichnis für mein Leben.

Aus der Gegenwart heraus auf die Vergangenheit zu schauen ist leicht. In Wahrheit schaut die Vergangenheit auf die Gegenwart. Wo sind die Bewohner? hatte ich mich naiv gefragt. Eine Bewohnerin bin ich. Es haben niemals andere als wir darin gewohnt. In der Vergangenheit waren wir niemals etwas anderes als in der Gegenwart. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart. Tod und Wiedergeburt bestimmen unsere Geschichte, schallte eine Antwort aus der Tiefe meines Urgedächtnisses.

Kann durch Erfahrungen, Begegnungen, Berührungen, Erscheinungen die verlorene Erinnerung wieder belebt werden? fragte ich mich. Es sind die Orte, die sprechen. Eine besondere Schwingung mit Gerüchen, Tönen, Rhythmen, Lichtern aus der Nähe gespürt, unterscheidet sich vom Lesen eines Buches. Darin liegt das Geheimnis der Erinnerung. Durch Berühren werden Schwingungen in der Tiefe eines Urgedächtnisses geweckt. Die Orte verlieren niemals ihre Geschichte, auch wenn sie zu Staub geworden sind. Ebensowenig verliert ein Mensch seine Geschichte, obwohl er durch den Tod ausgelöscht wird.

Ich erinnerte mich eines Traumes, der vor zwanzig Jahren auf meiner ersten Amerikastation, in New York, zu mir gekommen war. Eine Gruppe Gleichaltriger, Mitte dreißig, überwiegend aus Männern bestehend, stürmte in der Nähe eines vom Wald umkränzten Berges in verschiedene Himmelsrichtungen davon. Ich gehörte zu ihnen. Meine Intuition sagte mir, daß wir weder die Ersten noch die Einzigen auf diesem Weg wären. Vor und hinter uns sah ich Leute. Nach dem Aufbruch hatte sich unsere Gruppe geteilt. Ich ging im zweiten Teil, der kleiner

war. Es war keine Eile geboten. In einer Art Spaziergang kletterten wir den Berg hinauf. Es war der kürzere, steilere Weg. Am Wegesrand machten wir es uns gemütlich, sobald uns danach gelüstete. Gelegentlich unterbrachen wir den Aufstieg ganz, wenn wir unterwegs in Ortschaften verweilten. Freundliche Bewohner tischten uns die besten Speisen und Getränke auf. Wir waren froh, etwas zu tun, was gewöhnliche Menschen taten. Schon beim ersten Halt hatten wir unser Ziel, die Spitze des Berges zu erreichen, aus den Augen verloren. Bei solchen Pausen blieben einige zurück. Allmählich schrumpfte das Häuflein. Einmal konnten wir von einem Rastplatz aus den Weg, den die zweite Gruppe eingeschlagen hatte, beobachten, der weniger steil, jedoch länger und dunkler war. Hunderte Reiter sprengten eilends zur Bergspitze. Im Gegensatz zu uns interessierte sie nur das Ziel. In ihrem Tempo lag eine Siegesgewißheit, die wir nicht ausstrahlten. Sie werden vor mir da sein! dachte ich. Ihr Beispiel spornte an, Kräfte für den steilen, holprigen Weg zu sammeln, den ich gewählt hatte. Ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen. Bei der nächsten Rast waren wir trotzalledem Gäste der Hochzeitsgesellschaft eines Dorfes. Ausgelassen feierten wir im Garten. Ich kann mich nur noch an einen Mann erinnern, mit dem ich ankam. Die restlichen Begleiter waren zurückgeblieben. Als wir am Familientisch Platz genommen hatten, der mit Leckerbissen gedeckt war, die ich lange nicht genossen hatte, langte ich wegen meines großen Hungers unbekümmert zu. Ich griff nach einer italienischen Bratwurst. Jemand schlug mir hart auf die Finger, als hätte ich etwas Unanständiges getan.

„Tanz gefälligst nicht aus der Reihe und warte, bis wir alle zu essen anfangen!“, wies mich die lieblose Stimme einer Frau zurecht. Eingeschüchtert traute ich mir nicht mehr zu essen. Während die Menge längst beim Essen, Rülpsen und Schmatzen war, schaute ich den Essenden zu.

„Warum ißt du nicht?“, fragte jemand verwundert.

„Die Dame neben mir meinte, das Essen wäre noch zu heiß“, sagte ich und zeigte in Richtung meiner unhöflichen Nachbarin.

„Das stimmt nicht! Iß!“, befahl mir die hartherzige Nachbarin und behauptete, niemals gesagt zu haben, nicht essen zu dürfen.

Als ich endlich meinen Appetit stillte, waren die Würste kalt. Meine Laune war hin. Gekränkt stand ich auf, ging ums Haus in den hinteren Teil des Gartens, um meinen Hunger an den Gemüsebeeten zu stillen. Da fing es in Strömen an zu gießen. Scheiße, du bist hier fehl am Platz!, fluchte ich. Ein älterer Mann, dessen gütiges Gesicht ein Verstehen ohne Worte ausstrahlte, kam auf mich zu. Er riet mir, allein weiterzugehen. Ich verließ die Gesellschaft, verabschiedete mich nicht einmal vom letzten Begleiter, der ausgelassen der Tischgesellschaft beiwohnte. Um unter Menschen sein zu können, hätte ich beinahe mein Wanderleben aufgegeben. Wäre ich unter ihnen glücklich geworden, hätte ich gewiß mein Ziel aus den Augen verloren. Ein geheimnisvoller Grund ließ mich nicht glücklich werden. Ich verließ den Ort, genauso wie ich die vorausgegangenen Orte verlassen hatte, wenngleich das Verlassen nie ganz freiwillig war. Die Spielregeln und Eigenarten der Menschen machten mir ein Bleiben unmöglich.

Rückblickend erschien mir der Traum wie die Ankündigung des Kommenden. Metaphorisch gesehen war mein Leben in ähnlicher Weise verlaufen. In Javier erkannte ich meinen letzten Begleiter.

Mein Blick, einen Moment abgeschweift, kehrte in die Höhe der Andenberge zurück. Beim Hochsteigen war mein Geist unmerklich in Ebenen geglitten, in der Vergangenes im neuen Licht erschien und mir die Kraft gab, auch das Kommende verstehen zu können. Genauso wie ich mich in der Tiefe gefunden hatte, fand ich mich in der Höhe. Zwischen Höhe und Tiefe

war, was ich bin und sein werde. Mein Bewußtsein wand sich aus einem Schlangenpfuhl nach oben, in die Welt des Kondors. Sowohl unten als auch oben nahm ich Kräfte wahr, die mich zwischen hell und dunkel hin- und herpendeln ließen. Ich bewegte mich zwischen diesen beiden Schöpfungen, die sich in ihrer Gegensätzlichkeit auszumerzen trachteten. Wäre der lichte Pol nicht am Wirken, wären die Menschen längst untergegangen. Kein Wunder, daß die dunklen Kräfte die lichte Natur des Menschen, seinen Geist, am heftigsten bekämpfen. Beide Pole waren unbewußt und mußten vergegenwärtigt werden. Unversöhnlich angelegt, sind sie als Feuer und Wasser real existierende Welten, in deren Mitte ich als Mensch mit der einzigartigen Fähigkeit stehe, sie durch Liebe auszugleichen. Das ist eine ungeheure Fähigkeit, die jeder Mensch in die Wiege gelegt bekommt. Ohne Vergegenwärtigung beider Pole ist der Ausgleich nicht zu meistern. Ich war gewillt, die Dualität hinter mir zu lassen. Meine Tiefe ausgelotet, die Höhe mit Blitz, Donner, Regen und Sonne erprobt, verstand ich nun Kuntur, der aus seiner Höhe in die Menschenwelt hinabgeflogen war, die eine Mischwelt aus hellen und dunklen Aspekten ist. Für Lichtwesen ist die gemischte Welt, in der das Licht tagtäglich durch Dunkelheit begrenzt wird, kaum zu ertragen. Schon für Menschen ist es schwer, sie ertragen zu können. Nur durch Ausgleich ist sie zu überwinden. Bei Übertreibung eines Pols geht der Ausgleich verloren. Sobald Ratio und Verstand die Oberhand gewinnen, geht die rechte Verbindung zum Herzen verloren. Das Herz ist der Sitz der Seele. Da die Seele aus demselben Stoff wie die Weltenseele geschmiedet ist, der wahren göttlichen Kraft, verliert die Seele ihr Gleichgewicht, sobald Verstand oder Gefühle als Gegenpole einseitig agieren. Krankheiten entstehen durch den Verlust der Harmonie. Rauchender Spiegel nannten die Azteken einen Gott, der die Welt mit sezierendem Verstand zerteilte. Es ist der Verstand, der teilt. Ohne Verbindung zum Herzen bleiben Gedanken Totgeburten. Das Schwarz-Weiß-Denken der Buchstaben, Wörter, Schriften und Bücher trennte mich von der musikalischen Sprache des lebendigen Schwingungskörpers der Erde, in dem die Zellen der Lebewesen im Einklang mit der Weltenseele klingen. Sind Menschen nicht in einem ähnlich dumpfen Bewußtseinszustand gefangen wie die Tiere? fragte ich mich. Bei Tieren sind die unteren drei Chakren geöffnet, worin sie den Menschen gleichen, die ihrem Unterbewußtsein das Ruder überlassen. Ein Mensch muß sich sein Menschsein erst durch den Aufstieg zum Geist verdienen. Die Hinwendung zum Herzen und zum Geist bewirkt das Steigen der Kundalinienergie in die oberen Chakren. Der Gang in die Tiefe machte mir klar, daß das, was in der Welt mit mir geschah, von mir selbst abhängig war und von mir selbst herbeigeführt wurde. Diese Tatsache konnte ich mir nicht oft genug vor Augen halten. Der Weg nach oben lehrte mich dagegen, die Lösungen in mir zu suchen, nicht in der Außenwelt. Die Ereignisse geschahen aus mir selbst heraus. Und sie geschahen spontan. Die Absicht genügte und das Neue begann.

„Es genügt ein Gedanke und allein, weil du ihn denkst, wird er Wirklichkeit“, rief ich mir Javiers Satz ins Gedächtnis. Gedanken kreierten Realität. Ich hatte nichts weiter zu tun, als mich von Fremdbeeinflussung zu lösen und meine Gedanken von ihr reinzuwachen. Die Unerklärlichkeit des Lebens liegt in der Unerklärbarkeit des eigenen Ichs.
Welche Ebene mein Unter-, Tages- oder Oberbewußtsein auch einnahm, es spiegelte die Resonanz der Ebene wider, mit der ich momentan verbunden war. Ich rief Erinnerungen eines unendlichen Bewußtseins wach, das in verschiedene Ebenen gegliedert, verschiedene Welten zu betreten vermochte. Ich gewann den Reichtum meiner Unendlichkeit zurück, indem ich die abgespaltenen Teile von mir erkannte, heilte und wieder zusammensetzte. Erkennen, integrieren, loslassen war der Weg des Heilens. Das Loslassen als letzten Schritt, mit dem ich verhinderte, daß das unbewußte Potential meiner Schatten mich weiter bestimmte. Solange Mächte im Unbewußten blieben, führten sie ein gespenstiges Dasein. Sie zogen mich stündlich in Ab-

gründe, in die ich nicht mehr fallen wollte. Ich mußte die Schlangen in Kondore transformieren. Der Mensch ist ein Transformator. Sind wir außerhalb unseres Selbst, entziehen wir uns dem Ruf des eigenen Geheimnisses.
Jahrzehntelang reinigte ich mich von den unheilvollen Einflüssen meiner Vergangenheit und ging in etwas, das ich vor langer Zeit verloren hatte und das in Gestalt von etwas sehr Altem zurückkam. Mein Stadtleben schien wie weggewischt, stattdessen war mein Sein darauf gerichtet, Zeit zu haben. Keine Eile, kein Druck und kein Ziel. Ich mochte Reines, Unschuldiges, Ursprüngliches, ich mochte Integrität, ich mochte Schönheit, Authentizität, ich mochte Gutgläubigkeit und Naivität, ich mochte Spontanes, Affekthaftes, Lebendiges, ich mochte wilde, ungestüme Leidenschaft, ich mochte Ruhe, inneren Frieden, Ausgeglichenheit und Vertiefung. Weit abgeschlagen von der Zeit fand ich mich auf einem Pfad der Ewigkeiten wieder. Eine unendliche Zeitebene mit Sekunden, Minuten, Stunden, Tagen, Wochen, Monaten und Jahren tat sich in mir auf. Ich wußte nicht, wie spät es war oder welches Datum wir hatten. Mein Geist glitt wie ein Kondor im Wind. Und was tat ich mit der Zeit? Ich beschäftige mich mit mir selbst. Da ich die Welt nur in Beziehung zu mir selbst wahrnehmen kann, beschäftigte ich mich mit der Welt. Welt, Ich und Zeit sind eins. Die Welt ist die Essenz. Es gibt keine Trennung zwischen dem, was ich in der Welt wahrnehme und mir. Da es um mich ging, konnte ich nur meiner eigenen Wahrnehmung trauen. Jeder, der seine Aufmerksamkeit auf etwas richtet, entdeckt sich darin. Durch das Chaos, das die Materialisten anrichteten, widerlegten sie sich praktisch selbst. Je korrupter, krimineller und kriegerischer sie sich zeigten, desto mehr lenkten sie ein Augenmerk auf die Existenz dunkler Götter. Glaube oder Nichtglaube spielten keine Rolle, ihre Gesetze wirkten unabhängig vom Glauben. Eines der gängigsten Gesetze der Welt, das des eingeschriebenen Privatbesitzes, ist uralt. Wenn die geltenden, dunklen Dogmen zur Vernichtung führen, warum folgen ihnen die Massen? fragte ich mich und begann, für mich das Massenbewußtsein durch etwas Fließendes zu ersetzen, das sich mir zu erkennen gab, in dem es einfach so war, wie es ist. Es lag in Bergen, Wolken, Tieren und Bäumen genauso wie in mir. Alles ist beseelt. Alles hat Bewußtsein, das sich auf telepathischer Ebene, von Geist zu Geist, kommunizieren läßt.

> „Wir Mocheros glauben, daß die höchsten Berge auch das meiste wissen, weil sie hoch sind, höher als wir und etwas erleben, was für uns unsichtbar ist. Ihr Bewußtsein erzählt uns die Erdgeschichte“, meinte Javier.

Auf dem Ritualplatz Choquequiraos ließ der Ausblick mich auf Wolken schweben. Abgründe stürzten in kilometertiefe Schluchten. Eingewoben in die Landschaft glitt ein Kondor auf Futtersuche dahin. Mit seinem Fliegen lebte er mir eine Daseinsfreude vor, die im Einklang mit der Welt stand. Ich möchte ebenso in Einheit schwingen wie er! sagte ich mir. Ich möchte genauso leer sein von dem, was mich bestimmte, um mich von Schönheit und Fülle führen zu lassen wie er. Die Seelenruhe, mit der der Kondor flog, ließ nichts von den Polaritäten erkennen, in die sich mein Dasein verhedderte. Sinnbildlich hat der Ausgleich der Polaritäten einen Schwebezustand der Seele zur Folge, der sich wie Fliegen anfühlt. Dieser Zustand ist das Ziel der andinen Einweihung, in der am Schluß nichts zu tun bleibt, als zu sein. Manchmal gibt es Momente im Leben, wo es ausreicht, da zu sein - an einem bestimmten Tag, in einer bestimmten Umgebung, mit einem bestimmten Menschen, mit einem bestimmten Tier. Es ist nicht notwendig zu sprechen. Worte wären fehl am Platz, denn die Stimmigkeit liegt im Hiersein. Als Stadtmensch liebte ich Beschäftigungen, Worte und Töne, mußte fortwährend in Bewegung sein. Hier oben sind es die stummen Gebärden der Kondore, der Sterne, der Sonne, der Berge, die, wie ich, einfach nur da sind, mit dem, was sie sind und glücklich machen. Es ist ein Zustand der Fröhlichkeit, der dem Geist der Quelle ähnelt, weil alles, was kommt, aus mir

selbst heraussprudelt und stimmig ist. Indem ich aus meinem tiefsten Innern entscheide, was gut tut, klettere ich hinauf. Wieviele Momente habe ich gebraucht, um die Welt anzunehmen wie sie ist? An manchen Stellen des Weges verwandelten sich Bäche in Stromschnellen, die aufgeregt miteinander plauderten und sich über die Trägheit des langsam dahinziehenden Wassers beklagten. Da bin ich noch im Nebel! hauchte mir die Stimme des Wassers zu. Da bin ich in den Wolken, im Dampf, im Morgentau, im Atem! Ich bin in den unsichtbaren Gewässern der Tiefe ebenso wie im Blut. Das Leben fließt, wie es ist, schmiege dich wie Wasser an. Im Aufbäumen verlierst du Kraft. Nimm es, wie es kommt und sobald du es willkommen heißt, zeigt es sich von seiner angenehmsten Seite. Laß dich fallen wie das Wasser. Rausche wie Regen auf die Köpfe herab. Sei aufbrausend und wild wie die Meeresbrandung, wenn dir danach zumute ist. Sei sanft und anschmiegsam wie das Bächlein, das noch einen langen Weg vor sich hat; sei ein reißender Strom, sobald sich Widerstände in den Weg rollen. Das Wasser reißt alles mit, wenn es fließen will. Darum geht es, ums Fließenlassen. Schnell, still, laut, mitreißend! Am Ursprung ist das Ganze, das urbildlich Eine, aus dem alles fließt und in welches alles zurückkehrt. Es bleibt unverwandelbar, auch wenn es sich beständig veränderte. In meiner Erinnerung wandelte ich durch Straßen, durch die ich in meiner Kindheit ging, dort trank ich das Wasser von Quellen, neben denen ich geboren war, wandelte und verwandelte mich von Gestalt zu Gestalt. Augenblicklich schlüpfte ich in das alte Wesen zurück, das ich einst war und das ich zurückgelassen hatte. Es kam die alte, in der Kindheit erfahrene Tiefe zu mir, deren Intensität mich einstmals erschreckte. Mir war, als hätte ich niemals diesen Ursprung verlassen, als hätte ich meine Perureise nur geträumt. Wäre der Boden nicht so fruchtbar gewesen, in dem ich wurzelte, wäre ich nie so hoch hinausgewachsen. Die Freude, der ich in der Erinnerung an meine Kindertage begegnete, gab sich wie eine Schwester, die auf meine Rückkehr gewartet zu haben schien. Der sprudelnde Quell bin ich, beständig Neues, Frisches aus Urtiefen holend. Halte inne, lausche, ruh dich aus, höre, was die Stimmen um dich herum erzählen, beweg dich nicht, hör einfach nur zu! Darin liegt dein Verlangen, deine Hingabe, dein Glück. Keine Stille bleibt unbemerkt. Kein Traum vergessen. An der Quelle sein, heißt, an der Wurzel, am Ort der Ursprünglichkeit sein. Seitdem ich zum Ursprung zurückging, fühlte ich mich wie eine Quelle beständigen Fließens. Wieviele Male ging ich dieselben Wege, um sie jedesmal verschieden wahrzunehmen? Wieviele Personen bin ich gewesen, die sich aus dem Unbekannten herausschälten? Wieviele Umwege bin ich gegangen, um am Ende wieder dort anzugelangen, wo ich am Anfang war?

Ich verstand den rätselhaften Traum von vor einigen Tagen. In der Gegend um meinen Bauchnabel war etwas in Bewegung geraten. Plötzlich hatte ich gesehen, wie ich mich in eine Quelle verwandelte. Aus einem inneren Punkt der Tiefe quoll aus meinem Zentrum Wasser empor, das sich in wellenförmigen Kreisen in mir ausbreitete, zum Rand hinlief, während aus der Mitte frisches Wasser nachquoll, das aus noch größeren Tiefen aufstieg. Mit dem Wasser quoll ein sehr alter Geist nach oben. Ich hatte das Gefühl, aus tausend Toden zu erwachen. Das Wasser floß und floß, befruchtete nicht nur mich, sondern alle, die mit ihm in Berührung kamen. Menschengruppen, Tiere und Pflanzen zog es zum Wasser. Ein unaufhörliches Fließen und Wandeln forderte das Höchste von mir ab. Dein Geist ist zum Fließen und Erfrischen bestimmt! sagte eine Männerstimme und ich wurde wach.

Javier, der eingeschlafen war, träumte vom Geist Choquequiraos.

„Er näherte und entfernte sich. Er gab sich nicht zu erkennen, deshalb bin ich nicht in der Lage zu sagen, welcher Art dieser Geist war“, beschrieb er, was er gesehen hatte.

Angesichts der Wohltat, die der Gipfel Choquequiraos für uns war, fiel uns der Betrunkene ein, der die entscheidende Person war, die uns zum Choquequirao Abenteuer verführt hatte.

Mitten am Tag, gegen zwölf Uhr, hagelte es, obwohl die Sonne gerade noch geschienen hatte, von einer Sekunde zur nächsten fünf Zentimeter große Eisbrocken. Kaum hatte sich der Hagel gelegt, stand ein Mann von Mitte fünfzig vor uns. Wir befanden am Modellstein Saywites, in dessen Nähe Tunneleingänge liegen, auf die uns ein Wärter der peruanischen Antikenverwaltung aufmerksam gemacht hatte.

„Sie führen nach Cuzco“, meinte er bezüglich der verschlossenen Tunneleingänge. Nachdem er gegangen war, erschien mit dem Hagel der Betrunkene, mit dem Javier eine Stunde lang sprach.

„Der hat sich aber den Chicha gut schmecken lassen!“, bemerkte Javier nach seinem Abgang. Der Betrunkene, der von einem Vierstundenfußweg nach Choquequirao gesprochen hatte und uns damit aufmunterte, entsprach exakt dem Aussehen der Berggeister.

„Beim Erscheinen wirken sie betrunken. Die Transformation wird von Naturschauspielen wie Regen und Hagel begleitet“, behauptete Carlos.

.

In der darauffolgenden Nacht sah ich mich im Traum in einem Haus, das auf einer Bergspitze lag. Es hatte zwei Zimmer, die durch einen fünfzig Zentimeter breiten Spalt von klaffender Tiefe voneinander getrennt waren. Um zum zweiten Raum zu gelangen, mußte ich über den Spalt springen. Im zweiten Zimmer bewegten sich Menschen hin- und her. Ohne Angst ging ich hinüber. Kaum angekommen, mußte ich auf die Toilette. Aus dem Klosettbecken quollen Massen von gelben Lichtkugeln, jede größer als ein Fußball. Sie rollten den Berg hinab. Ich folgte ihnen. Am Berghang lebten unzählige Menschen, die ihre Häuser verließen, sobald die Kugeln sie streiften, wodurch der Berg entvölkert wurde und wie Schlammland aussah. Mit mir gingen Kinder. Beim Aufwachen brauchte ich eine Weile, ehe ich begriff, wo ich war. Wir befanden uns in der Bergstation, zu der wir in der Nacht zurückgelaufen waren. Ich schaute mich in diesem Lehmhaus um. Durchs Strohdach zog mangels Schornsteins der Rauch einer offenen Feuerstelle. Eine etwa fünfzigjährige Señora saß auf einem Stein und rührte in einem Kochtopf. Feuer und Weiblichkeit verströmten etwas Schützendes. Fünf Männer saßen neben ihr und schauten ihr beim Kochen zu. Erschöpft mußte ich auf dem Lehmfußboden eingeschlafen sein. Vom Rauch gepeinigt flohen Javier und ich nach draußen und ließen uns von der Señora eine Suppe bringen, die einen Toten hätte aufwecken können. Billionen von Sterne funkelten zum Greifen nah am Himmel. Inmitten des Funkelns erkannte ich die Riesenschlange, die in der Kosmologie der Inkas und Moches eine zentrale Rolle spielt. In der Coricancha, dem zu Hälfte erhaltenen Inkahaupttempel Cuzcos, hatte ich ein zeitgenössisches Gemälde der Riesenschlange fotografiert. Von dieser Aufnahme trug ich eine Vergrößerung bei mir. Mit dem Erscheinen des Sternbildes der Riesenschlange, das sich in der Milchstraße befindet, kehrt die Sonne jedes Jahr zu den Andenbewohnern zurück, nachdem sie in der Regenzeit hinter Wolken verschwunden war. Im Juni und Juli ist der Himmel konstant wolkenfrei. Ende Juli war die Riesenschlange am besten zu sehen. Das neue Jahr begann. Ähnlich unserem heutigen Brauch, am ersten Januar des Jahres das neue Jahr zu feiern, markierte sie den Beginn des neuen Jahres.

Die Inkas nannten sie Amaru. Amaru hatte aber noch eine zweite Bedeutung. Tupac Amaru war ein Inkakönig, der in einer Rebellion gegen die Spanier sein Anrecht auf das Inkareich geltend machte. Die Spanier nahmen ihn gefangen. Auf dem Plaza de Armas von Cuzco sollte er gevierteilt werden. Mit vier Stricken an Armen und Beinen gefesselt, wurde er an vier

Pferde angebunden, die auf Befehl loslaufen sollten. Die Sache schlug fehl. Die Pferde liefen nicht los. Da schnitten ihm die Spanier Kopf und Gliedmaßen ab, die sie in vier Himmelsrichtungen verstreuten, um sein Andenken auszulöschen. Das Gegenteil geschah. Tupac Amaru gehört zu den bekanntesten Inkakönigen. Ähnlich den Gebräuchen der Ägypter, deren Pharaonen einen Namen ihres Gottes trugen, von dem sie abstammten - beispielsweise weist Tutanchamun auf Thot und Amun hin - trug Tupac Amaru den Namen der Riesenschlange. Die Pharaonen sahen sich gleichfalls als Vertreter der Schlange an. Auf ihrer Stirn trugen sie das Zeichen der Schlange. Stülpte ein Pharao die Krone auf den Kopf und zog sie tief ins Gesicht, war die Schlange auf seiner Stirn. Das Mal des Tieres an der Stirn und Hand, kommt mir eine Stelle der Johannesoffenbarungen in den Sinn, die als „christliche Geheimlehre“ bekannt sind.

Mein ganzes Leben reiste ich durch die Welt, lernte viele Sprachen, schnappte hier und da etwas auf, verwarf es, schrieb mir manche Geschichte auf. Ein ganzes Regal voller Tagebücher ist auf meinen Reisen entstanden. Manche Begebenheit vergaß ich, manche begriff ich Jahre später. Nicht alles, was ich hörte, brachte ich zu Papier Verwundert war ich über die Tatsache, daß sich die Geschichten vieler Kulturen gleichen. Bei meinen Beobachtungen kam ich an einigen unumstößlichen Fakten nicht vorbei. Diese nicht gerade leicht zu verarbeitenden Erkenntnisse halfen mir, mein eigenes Weltbild abzurunden und zu vertiefen. Da ich vor Peru Ägypten bereiste, kannte ich seine alten Bräuche. Inkas und Ägypter feierten das neue Jahr Ende Juli. Beide verbanden ein Himmelsereignis mit dem Beginn des neuen Jahres. Bei den alten Ägyptern begann mit Sirius das neue Jahr. Um mir die Bedeutung von Sirius zu vergegenwärtigen, durchwachte ich einmal Ende Juli die ganze Nacht, um im Morgengrauen Sirius zum ersten Mal vor der Sonne aufgehen zu sehen. Mit dem Erscheinen von Sirius begann die Nilschwemme, die die Ufer fruchtbar machte und die durch den Bau des Assuan-Staudammes verloren ging. Verbunden mit dem Erscheinen des Sirius war der Glaube, die Götter kämen zurück. Ägypten ist ein flaches Land, das zu sechsundneunzig Prozent aus Wüste besteht. Ich kann die ägyptischen Nächte, die ich auf meinen sieben Reisejahren durchwachte, um mir den Lauf der Gestirne anzuschauen, nicht zählen. Gewiß waren es hunderte. Ohne Kalender und Uhren war ich in der Lage, am Himmel Jahr, Monat, Woche, Tag und Uhrzeit abzulesen. Drei Sternbilder taten sich besonders hervor, von denen ich mich aus unerklärlichen Gründen angezogen fühlte, drei, die stets zusammengehen: Sirius, Orion und die Plejaden. Warum hatten Sirius und Orion eine solch unglaubliche Wichtigkeit für die Ägypter und warum waren den Mayas wiederum die Plejaden so bedeutsam? Um mehr über die drei zu erfahren, besorgte ich mir das Computerprogramm Sky Globe. Wie groß war mein Erstaunen, die drei auch vor fünftausend Jahren gemeinsam am Himmel erscheinen zu sehen. Man muß berücksichtigen, daß alle Himmelskörper sich mit extremen Geschwindigkeiten durchs All bewegen. Während sich die Positionen aller Sterne extrem veränderten, blieben die Plejaden, Orion und Sirius unzertrennlich. Diese Besonderheit hatten keine anderen Sterne. Bis heute schaue ich sie mir nachts an. Auf der Dachterrasse unseres peruanischen Hauses steht ein Bett. Kaum eine Nacht vergeht, ohne daß ich stundenlang in den Himmel geschaut habe. Zwischen Weihnachten und Ostern beherrschen die drei den Himmel in Peru. Durch meine Sternpassion fiel mir eine zweite Besonderheit auf. Sirius taucht nach einem Jahr exakt an derselben Stelle wie im Vorjahre auf. Alle anderen verrücken etwas. Bewegt sich Sirius mit der Erde? Kreisen wir mit Sirius um die galaktische Sonne? Aber nicht nur Inkas und Ägypter feierten Ende Juli das neue Jahr. Bei den Mayas war am 26. Juli der Beginn des neuen Jahres. Da ich nach dem Mayakalender lebe, feiere ich am 26. Juli das neue Jahr. Ohne Mayakalender wäre ich nie auf die Bedeutung der Zahl Sechsundzwanzig aufmerksam geworden. Im Gegensatz zu den alten

Mayas verwende ich eine moderne, auf Papier gedruckte, Form des Kalenders, was für die Mayas nicht notwendig war, da sie sich an den dreizehn Gelenken und zehn Fingern sowie zehn Zehen orientierten. Für letztere standen Glyphen signifikanter Bedeutung. Die erste nannten sie „Roter Drache“ und die letzte „Gelbe Sonne“. Sie begriffen den Körper als Widerspiegelung der Dreizehn und seiner Potenzierung. Zahlen veranschaulichen manchmal etwas, was im alltäglichen Leben schwer zu veranschaulichen ist. Wer macht sich schon die Mühe, seine täglichen Atemzüge zu zählen? Es sind rund Sechsundzwanzigtausend! An der Anzahl ist die ungeheure Bedeutung der größten Selbstverständlichkeit des Lebens abzulesen. Die Zahl Sechsundzwanzig veranschaulicht aber noch größere Zusammenhänge, die sich mir erst Stück für Stück offenbarten. Sechsundzwanzigtausend beträgt die Zahl eines Sonnenjahres, der rückläufige Lauf in der Präzession. Nicht im entferntesten dachte ich daran, der Gregorianische Kalender, mit dem ich aufwuchs, könne falsch sein, bis mir der Mayakalender die Augen öffnete. Der Mond dreht sich dreizehnmal um die Erde in jeweils achtundzwanzig Tagen, nicht zwölfmal. Ebenso hat der Zodiak dreizehn Sternbilder, nicht zwölf. Laut einer altertümlichen Sternkarte vom ägyptischen Hathor Tempel in Dendera, einem Tempel, in dessen Nähe ich zwei Monate lebte, liegt das dreizehnte Sternbild zwischen „Skorpion“ und „Schütze“. Die Dreizehn, und nicht die Zwölf, ist das Grundmaß der Erde. Das Meer baut sich in Dreizehnerwellen auf. Die dreizehnte ist die höchste, was ich von Thor Heyerdahl lernte. Jesus hatte zwölf Jünger. Er war der dreizehnte. Im Gegensatz zum gregorianischen Kalender, in dem die Zeit linear fließt, kreist im Mayakalender die Zeit, was durch vier Zeitwellen, rot, weiß, blau und gelb, veranschaulicht wird, die aus viermal dreizehn Tagen bestehen und in einem Zweiundfünfzigersystem münden. Die Dreizehn trifft auf unzählige Systeme und Rhythmen zu. 260 Tage braucht ein Embryo von der Befruchtung bis zur Geburt. Innerhalb des Mayakalenders gibt es einen geheimen Kalender mit 260 Tagen, der veranschaulicht, wie sich durch Spiegelung etwas aus der kosmischen Welt verstofflicht, Mondphasen, Zodiak, Atemzüge, Gelenke, Schwangerschaft und DNA sind mit dem dreizehner, sechsundzwanziger, zweiundfünfziger System verbunden. Sogar für den menschlichen Fuß galten sechsundzwanzig Zentimeter als mittlere Größe. Die Entdeckerin der peruanischen Nazca-Linien, Maria Reiche, fand heraus, daß die Zeichen nach einem „Fuß“ von sechsundzwanzig Zentimetern angelegt worden sind, ein Maß, das noch heute von peruanischen Tischlern benutzt wird und auch in den USA bis heute gebräuchlich ist. Ohne Probleme ließ sich das Fußmaß in Altertümer verschiedener Länder einordnen. Am 14. November 1965 schrieb Maria Reiche an ihre Schwester Renate in Deutschland:

Der „Fuß“, den man vor der Einführung des Meters in verschiedenen Ländern gebrauchte, ergibt folgendes:

Türkei 28,57 cm = 26 peruanische cm weniger 0,3 mm
Schweden 28,690 cm = 26 peruanische cm plus 0,8 mm
altes Rom 29,7942 cm = 27 peruanische cm plus 0,85 mm
Japan 30,27 cm = 27 ½ peruanische cm plus 0,2 mm
Englische Druiden, Silbury Hill, nahe Stonehenge 33,02 cm = 30 peruanische cm plus 0,2 mm

Die Entdeckung der Maßeinheit hat eine Tür geöffnet. Man weiß nicht, wo das alles noch hinführen wird!

Auf den Brief war ich durch puren Zufall gestoßen. Ein deutscher Freund Maria Reiches hatte in der Dachstube seines Frankfurter Hauses ihre Briefe aufgehoben. Sie waren fein säuberlich in Ordner abgeheftet, die in einem Regal standen. Ich schlief in dem Zimmer.

„Sie haben einen Tag und eine Nacht Zeit, ihre Briefe zu lesen“ sagte er. Um alle lesen zu können, hätte ich Monate gebraucht. Ich griff wahllos in die Ordner, machte eine Leseprobe nach der anderen, nahm mir diesen oder jenen zum Kopieren mit. Darunter befand sich der Brief über die Entdeckung des Fußmaßes.
Die geringen Abweichungen von wenigen Millimetern ergeben sich aus dem durchschnittlichen Fußmaß menschlicher Größe. Sämtliche Meglithbauten Europas, Nordafrikas und Nordamerikas sind in Fuß gebaut worden. Meine Füße, die ich nach dem Lesen des Briefes maß, haben eine Größe von 24,5 Zentimeter. Aus der Tatsache, daß die Wüstenforscherin das einheitliche Grundmaß der Altertümer entdeckte, ist abzuleiten, daß in Amerika, Europa und Asien dieselben Bauherren agierten. Wer waren die Bauherren? Mit dem ersten Erscheinen von Sirius vor der Sonne wären die Götter zu ihnen zurückgekommen, überliefern die Ägypter und lassen anklingen, woher sie kamen. Wer vom Sirius kam, hatte Fluggeräte und konnte zwischen Europa, Afrika, Asien und Amerika problemlos hin- und herfliegen. Antike Fluggeräte wurden in den Bergen Afghanistans gefunden. Seitdem die US-Army sie beschlagnahmte, verschwanden sie spurlos.
Nachdem ich mich mit der Sechsundzwanzig und Dreizehn beschäftigt hatte, löcherte mich die Frage nach der Zwölf, die für den Gregorianischen Kalender bedeutsam ist, nach der die halbe Welt lebt. Welches Ereignis lag dem Beginn seines neues Jahres zugrunde? Die Antwort ist niederschmetternd. Der gregorianische Kalender feiert am 1. Januar Neujahr, weil sein Namensgeber Papst Gregorian am 1. Januar Geburtstag hatte. Dieser Kalender, der aus dem babylonischen hervorging, baut seine Zeitmessung auf zwölf Monaten auf, die im Verhältnis zu sechzig Minuten für eine Stunde und sechzig Sekunden für eine Minute stehen. Aus dieser Messung ergibt sich die falsche Zeitfrequenz von 12:60 mit einer Quersumme von 12 = 2 x 6 + 6= 666. Die Zahl 666 ist die Zahl der Apokalypse, überliefern die Kopten, die Urchristen Ägyptens, mit der sie einen Kometeneinschlag verbanden. Seine Zahlen deuten einen Drachen an. „… 666 war die Zahl des Tieres…Das Tier, das alle anbeten. Es hatte zwei Hörner und redete wie ein Drache“ heißt es weiter in den Johannesoffenbarungen. Diese seltsamen Worte gingen mir durch den Kopf, während ich wieder einmal in die Windungen des Drachens schaute, der über mir am nächtlichen Sternenhimmel Berlins entlangzog. „Der Drache ist das Zentrum der Ekliptik“, erinnerte ich mich der Worte meines Bekannten. Somit steht er für die falsche Einteilung der Zeit in zwölf Sternbilder, denn er markiert ihre Mitte. Seine strategische Lage wird kaum Zufall sein. Wer nach seiner Zeit lebt, lebt nach falschen Jahren, Monaten, Minuten und Sekunden, muß in zwölf Monaten schaffen, wofür dreizehn gelten, was nur die totale Verwirrung des menschlichen Biosystems zur Folge haben kann, denn ein verwirrter Geist hat logischerweise die Verwirrung der Zellen zur Folge, die im Schwingungskörper der Dreizehn pulsieren. Schließlich sind Zellen mit dem wahren Lauf der Gestirne verbunden. *Mit wem ich meine Zeit teile, teile ich meinen Geist,* lernte ich von den Mayas. Bezogen auf den Gregorianischen Kalender und seine falsche Zeitfrequenz teilt der größte Teil der Menschheit seinen Geist mit dem Drachen.
„Der magnetische Pol befindet sich über Sibirien!“, meldete das peruanische Fernsehen. 2013 verlagerte sich der magnetische Erdpol aus dem Sternbild des Drachens. Drei Jahre später taumelte er auf der südlichen Halbkugel, eine Information, die ich dem deutschen Fernsehen verdankte, das auch vom Zusammenkrachen des Magnetfeldes berichtete, welches besonders schwach in Peru wäre. Immanuel Velikovsky hatte bei seiner weltweiten Analyse geologischer Funde unzählige Verschiebungen des magnetischen Pols und Erdachsenverlagerungen festgestellt. Die Erde birgt Beweise verheerender Katastrophen, die in der Vergangenheit stattgefunden haben. Die Effekte, die bei einer Polverschiebung von der Erde aus zu sehen

sind, entsprechen haarscharf den Bildern, die die Träumenden sahen: zwei Sonnen, der Abstand zwischen Erde und Sternen vergrößerte sich. Die Erdschwingung wird Schumannfrequenz genannt. Im Altertum lag sie bei sechs Hertz. Von den Machthabern wird sie verschwiegen, weil die Erdfrequenz in den vergangenen Jahren auf ein **vielfaches** an Hertz stieg. Mit der Verlagerung des magnetischen Pols hat der Drache seine strategisch wichtige Lage im Zentrum der Ekliptik eingebüßt. Die Paradigmen der Erde gerieten ins Wanken. Von der aufsteigenden Energie der Erde werden Menschen, Tiere und Pflanzen beeinflußt. Niemand kann mehr nach der falschen Zeit leben, ohne vom Chaos ergriffen zu werden. Indem ich meine eigene Dualität aufhob und mich aus meinem Kern heraus neu konstituierte, synchronisierte ich mich mit der Erde, die an sich dasselbe vollzog. Sie begann, ihre beiden Pole in einen zu verwandeln. Den dunklen Pol wird es in Zukunft nicht mehr geben.
Da Geschichtsabläufe nach dem linearen Prinzip des gregorianisch-babylonischen Kalenders aufgezeichnet wurden, der von der Zeitfrequenz 666 des Drachens bestimmt ist, unterliegen auch Geschichtsaufzeichnungen, die von konditionierten Menschen geschrieben worden, die nach der falschen Zeit lebten, seinem Geist. Peruanische Geschichte wurde von Europäern geschrieben, nicht von den Völkern Perus. Die Sicht der Europäer war ihre Projektion. Ihre eigene Geschichte war ihnen entglitten, weshalb sie irrigerweise glaubten, untergegangene Kulturen würden mit heutiger Zeit nichts zu tun haben. Moches, Chimus, Mayas und Inkas lebten nach der richtigen Zeit. Sie kannten die Bedeutung der Dreizehn und das Kreisen der Zeit, in der jeder Punkt der Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft verbunden ist. Es gibt überhaupt nichts Vergangenes. Will jemand seine Vergangenheit begreifen, muß er seine Gegenwart beleuchten. Erlebnisse der Gegenwart spiegeln vorangegangene Ereignisse wider, die sowohl ein Volk als Ganzes als auch einzelne Menschen prägten. Wir sind zugleich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Vergangenheit liegt nicht zurück, da die Zeit überhaupt nicht linear verläuft. In Wahrheit ist sie stets gegenwärtig, geht nie vorüber. Die Vergangenheit geht in der Gegenwart auf. Und die Zukunft ist längst da, bevor sie beginnt. Die Zeit ist ein Kreis, indem die Zeitkomponenten miteinander verbunden sind. Es gibt in diesem Leben überhaupt keine gelebte Zeit, die nicht in Relation zu früheren gelebten Zeiten stünde. Es geht um gelebte Zeit. Menschen füllen ihre Zeit mit Leben aus. Ich geh nicht durch die Zeit. Die Zeit geht durch mich hindurch. Jeder Schritt, den ich tue, steht in Relation zu den Schritten, die ich vorher getan habe. Von dem, was ich jetzt erlebe, gibt es nichts, was nicht in Beziehung zu früheren Momenten stünde. Das Leben ist ein fortlaufendes Jetzt. Unabhängig von Geburt und Tod läuft es unendlich weiter und möchte sich ausdrücken, ein laufender Moment einer endlosen Bewegung von Tod und Wiedergeburt. Die Ereignisse sind Teile, die einem Bewußtsein durch Erlebnisse einverleibt worden sind und so zu einem gehören. Viele verschiedene Ereignisse prägten, wodurch jeder Mensch viele verschiedene Teile in sich trägt. Unbedeutende Momente haben eine ungeheure Bedeutung. Nicht weil etwas von außen kommt. Es kommt von innen und wird auf das Außen projiziert. Zeit rinnt kreisförmig. Und in jedem Kreis ist gleichzeitig jedes Ereignis miteinander verzahnt, auch wenn es unbewußt ist. Wir Menschen drehen uns im Kreis der Zeit. Bevor ein Ereignis eintritt, ist es geschehen. Unschärfe hilft, um schärfer sehen zu können. Nähe macht blind. Aus großer Entfernung gesehen, fühlt sich dasselbe ganz anders an. Wir leben auf einer Kugel mit Gebirgen, Meer, Seen, Bäumen, Blumen, Tieren, Häusern und unseren Ahnen und ahnen nicht unsere Zusammengehörigkeit.
Beim Kreisen der Zeit nimmt man sich gleichzeitig in verschiedenen Zeitebenen wahr, kann es aber nicht begreifen, da man an eine einzige Bewußtseinsebene gewöhnt ist, die des Tagesbewußtseins. Das Gefangensein auf einer Ebene stellt eine beispiellose Verarmung dar. Im

Traum, der eine Bewußtseinserweiterung ist, erlebt das Ich ein Konzept der Mehrdimensionalität, das ein Tages-Ich nicht verstehen kann, da es beschränkt wahrnimmt, ohne das volle Spektrum der Kapazität zu nutzen.
Der Mayakalender kam in einer Zeit zu mir, als ich mich von dem alten Weltbild trennte. Eines Tages las ich in Berlin eine Annonce, die einen Kurs zur Erlernung des Maya-Kalenders anbot. Ich hätte nicht teilgenommen, wenn ich nicht vorher durch meine Ägyptenreisen mit den Zahlen konfrontiert gewesen wäre, die im Maya-Kalender eine fundamentale Rolle spielen. Es ist die Dreizehn, die im Neigungswinkel von 52 ° der Großen Pyramide von Gizeh und im 26° Winkel der auf- und absteigenden Gänge im Innern enthalten ist. Meine Neugierde war angestachelt, mehr über den Geist der Dreizehn zu erfahren. Seit zwanzig Jahren lebe ich mit dem Mayakalender, er schloß mich an das natürliche Schwingungsnetz an. Mittendrin überkamen mich Momente der Konzentration, Selbstversunkenheit und Erkenntnis, wahre Schübe meiner Seele, die mir das Gefühl gaben, nicht Monate, sondern Jahrhunderte durchlebt zu haben. Die Zeit ist schwanger, ihre Konsistenz hat in solchen Augenblicken einen völlig neuen Charakter. Sie wird viel dichter. Plötzlich steigerte sich die Kraft der Zeit und löste durch Dichte und Konzentration in mir, was nie gelöst werden konnte. Es gab unzählige Momente, wo ich in einer anderen Zeitdimension lebte. Sie waren von so großer Dichte für mein eigenes Selbstsein, daß ich beim Rückblick das Gefühl hatte, es wären Jahrhunderte vergangen. Ich tat plötzlich Dinge, die ich nie getan hatte und ich machte sie spontan, weil sie aus mir selbst herausflossen.
Solange ich nach den alten Dogmen lebte, versteinerte mein Bewußtsein. Es glich einem See ohne Abfluß.
Wurmfraß! / Ich habe Würmer, Läuse und eine Maus im Haus / Die Krankheit ist die Versteinerung /Ich geh nicht durch die Zeit / die Zeit geht durch mich hindurch / kritzelte ich auf einen Zettel. Parallel begannen die Toilettenträume, die eine Reinigung anzeigten. Der erste war der blutigste. In einer weiß gekachelten Toilette mit mehreren Kabinen hörte ich links und rechts das Kleider- und Papierrascheln. Ein leises Kichern von Mädchenstimmen drang von beiden Seiten in meine Ohren. Es schien von Personen zu kommen, die mich kannten. Im heruntergezogenen Slip entdeckte ich eine Menge Blut. Der Slip verwandelte sich in eine Gummihose, ähnlich den Windelhosen der Babys. Sie ausziehend rannte ich im Handumdrehen zum Waschbecken im Vorraum, wo sie sich in eine rosarote Plastiktüte verwandelte. Das dicke, poröse Blut erschreckte mich und ehe ich mich versah, hatte ich eine ganze Plastiktüte voller Blut in meinen Händen. Je länger ich ins Blut hineinschaute, desto mehr Fleischstückchen erkannte ich. Sie ließen es dick aussehen. Den neugierigen Augen der beiden Mädchen, die neben mir links und rechts das Waschbecken flankierten, wollte nichts entgehen. Drei Augenpaare schauten nun in mein rotes Blut hinein. Darin schälte sich etwas Weiches, Rundes, Weißes heraus, was wie ein Gehirn aussah. Halt! Stop! Ich irrte mich, es war ein abgeschnittenes Kindergesicht wie bei einer weggeworfenen Puppe. Der Hinterkopf fehlte. Es war Gehirn und Gesicht. Auf den Lippen lag ein Lächeln. Verzückung oder Verzweiflung? fragte ich mich, während das Kichern der Mädchen neben mir weiter anschwoll. Beim Aufwachen schien mir noch, ein goldenes Gesicht im Blut gesehen zu haben.

Der Fluß übertrat die Ufer und drohte im Niemandsland zu versacken, statt über die Felder zu fließen. Javiers Vater, Don Evaristo, ging in Begleitung starker Männer zur Stelle, wo die Flußströmung sich am stärksten teilte und tauchte unter, um Holzbarrieren anzubringen. Er war ein Mann mit übernatürlichen Körperkräften, was der Grund für seinen Spitznamen „Kaiman" war. Seine Kinder, die sich mit dem Geist des Vaters identifizierten, behielten den Namen. Insgesamt hatte Javiers Vater sechzehn Kinder gezeugt. Fünf mit der Schwester seiner Frau. Bei meiner Ankunft kannte sie das ganze Dorf unter dem Namen dieses Reptils.

„Wir sind Kaimane", pflegte Javier die Andersartigkeit ihrer Lebensweise anzudeuten. Manchem wurde die Anekdote *Der Raub der Jungfrau* vorgetragen, die in der Dorfzeitung erschienen war. Doña Rosa hatte den Artikel ausgeschnitten und im Nachtschrank verwahrt. Als ich ihn in den Händen hielt, war das Papier schon vergilbt. Die Geschichte, eine der gängigsten der Welt, wurde in leichter Abwandlung wiedergegeben. Bei ihr ist es ein Brunnen, bei anderen, wie beispielsweise der vom heiligen Georg in England, ist es ein See oder Meer, in dem ein Drache eine Jungfrau gefangen hält. In der Dorfzeitung wurde Rosa als fünfzehnjährige Jungfrau beschrieben, die am Dorfbrunnen Wasser holte und von einem „ Kaiman" entführt wurde. Er schlief mit ihr und Rosa gebar mit sechzehn ihr erstes Kind. Die Eltern Rosas, die gegen die Liason waren, sahen in Don Evaristo ein Monster. Einmal geraubt kehrte Rosa nicht mehr ins elterliche Haus zurück. Verliebt blieb sie beim Monster. Seither sind Jahrzehnte vergangen. Don Evaristo ist tot. Er ist lange vor meiner Ankunft gestorben.

Don Evaristo hatte regelmäßig mit einer Familie, in der fast jeder offene Tuberkulose hatte, Chicha, ein antikes Maisgetränk mit halluzinogener Wirkung, getrunken. Einem alten Brauch zufolge tranken sie gemeinsam aus demselben Glas, das die Runde machte. Er wurde angesteckt.

„Ab dem dritten Lebensjahr durfte ich meinen Vater nicht mehr anfassen, ja nicht einmal nahe kommen, was für die übrige Familie ebenso galt. Glücklicherweise wurde niemand angesteckt. Mit fünfzehn begleiteten mein jüngerer Bruder Julio und ich meinen Vater zur Taubenjagd. Mittendrin hustete mein Vater zum Gotterbarmen und spukte eine Lache aus Blut. Daraufhin konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten und mußte sich hinlegen. Wir bekamen einen fürchterlichen Schreck. Stell dir unsere Lage vor! Wir waren Halbwüchsige. In unseren Augen war unser Vater mit einem Meter und fünfundachtzig ein unerschütterlicher Hüne von Mensch. Zwei Monate darauf starb er im Krankenhaus. Der Schamane, der nie in seinem Leben ein Krankenhaus betrat, starb in einem Krankenhaus! Dabei hatte er zuvor hellsichtig bemerkt, er würde in einem Krankenhaus sterben", erinnerte sich Javier.

„Konnte ihm denn nicht geholfen werden?", fragte ich.

„Ein deutscher Arzt heilte ihn bis zum nächsten Schub. Vorübergehend ging es ihm besser. Er ist mit Neunundfünfzig gestorben."

Obwohl viel Zeit vergangen war, wurde jeden Tag von ihm erzählt. Er war anwesend, ohne da zu sein. Er galt als Held. Worin seine Talente lagen, sollte ich nach und nach erfahren. Zunächst servierte die Mutter Echsenfleisch.

„Ich bin Vegetarerin", lehnte ich ab.

„Ißt du Geflügel?"

„Fast nie."

„Echsenfleisch schmeckt nämlich wie Geflügelfleisch."

„Trotzdem möchte ich weder Echsen-, noch Hühnerfleisch essen."

„Segundo hat die Echse eigenhändig gefangen."

„Leben denn Echsen im Dorf?“

„Ja.“

„Essen außer euch noch andere Fleisch von Reptilien?“

„Echsen- und Schlangenfleisch wird auf den Märkten Trujillos verkauft“, antwortete Doña Rosa. Krokodils- und Schlangenfleisch gilt nicht nur Peruanern als Delikatesse.

„Ich aß in Simbabwe Krokodilssteaks und in Argentinien wurde mir ein Steak von einer Schlange gereicht. Beides schmeckte vorzüglich“, berichtete mir ein deutscher Straßenbauingenieur, der mit seiner peruanischen Frau ein Wochenendhaus nicht weit von unserer Hacienda besitzt. Sein ganzes Leben war er durch die Welt gereist, um Straßen zu bauen. In manchen Ländern lebte er jahrelang und lernte deren Bräuche kennen.

Rosas Söhne hatten von Kindheit an Echsen gejagt. Mehrere Echsengattungen leben in freier Wildbahn rings ums Dorf. Einmal sah ich auf der Schulter eines jungen Mannes eine leuchtend grüne Echse, die er als sein Maskottchen durchs Dorf trug. Ihr langer Schwanz reichte ihm bis zur Hüfte. Vom Schwanz bis zur Schulter hatte sie einen gezackten Kranz, genauso wie er mir von den Darstellungen antiker Keramiken bekannt war. Javier beschrieb mir die Jagd.

„Echsen von ziemlicher Größe leben in der Umgebung der Pyramiden. Um sie zu fangen, benutzten wir ein Gitter aus Schilfgras, das wir eigenhändig anfertigten. Es war zirka vierzig Zentimeter hoch und einige Meter lang. Das Gitter wurde vor einem Algarobo Baum im Halbkreis aufgestellt. Die beiden Gitterenden liefen in einer Spirale aus. Am Morgen wurde es aufgestellt und am Mittag, als wir zurück kamen, sahen wir die Echsen erschöpft am Boden liegen. Wir griffen uns die Fettesten, brachen ihnen das Genick. Die jungen Echsen ließen wir laufen. Unsere Mutter bereitete anschließend das Fleisch zu“, erzählte Javier.

„Was erschöpfte sie, daß sie sich greifen ließen?“

„Echsen denken primitiv: Fressen! Weiter nichts. Natürlich versuchten sie, den Zaun zu durchbrechen, um an den Baum und ans Futter zu kommen. Es gelang ihnen aber nicht. Daraufhin flohen sie zu den Enden, verloren sich in den Spiralwindungen und kehrten zum Ausgangspunkt zurück, um weiter zu versuchen, den Zaun zu durchbrechen. Das Spiel dauerte solange, bis sie erschöpft zusammenbrachen“, erzählte Javier und lud mich zur Echsenjagd ein.

In der darauffolgenden Nacht kam der Geist der Echse zu mir, deren Fleisch ich verschmäht hatte. Es war wieder ein Toilettentraum. Im Keller des Hauses suchte ich eine Toilette auf. Eine eindrucksvolle Frau, groß und blond, gestattete mir, vor ihr einzutreten, während sie in der Nebenkabine Platz nahm. Die Wände zwischen unseren Kabinen waren hochklappbar, was ich erst bemerkte, als sie, angelockt von einem mysteriösen Spiegelbild an meiner Wand, durch welches unsere Räume nicht zu unterscheiden waren, holterdipolter vor mir stand. Ich hatte gerade wild auf etwas am Boden Zappelndes eingeschlagen. Da es unter aufgerolltem Toilettenpapier versteckt war, konnte ich nicht sehen, um was für ein Tier es sich handelte. Das Blut auf der Klobrille wies auf eine Verletzung hin. Die Frau von der Nebenkabine hob das Toilettenpapier hoch. Darunter lag eine grüne Echse im Blut.

Mit elf Jahren träumte Javier von Gott. In blendend weißer Lichthülle stand ein großer Mann vor ihm und nahm Javier bei der Hand. Beide gingen in Eintracht zu einem Hügel. Der kleine Junge blieb stehen, während der Mann auf die Spitze lief. Beide standen sich gegenüber. Einer oben, einer unten. Wegen des blendend hellen Lichts hatte Javier nicht viel vom Gesicht des Mannes erspähen können. Einen Augenblick lang schob der Mann seinen Lichtmantel

beiseite und entblößte sein Gesicht. Er war mittleren Alters. Von ihm spürte Javier eine tiefe, göttliche Liebe in sein Herzen fließen. Gott neigte seinen Kopf und Javier sah Blutträne auf die Erde tropfen. Das Blut leuchtete wie rotes Licht. Es war kein menschliches Blut. Als am darauffolgenden Morgen Javier in ungewöhnlicher Heiterkeit erwachte, nahm er seine Gitarre, spielte und sang bis die Brüder aufwachten. Seit dieser Zeit ist die Verbindung zwischen Gott und Javier nicht abgebrochen. Der weinende Gott war mir nicht unbekannt. Seine Steinskulpturen und Goldmasken fotografierte ich dutzendweise in Tiahuanaco.
Die Neigung der „Kaimane“, ihre Nahrung aus freier Wildbahn zu holen, entsprach nicht dem Verhalten von Großstadtmenschen, die ihre Nahrung aus Kaufhallen bezogen, wodurch ihr Überleben vom Geld abhängig wurde. Das Geld besaß für die „Kaimane“ nicht dieselbe Macht. Die Gewässer ringsherum sind reich an Fischen und Krebsen. Je nach Jahreszeit fischten sie im Pazifik und in Flüssen. Mit Katapulten jagten sie Tauben, Pelikane, Füchse und Falken, bis heute. In dieser Gegend mit reicher Flora und Fauna konnte jeder überleben. Mit Sack und Pack fuhren wir manche Tage und Nächte zum Meer. Die Männer fischten Krabben, Fische, Krebse und Algen, während Javier, Carlos und ich es bevorzugten, den Strand entlangzulaufen. Tausende kleiner, roter Krebse, „Flitzer“ genannt, rannten den Strand hinauf. Wegen ihres rechteckigen roten Panzers und acht Greifarmen ähnelten sie Minirobotern der NASA. Ihr massenhaftes Erscheinen glich einer Invasion Außerirdischer, die vom Land Besitz nahmen.

„Die Krabben fressen gestrandete Fischleichname“, erklärte Javier beim Anblick eines toten Fisches, an dem sich Dutzende Krabben labten. Als sie unser Kommen bemerkten, stoben sie in alle Himmelsrichtungen auseinander. Einer von ihnen blieb, der, genüßlich die Augen verschließend, mit der rechten Krebsschneide sich das Fischfleisch ins Maul stopfte. Wegen seiner Kleinheit – ganze zwei Zentimeter - wirkte sein Anblick skurril. Wir konnten ein Lachen nicht verbeißen. Das Geräusch lachender Menschen rüttelte ihn wach. Seine Augen, außerhalb des Panzers gelegen, wurden nach oben, über den Kopf gefahren. Es öffnete sich ein Auge. Augenblicklich das zweite. Kaum erspähte er uns, rannte er, vom Schreck erfaßt, davon. Mit ihm flüchteten Hundertschaften dieser „Miniroboter“ in dieselbe Richtung. Einen von ihnen erwischte Javier und schob den Zappelnden in den Mund. Mensch frißt Tier. Gott frißt Mensch.
Die Notwendigkeit, die Kinder zu ernähren, rief die Übersinnlichkeit dieser Menschen wach. Sie waren nicht materialistisch veranlagt. Don Evaristo und seine Frau Doña Rosa hatten einmal weder für sich noch für die Kinder etwas zu essen. Sie standen ohne einen Pfennig Geld da. Die Söhne bei der Hand nehmend, damals waren es erst zwei, führte er sie aus der Tür ins Freie, wo sie sich an den Rand eines Feldes setzten. Nach einer Weile stand der Vater auf, drehte sich um die eigene Achse, die vier Himmelsrichtungen beschwörend, um im Innern ein Ritual zu zelebrieren. Als Schamane wußte er, was er tat. Aus Richtung Osten flog ein Adler an. In ihrer Nähe ließ er etwas auf die Erde plumpsen.

„Schaut nach, was es ist!“, bat der Vater die Söhne. Es war ein kleiner Beutel, den der Vater öffnete. Im Beutel steckte Geld. Sie waren gerettet.
Der Adler war nicht ohne Grund zu ihm gekommen. Zeitlebens spürte Don Evaristo eine enge Vertrautheit mit ihm. Als er eines Tages mit den beiden ältesten Söhnen den Cerro Blanco erstieg, kreuzte ein Adler den Weg. Er flog Richtung Algarobo-Bäume, an denen er die Echsen fing. Vom Berg aus bat der Vater die Söhne, den Adler im Auge zu behalten und ihn mit Handzeichen zum Adler zu lenken.

„Ihr müßt mucksmäuschenstill sein!“, befahl er den Söhnen.

Vor dem Adler angelangt, fand er ihn schlafend auf der Erde. Ehe der Vater zupacken konnte, packte ihn der Adler mit seinen Krallen. Geistesgegenwärtig warf Don Evaristo mit der linken Hand seinen Sombrero auf die Krallen. Mit der rechten ergriff er den Kopf des Adlers. Den gefangenen Raubvogel trug er nach Hause, der, obwohl er das beste Futter bekam, nach drei Wochen starb. Ein Adler überlebt keine Gefangennahme, gestand er sich ein.
Don Evaristo war von einem Menschenschlag, der selten vorkommt. Äußerlich stellte er einen unerschrockenen Haudegen, Schürzenjäger und Trinker dar, innerlich war er Mystiker und Schamane. Kraftmenschen sind wie Kraftorte. Sie versprühen eine Menge Energien und sind seltene Erscheinungen, kommen unter Tausenden einmal vor. Meist sind sie Einzelgänger. Oft werden sie geächtet. Auf geheimnisvolle Art drückt sich in ihnen ein besonderer Geist aus. Sie sind Künstler, Mystiker, Philosophen, Schauspieler und leben in verschiedenen Kulturen der Welt. In ihrer Eigenart verkörpern sie das Kommende, das sich durchsetzen wird. Jede neue Generation baut auf dem Wissen der vorhergehenden auf, ihrer Vordenker und kollektiven Eigenheiten.
Seine Bildung hatte Don Evaristo auf den Feldern und in den Bergen bekommen. Die Natur lehrte ihn ihren Geist, eine Bildung, die er auch an seine Kinder weitergab. Sie sind früh ihren übersinnlichen Wahrnehmungen gefolgt, die sich von selbst im Leben mit der Natur einstellen. Ohne übersinnliche Veranlagung hätte die Familie nicht überleben können. Don Evaristo begann seine schamanischen Sitzungen stets Punkt Mitternacht, wobei er zu dritt, mit zwei Kollegen, die ihn begleiteten, arbeitete, um ihre gebündelten Energien auf den Kranken zu richten und um sich gegenseitig zu schützen. Es wurde an Dienstagen und Freitagen geheilt, Tagen die Mars und Venus zugeordnet sind. Die Schamanen gingen ins Haus des Kranken und ließen sich vom Kranken ein Kleidungsstück geben. Während der Kranke ruhig im Bett schlief, riefen sie nicht weit von ihm mit strengen, kraftvollen Anrufungen die Seele des Schlafenden herbei, die im Schlaf aus dem Körper tritt. Blitzten Glühwürmchen mit phosphorisierendem Licht über ihnen auf, war es das Zeichen, daß die Seele im Kleidungsstück war. Anhand der Energien fanden sie heraus, welche Stelle des Körpers von Dunkelheit befallen war, löschten das dunkle Energiefeld und belebten es mit neuer Energie. Sie behandelten nicht den Körper, sondern die Seele bzw. die Essenz. Stand der Kranke am Morgen auf und begann zu tanzen, war es ein Zeichen der Heilung. War er noch krank, wurde die Sitzung wiederholt. Vor jeder Sitzung wurde Jesus gebeten, sie zu befähigen, den Kranken zu heilen. Die Sitzungen wurden generell bei jedem Kranken dreimal abgehalten, bis er gesund war. Er verlangte für seine Arbeit niemals Geld.

„Gebt mir ein Schwein oder eine Gans“, sagte er und die Menschen bezahlten ihn mit dem, was sie hatten.
Das Haus der Mutter hatte früher keine Toilette. Die Notdurft wurde im Schatten der Nacht verrichtet. Einmal drang aus dem nahe gelegenen Zuckerrohrfeld ein Zähneknirschen. Nach kurzem Schweigen ertönte ein zweites.

„Hast du gehört?“, fragte die vor Schreck erstarrte Mutter Evaristo, der neben ihr hockte. Statt einer Antwort kam eisiges Schweigen. Das Knirschen war ein drittes Mal zu hören. Die Zuckerrohrsträucher, neben der Straße und dem Hauseingang gelegen, waren keine fünf Meter von ihnen entfernt. Um ins Haus zurückzugelangen, mußten sie an der Stelle vorbei, aus der das Knirschen kam. Vor Angst zitternd, wartete die Mutter ab, bis ihr Mann sie zurück begleiten konnte. Auf der Höhe des Zuckerrohrfeldes befahl er ihr, schnurstracks ins Haus zu gehen, wohingegen sich Don Evaristo auf die Erde setzte.

„Wir haben nichts gegen dich. Niemand von uns belästigt dich!“ begann er ein Gespräch mit dem Totengeist. Ein viertes Zähneknirschen war die Antwort.

„Deine Geräusche verängstigen meine Frau! Hör bitte auf damit oder ich werde dich vertreiben!“

Ein langsames, ängstliches Knirschen ertönte.

„Du kannst gern bleiben, wenn du meine Familie nicht verstörst.“

Diesmal antwortete der Tote mit leichtem, leisem Knirschen als Zeichen des Einverständnisses. Drei Jahre waren es her, als an gleicher Stelle ein junger Mann auf grausame Weise ums Leben gekommen war. Er hatte sich während der Fahrt auf dem Trittbrett einer Lasterkajüte mit einem Mann von drinnen gebalgt. Er fiel hinunter und das beladene Auto zerquetschte seinen Oberkörper beim Darüberfahren. Sein Blut strömte über die Straße. Dort, wo der kostbare Lebenssaft auf die Erde geronnen war, wuchs das Zuckerrohr. Das Blut, der Saft der Seele, war nicht nutzlos in der Erde versackt. Die Seele war davon geflogen. Wohin? Sie war dorthin geflogen, wohin der Körper nicht zu fliegen vermochte. In allem gibt es zwei Schöpfungen, zwei Gegensätze, auch im Tod. Eine, in der die Seele zu ihrer Urheimat, der Weltenseele zurückkehrt und eine, in der sie von Dämonengöttern aufgefressen wird. Eine antike Mochekeramik, die im Sand der Wüste gefunden wurde, zeigte einen Dämon als Riesen, der Menschen in den Mund steckte, um sie zu verspeisen, genauso wie Javier die Krabbe verspeiste. Durch sein Geschlecht spie der Dämon sie wieder aus, um ihnen neues Leben zu verleihen. Ähnliche Darstellungen sind aus dem mittelalterlichen Italien bekannt. Sie decken sich mit der Sicht der alten Ägypter, die die Verspeisung der Seele durch Anis, das Dämonenmonster, kannten. Es bedeutete den Tod der Seele. Nichts fürchtete man im Altertum mehr. Osiris, der Totengott, wog beim Totengericht das Herz, den Sitz der Seele. War es schwerer als eine Feder, wurde es vom Dämon verspeist. Diese Vorstellung war sowohl in Europa als auch in Amerika bekannt.

Welche Rolle spielt das Blut im Leben? hatte ich mich dutzende Male gefragt. Indem ich mich fragte, begann sich eine Antwort zu formen. Ich hatte aufgehört, mich in engen Stuben, nach vorgegebenem Muster, zu bilden, wo Vordenker ein Sekundärwissen weitergaben, das sie nicht erlebt hatten. Seit dreißig Jahren bildete ich mich auf den Straßen der Welt, wo ich mich neu konstituierte. Mein Credo: es kann mir niemand ein Weltbild vermitteln. Es hat jeder seine eigene Realität. Jeder besitzt seinen eigenen Blick. Einen Hinweis lieferten die Uros, die ältesten Ureinwohner Perus vom Titicacasee, die überliefern, ihr Blut wäre ursprünglich schwarz gewesen.

„Das Blut genmanipulierter Menschen ist rot. Da dieser Vorgang lange her ist und wir uns in der Zwischenzeit mit ihnen vermischten, ist schließlich auch unser Blut rot geworden“, sagen sie.

„Blut ist unsere Lebenskraft. Blut ist unsere Seele“, hatte Don Evaristo seinen Kindern gelehrt.

Warum sterben, um zu leben? Warum gibt es zwei Schöpfungen, eine der Seele und eine des Körpers? Warum die Zweiteilung des Lebens? Fragen wie diese ließen mich nicht mehr los. Eines Tages hing zwischen üppigen Bäumen des Nachbargrundstücks der unbewegliche Körper eines geschlachteten Ochsen, dessen Fell zur Hälfte abgezogen war und dessen linkes und rechtes Hinterbein gespreitzt an zwei Bäumen angebunden war. Wie seltsam sieht der tote Körper im Kontrast zu den vor Energie strotzenden Bäumen aus? Was passiert im Tod? Folgen Tiere und Menschen einem ähnlichen Muster wie ein Baum, der seine Blätter abwirft, um im ewig wiederkehrenden Rhythmus der Jahreszeiten Geburt und Tod zu durchkreisen? Ist das einzelne Blatt des vergangenen Jahres ein anderes, als im neuen Jahr? Stofflich gesehen mag das Blatt neu sein. Andererseits lebt das Bewußtsein oder die Seele. Es ist die Essenz, das Wesentliche. Alles hat Bewußtsein. Bei Menschen fließen Blut und Luft wie ein Strom

durch den Körper, Organe, Glieder und Zellen verbindend. Erstarren sie beim Tod, wird der Körper zur bewegungslosen Hülle, weil Seele und Geist entwichen sind. Sie halten den Körper lebendig. Ohne Blut, Seele, Geist und Luft ist der Mensch eine tote Hülle. Im Märchen von Aschenputtel ist es der Geist (König), der die Seele (Aschenputtel) erkennt. Beide sind ein Paar. Beide kommen und gehen gemeinsam. Die Einverleibung der Seele durch Dämonen ist bis heute beim Tod die größte Gefahr. Viele Menschen, die sterben, sind in Wahrheit ausgezehrt gewesen. Ohne es zu wissen, waren sie mit Mächten verbunden, die sich an ihrer Essenz labten. Es genügten falsche Glaubensgrundsätze, aufgrund derer sie ihre Energien freiwillig abgaben. Das Auffressen der Seele durch Dämonengötter wurde im alten Ägypten der zweite Tod genannt. Der erste war der physische. Der zweite war der Seelentod.

„Es stimmt nicht, daß wir im Tod jemand anderes sind als im Leben. Es ist eine Lüge. Wir gehen zu Astralwesen der Nachbardimension, die das Jenseits beherrschen und unsere negativen Energien aussaugen. Von dort kehren wir nach dem Tod ins Leben zurück. Von dort kommen sie in unsere Welt. Im Schlaf gehen wir manchmal zu ihnen, weil sie Astralwesen sind, genauso wie wir. Wir haben verschiedene Körper, einer ist astral. Astralwesen können sich verwandeln, weil sie nicht unseren physikalischen Ge setzen unterworfen sind. Sie sind interdimensional“, hatte Javier einmal gesagt.

„Wenn ich dich richtig verstanden habe, ist unsere Situation die, daß wir eine engelsgleiche Seele haben, die in einem Körper gefangen genommen wurde, der im Genlabor von Dämonengöttern am Anfang der Schöpfung manipuliert wurde und mit dem wir in der Welt der Dämonen leben, damit sie unsere Energien bekommen?“, fragte ich Javier.

„Wir gehören zwei Schöpfungen an, Göttern, die uns gefangen halten, und einem Großgott, der das Gegenteil ist und uns befreit. Die uns gefangen halten, sind in den unteren drei Chakren, der uns befreit in den oberen“, antwortete Javier.

„ Geist und Seele befreien uns.“

…Körper und Seele des Menschen sind Teil der gefallenen…, schlechten Welt. Diese ist das Werk eines niederen, subalternen Gottes, des Demiurgos, eines Handwerkers, der mit dem Vatergott der biblischen Überlieferung identifiziert wird. Begabt aber mit dem Pneuma, einem göttlichen Hauch oder Funken, dem geistigen Kern von Körper und Seele, steht der Mensch in konsubstantieller Verbindung mit einem überweltlichen und unbekannten Gott, einem deus abscontitus, einem guten, oft auch weiblich gedachten Prinzip. Das gefallene Wesen, der Mensch, lebt in der Welt in einer Form der Unwissenheit. Bilder des Schlafes beschreiben Mythologien diesen Zustand… heißt es in den Nag Hammadi Schriften der Gnosis, die vor einem halben Jahrhundert zufällig in Ägypten entdeckt wurden. Diese Papyrusrollen waren in Tonkrügen versteckt. Aus den Anfängen des Christentums stammend, sind ihre weitblickenden Gedanken den Kirchenpatriarchen Häresie gewesen. Das umnachtete Bewußtsein wird mit Schlaf gleichgesetzt. Die Inder nannten diesen Zustand „Maya“, die Welt des Scheins.
Es ist ein Irrtum zu glauben, die Moches antiker Zeit hätten Menschen geopfert, um ihre Götter milde zu stimmen. Es ging um die Vereinnahmung menschlicher Seelenenergie, von der sich die Dämonengötter ernähren und ohne die sie sich nicht von Reptil- zu Menschenriesen verwandeln konnten. Die Tempel waren Orte dieser Inbesitznahme und die Aufgabe der Priester war es, den Dämonengöttern die menschliche Seelenkraft zuzuspielen. Menschenopferungen wurden als Wiedervereinigung mit dem „heiligen“ Gott idealisierend dargestellt. Das Blut der Opfer wurde in heiligen Pokalen aufgefangen und von den obersten Priestern getrunken, die die Vereinigung der Seelenenergie mit dem Gott bewirkten, dank ihrer Beziehungen zu den Göttern, die Außerirdische waren. An diesem Punkt werden Archäologen stets unge-

nau, da sie von „Mythos“ reden. Die Ironie des Wortes liegt darin, daß „Mythos“, griechisch „wahre Geschichte“ bedeutet, was ich nicht oft genug wiederholen kann. Die Bilder, die auf die Pyramidenwände gemalt wurden, sagen die Wahrheit. Den Gefangenen wurde nicht gesagt, daß die Götter eine außerirdische Reptilspezies sind. Ihnen wurde Coca gegeben, um sie auf den heiligen Akt der Opferung vorzubereiten.
Man trank das Blut der Geopferten, das die Frequenz des DNS-Codes und die Lebenskraft des Opfers enthielt. Gleichzeitig erzeugte das Ritual und die bevorstehende Opferung im Opfer eine unglaubliche Angstenergie, auf deren Frequenz die Daimonen Zugang zur Menschenwelt fanden. Das Ziel war es, soviel Angst wie möglich zu entfachen: Lebensangst, Sorgen, Kummer, Schuldgefühle, Depressionen, Verzweiflung, Krankheiten. Unser Stammhirn ist reptiloid. Es ist auf Fressen und Gefressenwerden geeicht und ähnelt dem der Echsen, die Javiers Vater fing. Um diesen Instinkt zu entzünden, waren die Daimonen darauf aus, Menschen aus der Ruhe zu bringen. Sobald etwas zu viel war und aus dem Gleichgewicht kippte, schlugen sie zu, denn sie rahmten unsere Energien ab und da das Blut die Seele wiedergibt, tranken sie gern unser Blut. Der oberste Priester, der die Opferung vornahm, trank als Erster das Blut des Opfers. Er trank es stellvertretend für die Götter, deren Repräsentant er war. Das Herz als Sitz der Seele opferten die Azteken, um ihre gefräßigen Götter ruhig zu stellen. Die Seele des Toten, die aus dem Körper floh, wurde direkt von den Daimonen einverleibt. Vom schrecklichen Gott Anis, der beim Totengericht die Seelen aufrißt, überliefern die Ägypter dasselbe. Zwischen den Göttern von damals und heute besteht kein Unterschied. Die Götter verändern die Menschenwelt von Zeit zu Zeit, wobei sie auch das Gottesbild verändern. Seitdem monotheistische Religionen nur einen Gott feiern, bekämpfen sich christlicher, jüdischer und moslemischer Gott weiterhin auf dieselbe Art wie früher. Im Kern ist alles beim Alten geblieben. Die Daimonen, griechisch Götter, mischten ihr Erscheinungsbild mit Teilen der wahren kosmischen Kraft, um sich dem Menschen gegenüber „hell“ und „erleuchtet“ zu geben, sie sind es aber nicht. Durch Seelenraub im Alltag sind sie das Gegenteil von dem, was sie versprechen. Statt Beseeltheit zu spenden, rauben sie der Seele Energien. Mit einer Religion gibt ein Gläubiger freiwillig seine Seelenenergie ab. Beseeltheit ist überall zu erlangen. Dazu braucht man keinen Gott. Beseeltheit ist reine Liebe, Beseeltheit ist im Duft der Blumen, sie ist im Licht, sie ist in den Farben, sie ist in Gesängen, sie ist in Berührungen, sie ist im Essen, kurzum in allen Dingen, in der die Seele sich zu Hause fühlt. Beseeltheit ist das Gegenteil von Seelenraub. Da die Götter sich von Seelenenergie ernähren, ist Beseeltheit das Letzte, was sie wollen.
Der Seelentod gleicht einer Verdammnis ohne Entrinnen, was nicht nur auf die antiken Totengeister zutrifft, sondern auch auf die Seele des Mannes im Zuckerrohrfeld. Es ist ein Spiel ohne Ende, das mit dem Menschen geschieht. Einmal mehr wurde es mir durch den Tod eines vierundzwanzigjährigen Dorfjungen vorgeführt, der von der Polizei als Dieb erschossen wurde. Sein Leben war kurz wie sein Tod. Sein Sterben dauerte drei Sekunden. Er blieb auf dem Asphalt liegen, niemand holte seine Leiche ab. Erst mußte ein Staatsanwalt seinen Tod bescheinigen. In der Nacht ging der schaurige Totengesang heulender Hunde durchs Dorf, die als Seelenführer dem Dämonenfraß beiwohnten, in dem die Seele des Jungen vertilgt wurde. Zwei Nächte dauerte der Gespenstertanz. Dann kehrte Ruhe ein.

„Es war der Junge, in dessen Haus ich die Schlange erschlug, die sich ins Bett seiner Mutter geschlichen hatte“, erinnerte sich Javier angesichts dieses tragischen Todes. Sekunden vor seinem Tod hatte der Junge mit einem Schnellfeuergewehr einen achtzehnjährigen Polizisten erschossen, der Mitglied einer Diebesbanden unterwandernden Spezialeinheit war. Als der Junge mit zwei Kumpanen den Kleinbus überfiel, wurden im Feuergefecht noch zwei jun-

ge Frauen im Bus verwundet. Der Polizist, der getroffen zu Boden sank, hatte noch genug Kraft, um auf seinen flüchtenden Mörder zu schießen. Schüsse trafen den Mörder gleichzeitig aus einem Zivilauto der Polizei, das hinter dem Kleinbus herfuhr. Der Dieb und Mörder war in eine Falle der Polizei gegangen, deren Generäle mit den Bandenchefs kollaborieren. Sie stiften die Diebe an und kassieren fünfzig Prozent der Beute. Da der Junge nicht ordnungsgemäß abrechnete, stand er auf der Abschußliste. Inzwischen hat der Bürgermeister von Trujillo, selbst ein Polizist, die Generäle der Polizei ausgetauscht.

Dreizehn Jahre zuvor hatte ich den Jungen am Heiligabend im Haus der „ Kaimane“ kennengelernt. Bei der Bescherung fieberte er, vor dem Weihnachtsmann sitzend, dem Aufruf seines Namens entgegen. Naiv glaubte er, der Weihnachtsmann habe ein Geschenk für ihn. Als die Bescherung zu Ende war und er seinen Namen nicht gehört hatte, verließ er tränenüberströmt das Haus.

„Was wünschst du dir?“, fragte Javier, der den Weihnachtsmann mimte und dem der Seelenzustand des Nachbarjungen nicht entgangen war.

„Einen Lederfußball“, antwortete er.

Er bekam ihn. Die Bescherung, an der der Junge teilnahm, war eine, die nur dem engen Familienkreis der „Kaimane“ galt. Den Vater des Jungen habe ich nie zu Gesicht bekommen. Er wurde von Javier als feinsinnig und nobel beschrieben, was im Grunde genommen auch auf den Jungen zutraf, der zugleich von einer hungrigen Sinnlichkeit beseelt war, die keinen Aufschub duldete. Er hatte es eilig, ins Leben zu kommen, war mit Mutter und Großmutter aufgewachsen. Mit dreizehn verließ er die Schule. Er wurde Schaffner eines Kleinbusses. Bei dieser Arbeit verdiente er fast nichts. Jedes Jahr wurde ihm ein Kind geboren. Als er starb, waren es fünf. In Peru ist es fast unmöglich, auf normalem Weg eine siebenköpfige Familie zu ernähren. Javiers Vater, dem es gelang, elf Kinder zu ernähren, war von einem anderen Geist. Geld spielte für ihn keine große Rolle.

Peru ist ein Land, in dem ein Mensch das Gefühl bekommt, in einem lebendigen Traum zu sein, je nach dem wie er träumt, gut oder schlecht. Wie sehr heutige Gewohnheiten durch alte bestimmt sind, begriff ich, je länger ich mit einem Moche zusammenlebte. Javier frönte dem Hahnenkampf, einer Sitte, die in seiner Gegend Gang und Gäbe ist. Vor drei Tagen probierte er einen Hahn aus, der im Alter von einem Jahr das erste Mal kämpfte. Er trat auf dem Hof des Nachbarhauses gegen den Kampfhahn eines Bruders an. Am Ende hatte er ein Auge verloren und war an den Beinen verletzt. Javier stufte ihn als ungeeignet ein. Nach dem Kampf saß ich gerade in der Küche, als der Neffe mit dem Hahn hereinkam, ein scharfes Messer ergriff und hinausging. Der Hahn krähte um sein Leben. Hatte ich mir früher nie Gedanken gemacht, was Schlachten eigentlich war, erkannte ich diesmal darin ein Blutritual. Im Blutritual wird ein Wesen geopfert. Man opfert, um nicht selbst geopfert zu werden. Mit der Opferung ist man reingewaschen. Das Schlechte, das einen peinigte, ist mit dem Opfer getilgt worden. Der Akt dieses Opferns war unbewußt, es war eine Mode, in der die Männer im Dorf wetteiferten, wer den stärksten Hahn hatte. Der Hahn ließ stellvertretend für seinen Besitzer sein Leben. Jeder wollte gewinnen. Zwar freute es niemandem, einen Hahn zu verlieren, doch war klar, daß kein Hahn ewig gewinnen kann und irgendwann einmal im Kochtopf landen wird. Die Opferung glich der alten Sitte, sich Reptilien auf die Haut tätowieren zu lassen, das Zeichen des Reptilgottes. Der eigentliche Grund von Blutritualen lag im Anrufen des Gottes, der sich vom Seelensaft des Blutes nährte.

„Willst du mitessen?“, fragte Javier, der gerade herein kam.

„Nein danke“, versetzte ich und floh aus der Küche. Eine Stunde später sah ich die Tischgesellschaft genüßlich den Hahn verspeisen.

„Du liebst Hähne und läßt einen von ihnen schon nach dem ersten Kampf töten? Ein Jahr lang hast du ihn mit gutem Futter gehegt und gepflegt. Wozu der Aufwand?“ fragte ich später Javier.

„Es ist ein Ritual eingefleischter Hahnenkämpfer, den Hahn zu verspeisen, der verliert und überlebt“, antwortete er, weit davon entfernt, einen Zusammenhang zu den Sitten seiner Vorfahren zu sehen, die Menschen in ähnlicher Weise geopfert hatten.

Seine Gewohnheiten waren mir bereits auf einer Reise nach Nordperu aufgefallen, wo er einen Hahn entdeckte, der ihm für den Hahnenkampf bestens geeignet schien. Keine drei Stunden später fand ich den Hahn im Badezimmer unseres Hotelzimmers. Wegen der neuen Umgebung reagierte er verschüchtert. Bei der Busrückfahrt ins Mochedorf, die die ganze Nacht andauerte und bei der viele Passagiere einschliefen, hörte der Hahn im Morgengrauen nicht mehr auf zu krähen. Javier hatte ihn in einen Schuhkarton gesteckt und in die Pappe mehrere Löcher gebohrt. Den Karton trug er auf dem Schoß. In einem fort steckte der Hahn den Kopf durch eines dieser Löcher und krähte, bis ich, aus Scham, die Menschen geweckt zu haben, die uns entrüstet anschauten, dem Hahn den Schnabel zuhielt. Weder dem Hahn noch Javier gefiel das. Kaum waren wir im mütterlichen Stammhaus angekommen, zog der neue den Neid der häuslichen Hähne auf sich. Hähne und Hennen des Hofes plusterten sich wegen des Fremden und seiner imposanten Erscheinung auf. Der Ankömmling durfte im Haus verweilen, während die anderen im Hühnerstall hausten. Javier nahm den Hahn mit ins Bett. Während er ihn umarmte und streichelte, ließ er ihn mit liebkosenden Worten von seiner Liebe wissen. Er band ihn nicht einmal an, sondern ließ ihn frei im Haus herumlaufen. Obwohl der Hahn gehen konnte, wohin er wollte, blieb er in Javiers Nähe. Er spürte seine Liebe und wollte von neuem gestreichelt werden. War eben noch der Hahn ein unbekanntes, häßliches Tier für mich gewesen, überzeugte er mich durch die Art, wie er sich die Liebe Javiers eroberte, von der alles verbindenden Liebe als stummes Lebenselixier. An diesem Tag hatte der Hahn seinen ersten Kampf gewonnen. Der Hahnengegner war innerhalb von zwei Minuten tot umgefallen.

„Er gewann, weil er mich nicht allein lassen möchte“, kommentierte Javier das Geschehen. Das Erlebnis schweißte beide enger zusammen. Der Hahn konnte sein Glück kaum glauben und krähte ohne Unterlaß. Weder ich noch die anderen konnten schlafen.

„Bring den Hahn fort!“, bat ich Javier. Um mir einen Gefallen zu tun, brachte Javier den Hahn ins Haus der Schwester. Am nächsten Morgen beschwerten sich ihre Kinder über seinen Lärm. Weil er obendrein die Hähne ihres Hofes verprügelte, wurde er nachts aufs freie Feld gebracht. Zwei Wochen vergingen. Javier, der besorgt beobachtete, wie sein Hahn den Hennen nachstellte, bereitete ihn für den zweiten Kampf vor. Er begann, ihn von den Hennen fernzuhalten, weil er seine Energie nicht verloren sehen wollte.

„Er braucht seine Kraft für den Hahnenkampf“, erklärte er und versprach dem Hahn, zu dem er eine telepathische Verbindung hatte, mit viel Liebe in seinen Worten:

„Wenn du gewinnst, bekommst du viele Hennen!“

Beim zweiten Kampf gewann der Hahn weder, noch verlor er. Der Kampf blieb unentschieden. Javiers Hahn verlor beim Kampf das linke Auge.

„Ich werde ihn morgen schlachten!“, sagte Javier kalt. Ich verstand den abrupten Wechsel nicht. Eben war er noch die große Liebe und plötzlich soll er in den Suppentopf?

„Du wirst den Hahn nicht töten! Sonst bekommst du es mit mir zu tun!“, drohte ich. Von nun ab war der Hahn für ihn Luft.

Die Bewegung eines vorbeihuschenden Schattens lenkte meinen Blick auf eine zwei Meter hohe Mauer, durch die die Bewegung einer wackligen Gestalt, die sich Schritt für Schritt an der Wand entlangtastete, umso auffälliger wurde.
Beim genaueren Hinschauen erkannte ich einen alten Mann, dessen Gesicht vom Schatten eines Sombreros verdeckt war. Eigentlich war er gleich von mehreren Schatten verdeckt, denn er lief im Schatten der Bäume. Mit der rechten Hand hielt er sich an der Mauer fest, mit der linken stützte er sich auf einen Stock. Die Mauer führte in gerader Linie zu meinem Sitzplatz in einem Dorfrestaurant, wo ich mit Javier aß. Vor uns rahmte das Fenster das Geschehen wie ein Bild ein, das, dank der Bewegungen des Alten, zu laufen begonnen hatte. Die Haltung des Mannes drückte Schweres aus, etwas nagte an einem Innern, das er mit sich herumschleppte und dessen Gewicht seinen Körper nach unten bog und dabei den unüberwindlichen Schmerz, den seine Seele beugte, zum Ausdruck brachte. Der leiseste Windhauch wird ihn umpusten! dachte ich. Es kostete ihn äußerste Anstrengung, aufrecht zu bleiben. Hinter der kümmerlichen Erscheinung spürte ich einstige Schönheit. Warum bürdet das Leben den besten Menschen die größten Lasten auf? Waren sie auserwählt, mit ihrer Unschuld die Schlechtigkeit der Menschen aufzuwiegen? Je länger ich ihn beobachtete, desto mehr stellte ich eine sonderbare Anziehung fest, die von seiner Gestalt ausging, der ich mich nicht entziehen konnte. Mein Blick war geradezu gefesselt. Etwas zwischen mir und dem Mann geschah.

„Was ist dem alten Mann widerfahren?“, wollte ich von Javier wissen, der im Mochedörfchen jeden kennt.

„Der Mann hatte zwei Söhne. Einen liebte er besonders, weshalb er ihn verwöhnte. Dieser war von außergewöhnlicher Schönheit. Wegen seiner Fröhlichkeit flogen ihn die Frauenherzen nur so zu. Ein eifersüchtiger Ehemann, der eines Tages den Schönen bezichtigte, ein Verhältnis mit seiner Ehefrau zu haben, erschoß ihn. Hinterher stellte sich seine Beschuldigung als Irrtum heraus. Der Sohn hatte kein Verhältnis mit seiner Frau. Das Ereignis liegt zwanzig Jahre zurück“, erzählte Javier. Kaum hatte er zu Ende gesprochen, trugen, von Blasmusik begleitet, Campesinos einen Heiligen in das Gartenrestaurant, um es auf Wunsch des Besitzers segnen zu lassen, denn dem Heiligen wurde die Macht zugesprochen, Felder, Erde und Geschäfte fruchtbar gedeihen zu lassen. Der Heilige stellte einen Mann weißer Hautfarbe und schwarzem Bart dar. Die Mocheros, die ihn trugen, hatten als Indianer keine Bärte. Woher kommt der Trieb, die eigene Seelenkraft zu verleugnen und sie einem Wesen zuzuschreiben, das es gar nicht gibt? Welch absonderlicher Glaube, einer Puppe Göttlichkeit zu verleihen! dachte ich.

„Euer Heiliger ist eine Puppe!“, sagte ich ketzerisch zu Javier.

„Psssst! Wenn sie dich hören, halten sie dich für verrückt.“

„Es ist nichts Falsches an meiner Feststellung.“

„Die Materialisten, die nicht an Gott glauben, behaupten dasselbe.“

„Weil die Materialisten das Göttliche generell leugnen, leugnen sie das Göttliche an sich. Beide Extreme sind die Trugbilder, die die Welt ins Chaos gestürzt haben“, antwortete ich.

„Für sie ist der Heilige ein Vertreter Gottes“, meinte Javier.

„Sie projizierten sich auf eine Puppe und ihrer eigenen göttlichen Kraft stehen sie blind gegenüber. Das Kostbarste, das sie besitzen, projizieren sie auf einen leblosen Stellvertreter und verhindern dadurch, das Göttliche an sich selbst zu nutzen.“

„Der Heilige hat ihnen Glück gebracht. Mein Bruder Carlos war einmal in Geldnot. Durch Zufall wurde er zum Patron des Heiligen gekürt, als der

er den Obstaltar zu organisieren hatte. Kurz darauf rief ein Geschäftsmann an, der eine Menge Steine seiner Ziegelbrennerei kaufte."

„Natürlich hat die Puppe Macht. Ohne jeden Zweifel. Aber woher kommt sie? Tausende inbrünstig betende Menschen luden sie mit der ihrer Seelenkraft auf!"

„Zerstör bitte nicht unsere Glaubensgewohnheiten!"

Javier, der ähnlich dachte wie ich, war diplomatisch. Er scheute sich vor der Konsequenz dieses Gedankens. Ihm war klar, daß die Seelenkraft der Menschen durch unreflektierte Glaubensgrundsätze blockiert wird und daß auf diese Weise die Essenz der gesamten Menschheit blockiert ist. Im Leben kann es nur darum gehen, die Selbstbestimmung durch seine eigene Seelenkraft wiederzuerlangen. Indem ich sie auf eine nebulöse Gotteskraft, die sich nicht zu erkennen gibt, projiziere, verliere ich sie, denn sie hindert mich, selbstverantwortlich zu handeln. Ich stelle mir Millionen von Menschen vor, die im vollen Gewahrsein ihrer Essenz Kräfte bündeln. Korrupte Stellvertreter würden überflüssig werden.

Während solche Gedanken durch meinen Kopf fegten, tanzte ein Heer grellrot gekleideter Teufelchen, das Ungeziefer darstellend, mit Masken, Hörnern und Peitschen im Gefolge des Heiligen, während Böllerschüsse die Luft zerrissen. Monotoner Trommelrhythmus versetzte sie in Rausch, während über unseren Köpfen Feuerwerkskörper explodierten, die Sterne und Heiligenscheine auf unsere Häupter niederrieseln ließen und den Eintritt ins Paradies andeuten sollten. Die Teufelchen waren Jugendliche aus dem Dorf, die mit diesem Brauch aufgewachsen waren, ohne ihn weiter zu hinterfragen; deshalb machte es ihnen nichts aus, mit Hörnern und der Maske eines Spaniers zu herumzulaufen. Unwissentlich waren sie Stellvertreter des Gehörnten geworden, des falschen Gottes, der, neben Blutritualen und Echsentattoos, Bräuche wie diese eingeführt hatte. Ich konnte den dunklen Schabernak spüren, den er unter den Menschen bis heute treibt.

„Der Geist der Maske überträgt sich auf seinen Träger", hatte Javier einmal bemerkt. Mein neuer Blick ließ mich von Tag zu Tag mehr Zusammenhänge sehen. Das Leben auf einer Nekropole glich einem Spuk. Das Gartenrestaurant stand auf einem früheren Feld, das Javiers Familie gehörte und das sie verkauft hatte. Als Carlos, der heute Mitte vierzig ist, noch ein Halbwüchsiger war, hatte er im Auftrag des Vaters einmal Wache am Zitronenbaum des Feldes gestanden, weil sich an dessen Früchten das ganze Dorf bediente. Der Baum war im Begriff einzugehen. Während der Wache schlief Carlos ein. Im Traum begannen die Zweige des Baumes ihn wie menschliche Arme zu umschlingen. Sie hoben ihn hoch und trugen ihn von Baum zu Baum bis er am Ende in den Armen eines Mannes landete, der auf dem Ast eines Huava-Baumes saß. Sein Gesicht war nicht zu sehen, weil er ihm halb den Rücken zukehrte. Sein linker Arm umspannte fest den Körper des Fünfzehnjährigen.

„Die Haut seines Armes war von schmutzig brauner Farbe mit schwarzen Borsten. Bei der Berührung schwabbelte sein Fleisch wie Pudding, als wäre es ohne Muskulatur", erinnerte sich Carlos angewidert.

Der umklammernde Fremde saugte Carlos' Seelenkraft aus. Er fühlte sie schwinden. Es war unmöglich, sich aus der Umklammerung loszureißen. Als er am äußersten Punkt der Auszehrung angelangt war, sagte ihm seine Intuition, er solle sich auf die Erde fallen lassen. Als er mit dem Fremden, der nicht mehr mit Widerstand gerechnet hatte und vom unerwarteten Schwung überraschte wurde, nach unten stürzte, sah Carlos im Fallen den Schwanz des Fremden, mit dem er sich affengleich am Ast festhalten wollte, was jedoch mißlang. Er stürzte auf Carlos, der schon mit dem Rücken auf der Erde lag. Kaum hatte der Fremde die Erde berührt, gab es einen Knall und er verschwand, wie er gekommen war.

„Geister berühren den Boden nicht. Die Erde ist positiv. Die negative

Kraft liegt über dem Boden, deshalb saß er in den Zweigen“ kommentierte Carlos das Geschehen.
Ein anderes Mal hatte Carlos von seinem Vater den Auftrag bekommen, sich mit dem zwei Jahre älteren Bruder Segundo um das Maisfeld der Familie zu kümmern. Der Mais stand kurz vor der Ernte. Segundo, von Natur aus phlegmatisch, ließ sich Zeit, weshalb Carlos vorausging. Er liebte es, zwischen den hohen Stengeln des Maisfeldes Versteck zu spielen. Nachdem er eine Weile ins Feld eingetaucht war, umwölkte ihn ein ekelerregender Gestank.

„Es roch wie die Schiffe alter Schafe“, beschrieb ihn Carlos.
Wo kommt der Gestank her? wunderte er sich, ohne eine Ursache finden zu können. Schon schwanden die Sinne, da drang die Stimme Segundos in sein Ohr, der von weitem seinen Namen rief.

„Es war ein Dämon. Sie stinken!“, stellte Carlos fest
Seither waren mehr als dreißig Jahre vergangen. Anfangs ahnte ich nichts von den übersinnlichen Erlebnissen der Dorfbewohner. Es dauerte eine Weile, ehe ich den Spuk mitbekam. Es begann in dem Gartenrestaurant, das ich wegen seiner Schönheit öfters aufsuchte, um dort im Gras ein Buch zu lesen. Doña Isabel, die Frau des Restaurantbesitzers, eine rundliche Mutter von fünf Kindern, behauptete bei einem meiner Besuche steif und fest, eine schwarze Katze von der Größe einer Ziege auf der Mauer des Restaurants gesehen zu haben. Als die Katze auf sie zukam, flüchteten sie und ihre Tochter aus dem Haus.

„Es ging nicht mit rechten Dingen zu!“, behaupteten beide.
Kurz darauf starb einer ihrer fünf Hunde. Es starben Hühner, Enten, Hasen und Gänse. Es starben auch die beiden Pinguine, die frei im Garten herumliefen und die sich manchmal heimlich in die Küche schlichen, um frischen Fisch zu fressen. Doña Isabel fehlte dann der Fisch für die Gäste. Als ich mich eines Tages auf ihrer Wiese wieder ins Lesen vertiefte, achtete ich nicht auf das Geschehen ringsherum. Ein greller Frauenschrei schreckte mich hoch. Doña Isabel, die, mit zwei Schweinefuttereimern in den Händen, gerade aus der Küche in den Garten gelaufen kam, schrie wie am Spieß und fuchtelte mit wilden Gebärden in der Luft herum. Sie zeigte auf etwas vor mir Liegendes, das ich übersehen hatte. Um meinen rechten großen Zeh spürte ich in diesem Augenblick Zähne. Blitzschnell schaute ich auf meinen Fuß, der im Maul einer Schildkröte steckte. Instinktiv zog ich meinen Zeh aus deren Gebiß. Nun schenkte ich auch zum ersten Mal dem fuchsteufelswilden Hundekläffen meine Aufmerksamkeit, das seit geraumer Zeit anhielt und das ich ignoriert hatte. Der Hund hatte die Gefahr, die von der Schildkröte ausging, wahrgenommen. Ich nicht. Schildkröten waren für mich bislang harmlose Tiere. An einem Baum angebunden, rannte der Hund aufgeregt hin und her. Doña Isabel, die blitzschnell neben mir stand, drehte die Schildkröte auf den Rücken, wo sie hilflos liegenblieb. Eine Woche später war auch dieser Hund tot. Die Schildkröte hatte ihn gebissen.

„Eine Schildkröte Doña Isabels tötete sämtliche Hunde, Katzen, Hasen, Enten, Schweine und Pinguine. Bei jedem waren dieselben Symptome zu beobachten. Die gebissenen Tiere starben innerhalb dreier Tage!“ meinte kurz darauf Javiers Bruder Paul beiläufig am Eßtisch.
Das unheimliche Gefühl beschlich mich, es nicht mit einer gewöhnlichen Schildkröte zu tun gehabt zu haben, sondern mit einem Wesen, das die Schildkröte beherrschte und durch die es sich der Energien der getöteten Tiere bemächtigte. Das war es, was Doña Isabel mir mit ihrem Schrei mitteilen wollte. Sie hatte mich gerettet. Gerade noch war ich dem Tod von der Schippe gesprungen. Als Einzige hatte Doña Isabel verstanden, daß es bei der Monsterschildkröte nicht mit rechten Dingen zuging. Viele Jahre später sollte ich von giftigen Schildkröten und drachenähnlichen Reptilien erfahren, die es nicht nur in Peru gibt und gegen deren Gift kein

Gegenmittel existiert. Sie beißen jemanden ins Bein, warten drei Tage bis zum Tod ab und machen sich über die Beute her. Zur gleichen Zeit starb im Dorf eine alte Bruja, die allein mit Echsen, Schlangen und Schildkröten gelebt hatte. Es wurde erst bemerkt, als nach ihrem Tod die hungrigen Tiere durchs Dorf rannten. Nicht ohne Grund hatte die Schwarzmagierin sich mit Reptilien umgeben. Deren Geist unterstützte ihre dunklen Umtriebe. Brujos wußten über die dunklen Schöpfergötter Bescheid.
Ich erinnerte mich der schwarzen Katze Doña Isabels und beschloß, nie wieder in das Spuklokal zu gehen. Instinktiv verstand ich, warum sie ihr Grundstück segnen ließ. Trotz ihrer Beteuerungen, ihr Mann habe die Schildkröte getötet und ich könne bedenkenlos wiederkommen, mied ich ihr Lokal und suchte mir ein grünes Plätzchen in der Nähe. Nachdem ich viele Male auf einer Wiese gelegen und gelesen hatte, sprach mich eines Tages der Besitzer des Grundstücks an.

„Haben Sie keine Angst, allein zu sein?“

„Warum?“, wollte ich wissen.

„Wegen des Gehörnten.“

„Welches Gehörnten?“, fragte ich, ohne ein Grinsen unterdrücken zu können.

„Er hat an der Stirn ein Horn und Hufe statt Füße“, antwortete er.

„Es ist ein Einhorn, ein typisches Fabelwesen!“

„Es ist kein Fabelwesen. Sie werden sehen! Er kommt desöfteren vorbei.“

„Von wo kommt er und wo geht er hin?“

„Er kommt von dort“, sagte der Mann und zeigte mit dem Finger auf einen Punkt in der Wüste, wo in der Ferne das Dorf begann. „Er geht zur Mondpyramide“, fuhr er fort. Abends erzählte ich die Episode Javiers Mutter.

„Geh nicht mehr dorthin. Der Mann ist ein Brujo!“ befahl sie.

„Was ist ein Brujo?“ stellte ich mich dumm, um ihre Version zu hören, woraufhin sie mir die Geschichte vom Weißen Pferd erzählte. Vor fünfzig Jahren gab es im Dorf Schwarzmagier wie Sand am Meer. Sie machten keinen Hehl aus ihrem Unwesen und betrieben ihre schwarze Magie halb öffentlich, weshalb sie unter den Dorfbewohnern berüchtigt waren.

„Schwarzmagier galten als schwache, ängstliche Menschen mit wenig Charakter und Persönlichkeit, die sich schnell verleiten ließen, Macht über andere Menschen erlangen zu wollen“, beschrieb mir Rosa die Brujos. Ihre Beschreibung erinnerte mich, nein, erinnerte mich nicht nur, sondern sie traf haargenau auf die Stasispitzel der DDR zu, die an ihrer Unauffälligkeit zu erkennen waren. Sie konnten irgendwo in einer Menschentraube stehen, ohne beachtet zu werden. Der Stasioffizier, der mich einmal im Polizeipräsidium Ostberlins verhörte, hatte „kein“ Gesicht, weshalb es mir nach meiner Freilassung sofort entglitt.
Einer der größten Brujos des Dorfes wurde *Weißes Pferd*, genannt, weil er die Fähigkeit besaß, sich in ein weißes Pferd zu verwandeln. Rosa und ihr Mann hatten ihn als weißes Pferd allein durch ein Feld des Mochedörfchen galoppieren sehen. Anderntags war die Ernte vernichtet.

„Kein normales Pferd vermag das.“

Er war mit einem Dämon einen Pakt eingegangen, der ihm Macht verlieh. Bei Beginn des Paktes verpfändete er seine Seele. Der Pakt wurde mit Blut besiegelt, wodurch er sein Leben an den Dämon band. Nichts und niemand konnten ihn aus dem Bann befreien. Der Brujo, der Geronico hieß, war mit einer Mochera verheiratet, die ihm viele Kinder gebar. Der Pakt besagte, Geronico würde eine große Macht erlangen, wenn er im Gegenzug dem Dämon seine gesamte Familie opfern würde, sie durch die Künste, die er erlangen würde, tötete. Der Dämon verlieh ihm die Macht, durch schwarze Magie Menschen zu töten. Eigentlich tötete der

Dämon, dessen Stellvertreter Geronico wurde. Diese Macht verleihen die Dämonen nicht uneigennützig, denn sie waren auf die Seelenenergie der Opfer aus. Seitdem keine Menschen mehr geopfert wurden, mußten sich die Dämonengötter auf andere Art die Seelenenergie einverleiben. Am Ende waren auch die Schwarzmagier ihre Opfer.

„Die Erste, die er mit seiner schwarzen Magie tötete, war seine Schwester. Sie bekam Ohrenschmerzen im rechten Ohr, die von einer eitrigen Wunde herrührten, die von keinem Arzt geheilt werden konnte. Am Ende starb sie daran. Der Reihe nach starben Brüder, Schwestern, Cousins und Cousinen bis als letzter ein Cousin übrig blieb, den er nicht leicht töten konnte, da er ein Schamane war.

Schamanen heilen und töten nicht, weshalb sie die Gegenspieler der Brujos sind.

Weißes Pferd nahm sich am Ende auch ihn vor“, verriet mir Rosa. Für seine schwarzmagischen Rituale benutzte er die Kraft eines Berges aus schwarzem Granit, der neben dem Cerro Blanco steht. Wegen der kürzlichen Vergewaltigung einer Europäerin in seiner Nähe war der Berg in die Schlagzeilen geraten. Ich ging nie zum schwarzen Berg. Was damals niemand ahnte, waren die Funde von Menschenknochen, die neben dem schwarzen Berg in einem Massengrab verscharrt waren. Vermutlich von Geopferten aus antiker Zeit. Der so vorgeprägte Berg war für den Brujo wie geschaffen. Die todbringenden Energien des Brujos, der dem Berggeist seinen Willen aufzwang – Naturgeister haben keinen eigenen - und der sich auf diese Weise der Kraft des Berges bemächtigte, konnte der Cousin, der über seinen Gegner Bescheid wußte, augenblicklich spüren. Da er keinen Pakt mit den Dämonen eingegangen war, blieb es ihm versagt, Menschen zu töten. Schlauerweise ließ er aber den Meister des Brujos holen, der der Patenonkel eines seiner Kinder war. Der Lehrer des Weißen Pferdes erzeugte seinerseits ein dunkles Energiefeld, mit dem er seinen Schüler ins Jenseits zu befördern trachtete, während synchron sein Gegenspieler gerade eine Sitzung am schwarzen Berg abhielt. Lehrer und Schüler, beide Brujos, waren geübt genug, um gegenseitig ihre Energien aufzuspüren. *Weißes Pferd* ließ davon ab, den Cousin zu töten und konzentrierte sich stattdessen auf die Tötung seines Lehrers.

„Niemand kann seinen Meister töten!“, sagte der Meister und versetzte dem Schüler den Todesstoß. Getroffen stand *Weißes Pferd* auf und rannte den Berg hinab, in dessen Nähe, abgesehen von einem kleinen Wärterhäuschen zur Regulierung des Flußwassers für die Bewässerungskanäle der Felder, das mit einem Mann besetzt war, sich keine menschliche Siedlung befand,

„Vincente! Vincente! Brenn die Kräuter an!“, schrie der Schwarzmagier in Todesangst. Mit Kräutern war ein Gegenmittel gemeint, das schwarze Magie auflöste. Nur sie konnten ihn retten. Da er nicht einmal das Gegenmittel bei sich hatte, mußte er sich seiner Sache sicher gewesen sein,.

„Vincente! Brenn die Kräuter an!“, fuhr er in wildem Geschrei fort. Der ahnungslose Wärter, der als unbedarfter Mann von schwarzer Magie keine Ahnung hatte, kam aus dem Wärterhäuschen gelaufen und sah gerade noch, wie *Weißes Pferd* tot umfiel.

„Eines Tages wirst du auf allen Vieren wie ein Hund durchs Dorf kriechen!“, hatte Weißes Pferd dem Vater Javiers angekündigt, auf den er es ebenfalls abgesehen hatte. Die Brujos besaßen den Ehrgeiz, in Wettstreit mit Schamanen zu treten, um ihnen ihre Macht zu zeigen.

„Bevor du mir etwas zuleide tust, bringe ich dich um!“, war die unerschrockene Antwort des Vaters, dem die dunklen Umtriebe des Brujos nicht entgangen waren und er begann, ihn im Auge zu behalten. Als der Brujo einmal zum Mochefluß ging, war ihm der Vater heimlich gefolgt. In der Regenzeit führte der Fluß viel Wasser. Der Schamane entdeckte Weißes Pferd

auf einer kleinen Insel, die er für seine Anrufungen gewählt hatte, um vom Wasserrauschen seine lautstark gesprochenen Worte übertönen zu lassen. Es sollte ihn niemand hören.

„Im Gegensatz zum Menschen haben die Kräfte der Natur keinen eigenen Willen und folgen dem, der ihn hat. Brujos benutzen die Unschuld der Natur, um ihr ihren Willen aufzuzwingen. Sämtliche schwarze Magie kommt durch den Mißbrauch des Wassers, der Berge, der Bäume und des Windes zustande“, erklärte mir Rosa. Im Schilfgras hörte der Vater den Brujo seinen Dämon anrufen, der ihn, den Vater, töten sollte. Er schlich sich von hinten an den Hexenmeister heran und hielt ihm sein Gewehr an die Schläfe.

„Habe ich dir nicht angekündigt, dich umzubringen, sobald du versuchst, mich wie einen Hund laufen zu lassen?“, schrie er in vollem Zorn. Der Brujo, der wie Espenlaub zu zittern begann, bettelte, ihn zu verschonen. Seither rührte *Weißes Pferd* den Vater nicht mehr an. Nur Schamanen vermögen Schwarzmagier und Dämonen in Schach halten. Von den Alten im Dorf gab es niemanden, der nicht Ähnliches erlebt hatte wie Rosa und Don Evaristo.

„Schau Flor, eine Bruja!“, hatte der Vater einmal zu Javiers Schwester gesagt, die ihn als Kind nachts begleitete. Im Baum vor ihnen sah sie ein helles, weißes, rundes Licht sich nach oben, zur Krone hin in Intervallen ausbreiten bis es aus dem Baum trat. Eine kichernde Weiberstimme schallte dabei in pechschwarze Nacht.

Zwei Generationen später ritt ein weißgekleideter Reiter auf einem Schimmel durch die Wüste. Er kam aus der Richtung des Bewässerungsgrabens. Javiers Schwager, der in der Nähe der Mondpyramide eine Ziegelbrennerei betreibt, war gerade mit zwei seiner Söhne bei der Arbeit, als sie die imposante Erscheinung in drei Meter Abstand an sich vorüberreiten sahen. Der Reiter hatte sein Gesicht mit einem Sombrero verdeckt, ein typisches Zeichen der Totengeister, die damit verbergen wollen, daß sie kein Gesicht haben.

„Der Teufel!“, murmelte der Vater zu seinen Söhnen, die offenen Mundes dem Reiter hinterherschauten. Gebannt vom Anblick, rannten sie ihm nach, als er hinter einer Mauer verschwand, um zu sehen, wohin er ritt.

„Er war wie vom Erdboden verschluckt“, erinnerte sich Jonathan, einer der beiden Söhne.

Als Achtzehnjähriger war Javiers Bruder Carlos beim Taubenschießen in die menschenleere Wüstengegend des schwarzen Berges geraten, wo Weißes Pferd Jahrzehnte zuvor seine letzte Sitzung abgehalten hatte. Zu seiner Verwunderung hörte er einen Mann lauthals Verwünschungen übelster Art ausstoßen, weswegen er den sich nähernden Carlos nicht bemerkte. In einer Kuhle, in der er sich hinter einem Algarobo-Baum verschanzte, wähnte sich der Brujo sicher. Es war ein Fremder um die sechzig, der nicht aus dem Dorf stammte.

„Erhebe dich, Hurensohn! Sonst mach ich dir Beine!“ befahl ihm Carlos und legte den Gewehrlauf an seinen Kopf. Verstört begann der Mann um sein Leben zu flehen.

„Verschwinde und laß dich hier nie wieder sehen!“ brüllte Carlos aus Leibeskräften und stupste ihm seinen Gewehrlauf in den Rücken. Während der Mann losrannte, drehte er sich ständig um, aus Angst von hinten erschossen zu werden. Kaum war er in der Ferne verschwunden, fand Carlos eine durchsichtige Einliterflasche mit dunkler Flüssigkeit. Sein Vater hatte ihn gelehrt, niemals ohne Vorsichtsmaßnahmen solche Flaschen zu öffnen. Kein Tropfen durfte ihn berühren. Kein Geruch durfte in seine Nase dringen. Mit einem Stein zertrümmerte er die Flasche. Aus der verhexten Kräuterbrühe schälte sich das Foto einer jungen, bildschönen Frau heraus, das von Dutzenden Stecknadeln zerstochen war.

„Der etwa fünfundzwanzigjährigen Frau auf dem Foto steckten sage und schreibe über hundert Nadeln im Kopf und rund um das Herz!“
Er sprach ein Gebet, dann reinigte er mit einem Holzstöckchen das Foto von der Kräuterflüssigkeit, wobei er vorsichtig Nadel für Nadel herauszog. Glassplitter und Kräuter verscharrte er mit dem Fuß im Wüstensand. Das Foto wurde von einer Windböe erfaßt und wehte über den Wüstenboden davon. Nach einem Monat trieb es ihn wieder in diese Gegend. Diesmal bat er einen Cousin um Begleitung, dem er das Erlebnis erzählte. Sie suchten den Boden ab und fanden etwa zweihundert Meter von der ersten Fundstelle entfernt eine zweite Flasche mit demselben Kräutersud und einem schwarz-weiß Foto der jungen Frau. Zwar war es nicht dasselbe Foto, jedoch dieselbe Frau.
Auch Javier erschienen Spukgestalten. Einmal begegnete ihm als Kind ein wunderschöner Junge mit weißblonden Haaren und einer faszinierenden Ausstrahlung. Der Schöne sang und spielte vor dem Haus. Ein Freund, der Javier begleitete, war von der Schönheit des Jungen geblendet.

„Laß uns zu ihm gehen“, sagte er betört.

„Nein!“, widersprach Javier, den ein spontaner, innerer Impuls zurückhielt. Er stellte sich seinem Freund, der Anstalten machte, auf den Schönen zuzugehen, in den Weg.

„Halt dich zurück!“, herrschte er ihn an.
Augenblicklich drehte sich der hellblonde Knabe um. Ein ekliger, behaarter Schwanz kam zum Vorschein.

„Er sah wie der Schwanz des Teufels aus“, beschrieb ihn Javier.
Jahrelang schrieb ich Erlebnisse und Träume meiner peruanischen Familie auf, ich wurde ihre Chronistin. Eine Begebenheit liegt fünfzig Jahre zurück, als der hiesige Wasserkanal noch nicht aus Beton war. Die Ufer umkränzten Büsche und Bäume, die später abgesägt wurden. Zwei Onkel Javiers waren nachts auf dem Nachhauseweg am Kanal vorbeigekommen. Bei der Überquerung des schmalen Holzsteges planschte in der Finsternis der Nacht eine Ente im Wasser. Um diese Zeit? wunderten sie sich, den Spuk begreifend. Flink griffen sie, einer vorn, einer hinten, die Ente an. Mit einem Stock schlugen sie auf sie ein. Trotz der Überlegenheit der Männer brachte die Ente das Kunststück fertig, ihren Schlägen jedes Mal auszuweichen. Nachdem die beiden vergeblich versucht hatten, die Ente einzufangen, gingen sie ein letztes Mal mit vereinten Kräften vor, um ihr endlich den Garaus zu machen.

„Schlagt mich nicht! Tut mir nicht weh! Ich bin José“, vernahmen die verdutzten Männer aus dem Nichts eine menschliche Stimme. Ehe sie sich versahen, verwandelte sich vor ihnen die Ente in eine menschliche Gestalt. Es war ihr Nachbar. Seine Kinder und Enkelkinder leben bis heute neben unserer Hacienda.
Ein zweiter Nachbar lieh einem Verwandten auf dessen Bitte ein Buch zur Erlernung schwarzer Magie, denn er wollte ein Brujo werden Die Absicht genügte. Als er sich reif genug für die Initiation befand, ging er aufs freie Feld, wo ihn vollkommen unerwartet das ohrenbetäubende Geräusch herabrutschender Steine, das vom Entladen Dutzender Lastwagen herzurühren schien, überfiel. Vor Angst zitternd fiel er auf die Knie und flehte den Großgott an, woraufhin ihn eine unbekannte Kraft ergriff und hart zu Boden schleuderte.

„Du kannst uns nicht täuschen!“, vernahm er eine Stimme und verlor das Bewußtsein.
Nach diesem Erlebnis war er von seinem Versuch geheilt, Brujo werden zu wollen. Das Buch verbrannte er. Irgendwann forderte unser Nachbar das Buch zurück. Weil er es verbrannt hatte, konnte er es nicht zurückgeben. Der Betrogene war darüber sehr betrübt. Keine zwei Monate später starb der Mann, der sich das Buch ausgeliehen hatte.

Genaro, der älteste Bruder Javiers, arbeitete in seiner Jugend für die Wasserwirtschaft des Dorfes. Er kontrollierte das Hochpumpen des Wassers für die Bewässerungskanäle der Felder. Zwar arbeitete er bis in die Nacht hinein, doch mußte er nicht ununterbrochen anwesend sein. Im Dreistundentakt überprüfte er den Brunnen. Eines Abends vernahm er bei seiner Ankunft Hilferufe aus dem Brunnen.

„Hilf mir bitte!“ Hilf mir!“, hörte er eine zitternde, weibliche Stimme.

In der Tiefe des Wassers gewahrte er tatsächlich eine alte Frau. Da es unmöglich war, auf normalen Weg in das Brunnenwasser geraten zu sein, begriff er schlagartig, einer Bruja gegenüberzustehen. Einer Eingebung folgend, ergriff er den Eisenstab am Eisengitter der Pumpe, denn er wußte: Eisen macht schwarze Magie unwirksam.

„Vermutlich war die Alte in den Brunnen gefallen, als sie, in eine fliegende Ente verwandelt, in Richtung Fluß flog. Während des Flugs war sie über den Brunnenschacht geflogen, der neben Eisen eine freigelegte Azufre Gesteinsschicht hatte, die solch bösen Zauber außer Kraft setzte. Deshalb war sie in das rettende Brunnenwasser gefallen. Wäre sie auf die Erde gefallen, wäre sie tot gewesen“, beschrieb Genaro die Situation. Den schutzgebenden Eisenstab fest in der Hand hievte er die Alte aus dem Wasser und brachte sie anschließend zur Wasserstation, übergab sie einem Kollegen mit dem Auftrag, sie zum leitenden Ingenieur der Zentrale zu bringen. Kaum beim Ingenieur angelangt, erkannte der ortskundige Mann die Alte.

„Vorsicht! Sie ist die gefährlichste Bruja weit und breit“, warnte er.

Unterdessen war Genaro auf dem Rückweg zum Brunnen. Beim Überqueren des Wasserkanals packte ihn unvermittelt eine unbekannte Macht von hinten und warf ihn zu Boden. Jetzt hat mein letztes Stündlein geschlagen! dachte er entsetzt. Mit letzter Kraft stemmte er den Eisenstab, den er noch bei sich trug, in die Erde, um nicht unter das Wasser gepreßt zu werden und betete zum Großgott. Kaum waren die ersten Worte gesprochen, gab es einen Knall und ein ekelhafter Jauchegestank stieg in seine Nase.

„Die Bruja hatte einen Pakt mit ihrem Dämonengott abgeschlossen, der ihr die Fähigkeit verliehen hatte, sich in eine Ente zu verwandeln“, kommentierte Genaro das Geschehen. Wegen seiner Einmischung attackierte ihn der Dämonengott direkt. Kaum jemand hätte eine solche Attacke überlebt. Genaro aber wußte über Schwarzmagier bestens Bescheid, weil der Vater den Kindern frühzeitig beigebracht hatte, wie sie sich zu schützen hatten.

„Vor dreißig Jahren waren die Brujos gegenüber den Schamanen, die mit weißem Licht heilen, in der Überzahl. Möglicherweise sind die Schwarzmagier jetzt am Aussterben. Niemand will mehr etwas mit ihnen zu tun haben“, schilderte Genaro die Lage.

„Wie konnte jemand, der nicht Bescheid wußte, unter solchen Bedingungen überhaupt überleben?“, fragte ich.

„Ich habe Menschen gekannt, die sich abends quietschvergnügt schlafen legten und morgens tot im Bett lagen“, antwortete er.

„Wie habt ihr euch geschützt?“

„Jede Familie hatte ihren eigenen Brujo zum Schutz, den sie konsultierte, sobald ein Verdacht aufkam. Brujos waren vornehmlich aufs Umbringen ausgerichtet, weshalb sie sich gegenseitig umbrachten.“

„Woran erkennst du Brujos?“ wollte ich wissen.

„An der Zauberei und am Energiemißbrauch. Wo sie sind, geht es nicht mit rechten Dingen zu und Menschen verlieren ihre Energie. Die Brujos, die ich kannte, waren

ausnahmslos unsichere, blasse Menschen mit wenig Persönlichkeit. Sie sind feige Hunde, herrschsüchtig und hinterhältig“, bestätigte er die Beobachtungen seiner Mutter Rosa.

„Was denkst du über sie?“

„Brujos und Dämonen sind eine Kaste!“

Wie bereits erwähnt, war es wegen der spärlichen Besiedelung der Anden noch vor fünfzig Jahren üblich, durch die Andendörfer zu ziehen, um Arbeit zu suchen. Der Weg zwischen Arbeitsstelle und Heimatdörfern war oft so weit entfernt, daß die Männer es vorzogen, für die Dauer der Arbeit wegzubleiben. Eine Gruppe von Männern, die seit langer Zeit von ihren Familien getrennt gelebt hatte, befand sich auf dem Nachhauseweg. Sie ließen sich Zeit, legten sich bei Einbruch der Dunkelheit an den Wegesrand um zu schlafen. Einer von ihnen hatte es eilig. Er verabschiedete sich und entfernte sich raschen Schrittes. Unterwegs begegnete ihm ein Mann auf einem Maulesel.

„Wohin gehst du?“, fragte ihn dieser.

„Nach Cajabamba!“

„Amigo, wir haben denselben Weg. Steig auf!“

Der Mann war für die angebotene Hilfe dankbar und stieg auf. Zwar wunderte er sich über den heißen Sattel und den seltsamen Anblick des Maulesels, der nur ein Auge hatte. Der Fremde hob sich durch keinerlei Auffälligkeit hervor. Nach stundenlangem Reiten gelangten sie an ein Haus, wo der Fremde abstieg und den Arbeiter zu warten hieß. Der Arbeiter beobachtete, wie der Fremde eine tote Frau aus dem Haus den Berg hinauftrug, wo er sie niederlegte und Stück für Stück Augen, Zunge und Herz der Frau zu essen begann. Als der Fremde sich offenbar gesättigt abwandte, machten sich weitere gehufte und gehörnte Gestalten über den Rest des Frauenkörpers her. Sie war eine Bruja! schoß es dem Arbeiter durch den Kopf. Der Kannibale bat ihn am Ende, er möge seinen Weg allein fortsetzen. Der Arbeiter, vom Entsetzen gepackt, wäre längst geflüchtet, wenn nicht alle Versuche, vom Maulesel abzusteigen, mißlungen wären. Irgendeine unbekannte Kraft bannte ihn an den Sattel. Nachdem er endlich aus dem Sattel kam und seinen Weg fortsetzen konnte, sah er an einer Stelle seine Kollegen schlafen. Wach geworden, erzählte er ihnen das Erlebnis, das sie ihm verständlicherweise nicht glauben wollten.

„Fragt in der nächsten Ortschaft nach der Frau des Hauses, wenn ihr mir nicht glaubt! Es ist das erste Haus am Ortseingang“, wies er sie an.

In der Ortschaft erfuhren sie von einer Frau, für deren spurloses Verschwinden niemand eine Erklärung hatte.

Die Einverleibung menschlicher Seelen durch Dämonen hat verschiedene Grade. Javiers Vater wurde einmal von einem Schamanenkollegen zur Verstärkung gerufen. Es ging um die seltsame Krankheit eines Mannes, der umgefallen war und nicht wieder aufstehen konnte. Gleichzeitig hatte er die Sprache verloren. Seine Frau konsultierte verschiedene Ärzte, die nicht helfen konnten, bis sie eines Tages den Schamanen um Hilfe bat. Er stand im Ruf, von ungewöhnlicher Kraft zu sein. Beide Schamanen gingen zu einer Visite ins Haus des bettlägrigen Kranken.

„Steh auf!“ befahl der Schamane mit fester, klarer Stimme, seine Worte solange wiederholdend, bis der Mann sich aufzusetzen begann.

„Stell dich hin!“

Mit Mühe hievte sich der Mann auf die Beine.

„Sprich!“, forderte der Heiler ihn auf.

Es dauerte eine Weile bis sich der Mund des kranken Mannes öffnete.

„Carajo cojudo!“, preßte er mit viel Anstrengung heraus, schüttelte den verdutzten Personen, die ihn umringten, die Hand und wiederholte:„Carajo cojudo! Carajo cojudo!“ Zwei Worte, nicht mehr. Die Schamanen ließen ihn aufs Bett sinken und verließen das Haus. Nach wenigen Schritten waren sie in die Nähe des Berges Cerro Blanco gelangt, wo der Heiler in einer Zeremonie den Berggeist anrief. Unverhohlen zeigte er seine Macht, was Schamanen untereinander gewöhnlich niemals tun. Der Vater und die Ehefrau des Kranken waren zugegen. Vor ihren Augen öffnete sich der Berg. In einem Tunnel standen Mocheros links und rechts der Wand, die an ihrer antiken Kleidung zu erkennen waren. Am Ende des Tunnels sahen sie klar und deutlich den Kranken.

„Er ist sein Doppelgänger. Um Ihren Mann heilen zu können, brauche ich ein Heilkraut aus dem Amazonas, das ziemlich teuer ist“, sagte er zur Ehefrau und fügte hinzu: „Das Heilkraut würde denjenigen schützen, der zum Kranken in den Tunnel gehen würde. Eine Person muß den Doppelgänger an die Hand nehmen und aus dem Berg führen. Dann ist der Kranke geheilt. Seine Krankheit besteht in der Gefangennahme seiner Seele, die im Tunnel des Berges festgehalten wird“, sagte er.

In der Skala der verschiedenen Seelenraubgrade war es eine partielle Gefangennahme, bei der der Betreffende nicht starb. Die Beteiligten wußten es und schauten sich verlegen an. Niemand wollte die Rettung übernehmen. Nicht einmal der Vater Javiers, der als unerschrockener Haudegen galt, hatte den Mut dazu gehabt. Die Ehefrau besaß weder Geld für das Heilkraut, noch für den Heiler. Ihr fiel niemand ein, der die Aufgabe übernehmen könnte, weshalb alles beim alten blieb. Bis zu seinem Tod sprach ihr Mann nur: Carajo cojudo!

„Er war ein Brujo. Wer sich mit Dämonen einläßt, wird von ihnen als Eigentum betrachtet. Ob Brujo oder nicht, bei jedem Menschen haben sie es auf die Seele abgesehen“, kommentierte Javier das Geschehen.

„Hat er den Berg geöffnet? Oder hat er die Wahrnehmung der Anwesenden in entsprechender Weise beeinflußt?

„Es hat den Berg geöffnet. Menschen verfügen über ungeheure Kräfte, machen jedoch keinen Gebrauch davon.“

„Sind Erscheinungen real?“

„Sie sind real existierende Wesen. Die antiken Mocheros, die die Angehörigen des Kranken sahen, sind real. Diese Wesen bewegen sich in Paradigmen der Realität, die uns Menschen unbekannt sind, deshalb kommen sie uns wie Zauberei vor. Die Menschheit hat sich ein Weltbild angeeignet, in dem Täuschung „Realität“ genannt wird. Werden sie mit anderen Realitäten konfrontiert, projizieren sie in der Regel ihr Weltbild der Täuschung auf diese ihnen fremden Welten.“

Von einem sich öffnenden Berg hatten wir schon durch einen Theologiestudenten aus Cuzco gehört, der uns von seinem Nachbarn erzählte, einem Bauern, der sein Feld mit zwei Ochsen umpflügte. Als er Hunger bekam, legte er eine Pause ein und ließ die Ochsen frei auf dem Acker stehen. Mit dem Essen ließ er sich Zeit. Bei seiner Rückkehr waren die Ochsen verschwunden. Er suchte sie bis zum Sonnenuntergang. Wen er auch fragte, niemand konnte ihm etwas über den Verbleib seiner Ochsen sagen, weder am zweiten noch am dritten Tag der Suche. Er konnte sich nicht mit dem Verlust abfinden, ging noch einmal zu seinem Feld, um gründlicher nachzuschauen. Dabei geriet er in die Nähe eines Berges, der zu seinem Erstaunen offenstand. Im Innern gewahrte er seine Ochsen, die gerade von einem Mann in antiker Inkakleidung herausgeleitet wurden. Der Mann bedankte sich freundlich für die Ochsenausleihe und schenkte ihm als Gegenleistung einen goldenen Maiskolben. Der verblüffte Bauer war mehr über den Fremden als über das Wiederauftauchen seiner Ochsen verwundert.

„Wo kommen Sie her?“ fragte der verdutzte Mann.

„Aus dem Inneren der Erde. Mein Volk wird erst am Ende des Erdzyklus wieder herauskommen“, antwortete dieser.

Das Erlebnis ließ dem Bauern keine Ruhe. Wenig später verlockte es ihn, noch einmal hinzugehen. Er konnte den Eingang nicht mehr finden. Der Berg war wie eh und je verschlossen.

„Gegen Mitternacht tanzten im gelben Widerschein eines Feuers Inkas in antiker Kleidung. Und da ich häufig mit meinem Vater dorthin ging, sah ich sie jedes Mal tanzen. Ich sah sie als Kind und ich sah sie als Zwanzigjähriger. Jedesmal tanzten sie im gelben Widerschein des Feuers in der alten Inkakleidung und jedesmal gegen Mitternacht. Ob sie heute noch tanzen, vermag ich nicht zu sagen, weil ich nachts nicht mehr hinging“, erzählt Zenon Gil vor dem Chicche Tunnel. Er löst sein Versprechen ein, uns beim kommenden Besuch einen noch größeren Tunnel zu zeigen, der mitten am Abhang liegt. Mit einer Höhe von fünfzig und einer Breite von dreißig Metern ist er der größte Tunneleingang, den wir je sahen. Da er in der Mitte eines steil abfallenden Berges liegt, ist es unmöglich, ohne Seil in den Eingang zu gelangen. Der Eingang wurde nicht zugemauert. Der Anblick des Tunnels weckt bei Zenon Gil alte Erinnerungen. Als er zu seiner Verlobten ging, die aus einem Dorf hinter dem Berg stammte, mußte er als Achtzehnjähriger oft an diesem Tunnel vorbei. Er hatte fünf Kinder mit dieser Verlobten, heiratete jedoch nie. Fünf weitere Kinder bekam die Frau von einem anderen, nachdem sie Zenon verlassen hatte. Von Stund an lebte er mit einer Freundin.

„Es war in einer Zeit, in der es für uns noch kein Geld gab. Wir Kinder sammelten wilde Kartoffeln und tauschten sie gegen Gemüse ein, deshalb führte unser Weg häufig am Tunnel vorbei. Ich bin nicht nur als Kind und als Jugendlicher am Tunneleingang vorbeigegangen, sondern begleitete als Erwachsener regelmäßig meinen Vater, der fünfundneunzig wurde. Es war in den dreißiger, vierziger Jahren, lange vor dem Bau der Straße, als wir gewöhnlich mit Mauleseln, Pferden und Eseln am Berg vorbeizogen. Zweihundert Meter vom Tunneleingang steht ein altes Lehmhaus, in dem wir übernachteten. Sehen Sie es? Es steht heute noch da“, sagt er und zeigt auf ein Lehmhaus auf der gegenüberliegenden Flußseite. Es ist von Feldern umgeben. Übernachteten sie im Lehmhaus, deckte sein Vater ihm jedes Mal das Gesicht mit einer Decke zu. Zenon war schlau genug, die Augen offen zu halten und unter der Decke hervorzulugen, um zu sehen, was er nicht sehen durfte.

„Mein Vater, der einschlägige Erfahrungen beim Passieren des gefährlichen Berges gemacht hatte, nahm einige Sicherheitsmaßnahmen vor. Die Gesichter der Kinder wurden nicht nur mit Decken zugedeckt, sondern jedem Kind wurde ein Kreuz auf der Brust gebunden, das aus zwei Stöckchen und rotem Faden bestand. Kreuz und roter Faden bedeuteten Schutz. Die Erwachsenen befestigten sich eine männliche Knoblauchzehe, die größer als eine weibliche ist, an einem Strick, der als Kette um den Hals gelegt wurde. Die Väter hatten Macheten bei sich, mit denen sie beim Vorbeiziehen auf die Steine schlugen bis die Funken sprühten, eine effektive Maßnahme, die die Dämonen vertrieb. Ihre Cocablätter spuckten sie aus, damit ihnen die Dämonen nicht folgten. Die Dämonen sind als körperlose Wesen im Lufthauch. Sie folgten uns so lange, bis sie eine Gelegenheit fanden, in uns hineinzukommen und unsere Seele zu rauben. Es war die Luft, die tötete.

Wir nennen sie „mal aire", weil sich die körperlosen Dämonen in ihr aufhalten. Beim Passieren dieses Tunnels ist jemand ohne Schutz des Todes. Um überhaupt unbeschadet am Tunneleingang vorbeizukommen, benutzten die Erwachsenen Zigarren, die sie rauchten und Cocablätter, die sie kauten, sowie starken Schnaps wie „Agua adientes" oder „Machete de acero". Jeder Passant mußte sich einzeln durch eine enge Unterführung quetschen, die am Berg entlangläuft“, erzählt er.

Chicche liegt ungefähr sechzig Kilometer von Ventanillas de Otuzco entfernt. Ohne Straße wäre es schwer gewesen, den fernab jeder menschlichen Siedlung liegenden Ort zu finden. Auf der Hinfahrt erwähnte der Alte, daß seit dem Bau der Straße die Dämonen nicht mehr die Seelen der Menschen, die sich dem Berg näherten, raubten. Er wollte uns die Angst nehmen. Es gab für uns also keinen Grund zur Besorgnis. Der Berg wurde beim Straßenbau Anfang der fünfziger Jahre auseinandergerissen. Die Straßenarbeiter, die den Berg in zwei Hälften teilten, um eine Schneise für die Straße zu gewinnen, zerstörten dabei Ruinen, die uralt waren. Ein kümmerlicher Rest ist auf der rechten Seite verblieben. Die starke Erosion der Steine deutet auf ein undenkliches Alter hin. Vor dem Bau der Straße war der Berg nicht geteilt. Parallel zur Schotterstraße läuft der Fluß, der heute mindestens vierzig Meter breit ist.

„Unzählige Säuglinge und Kleinkinder wurden tot aufgefunden, nachdem sie mit ihren Eltern am Berg vorbeigekommen waren. Sie starben nicht unmittelbar im Moment des Vorbeigehens, sondern zwei, drei Tage später. Zunächst wurden sie gelb, nahmen ab, wurden dünner und dünner bis sie nur noch Haut und Knochen waren. Sie trockneten regelrecht aus. Ohne Seele kann niemand leben“, beschreibt Zenon Gil den Vorgang.

„Wie stehlen sie die Seelen?“

„Der Cerro Chicche ist deshalb extrem gefährlich, weil nicht zwei oder drei, sondern extrem vielen Menschen die Seele geraubt wurde. Da die Dämonen im Lufthauch sind, gelangen sie durch menschliche Atmung in den Körper. Es gibt verschiedene Dämonen. Die des Chiccheberges sind die gefährlichsten, weil sie schnell töten. Andere töten langsamer“, erzählt unser Freund.

„Warum rauben sie die Seelen?“

„Sie ernähren sich von ihnen. Sie sind ihre Speise. Wir Menschen verspeisen auf dieselbe Art Tiere, denen wir überlegen sind. Es liegt im Wesen der Dämonen, Menschen auszusaugen, auch im Schlaf. Unsere Seelen sind astral und die Welt, in der die Dämonen und ihre Götter leben, ist es ebenfalls. Dämonen sind auf beiden Seiten, sowohl im Diesseits als auch im Jenseits. Sie kennen unsere Natur sehr gut, deshalb nutzen sie unsere Unkenntnis über unsere Natur schamlos aus, um an unsere Energien zu gelangen. Die Lieblingsspeise der Götter sind Babys, Kinder und Jungfrauen, deren Seelen noch rein sind und ihnen gut schmecken, allerdings nur wenn die Opfer Angst haben. Ohne Angst schmecken wir ihnen nicht“, erklärt er.

Seiner Ansicht nach sind Dämonen die Vorhut der Götter. Die Götter selbst sind, ebenso wie Dämonen, vielgestaltiger Art. Im Gegensatz zum Menschen können sie sich zwischen Dimensionen hin- und herbewegen. Sie sind den eindimensional denkenden Menschen durch diese Eigenschaft überlegen. Ihre Überlegenheit nutzen sie auf hinterhältige Weise aus.

Schamanen heilten manchmal die behexten Kinder, indem sie ein Kleidungsstück des betreffenden Kindes nahmen, daraus eine Puppe formten, die das Kind vertrat, zum Cerro Chicche gingen und die Seele des Kindes herbeiriefen. Llama de alma, nannten sie den Vorgang, der ein harter geistiger Kampf zwischen Dämonen und Schamanen war. Die Schamanen beherrschten sie mit ihrer lichten, positiven Natur. Kam ein Glühwürmchen zum Kleidungs-

stück, war dies das Zeichen der zurückkehrenden Seele. Die Puppe legten sie anschließend auf die Brust des Kindes, um ihm die Seele zurückzugeben. Das Kind mußte dabei schlafen. Da es im Sterben lag, schlief es sowieso. Auf dieselbe Art wurden Erwachsene geheilt. Ein erwachsener Mensch starb langsamer, nicht in drei Tagen, sondern innerhalb einer Woche. Señor Gil hatte in seinem Leben viele Menschen gesehen, deren Seelen geraubt und die infolgedessen austrockneten, bevor sie starben. Das Austrocknen der Menschen, deren Seelen geraubt wurden, deutet auf den wässrigen Charakter der Seele, der in dieser Hinsicht dem Geist ähnelt, die ja beide ein Paar sind.

„Negatives zieht Negatives an. Ging jemand am Tunneleingang mit Angst, Sorgen, Depressionen, Mißtrauen, Schuldgefühlen und Komplexen vorbei, zog er die Dämonen an. Menschen mit positiver Energie lassen sie dagegen in Ruhe“, erklärt Javier.

Der Alte vermag nicht zu sagen, ob die Dämonen noch da sind, doch ein Hinweis aus der Neuzeit bestätigt ihre Existenz. Vor drei Jahren fuhr ein Mann nachts mit seinem Auto die Straße entlang. Am Berg ging das Licht seines Autos von allein aus. Als er ausstieg um nachzuschauen, sah er den Berg wie eh und je ungeteilt, genauso wie er vor dem Bau der Straße war. Er kehrte um.

„Dieses Phänomen begegnete mehreren Menschen zu unterschiedlichen Zeiten. Menschen, die keine Kenntnis haben, halten es für Sinnestäuschung. Aber diese Wesen sind real und beherrschen die Realität auf andere Art als Menschen.“

Der Goldminenarbeiter Oscar, ein Verwandter Javiers, schürfte bis zu seinem Unfall, bei dem die Finger seiner rechten Hand in eine Maschine gerieten, untertage Gold. Im nahegelegenen Trujillo wurde er von den Ärzten behandelt. Er übernachtete bei uns auf der Hacienda.

„Sind deine Finger geheilt?“, frage ich.

„Ich habe keine Beschwerden mehr“, antwortet er.

„Wo arbeitest du jetzt?“

„Ich bin noch in der Goldmine, arbeite aber seit dem Unfall im Lager.“

„Gibt es viele Unfälle?“

„Ja, es passieren Unfälle. In den illegalen Minen mehr als in den offiziellen. Im Umkreis gibt es zirka tausend Minen. Fünfzig davon sind offiziell. Der Rest ist illegal“, sagt er und fährt fort: „Viele Unfälle kommen durch Gase zustande, die durch Explosionen entstehen. Zwar tragen die Arbeiter Gasmasken und Schutzhelme, doch sind diese Gase derartig ätzend, daß sie durch die Maske dringen. Wer diese Gase einatmete, starb.“

„Haben die Gase etwas mit den Gasen zu tun, die Gold anhaften, beispielsweise Antimonio?“

„Nein, sie haben nichts damit zu tun. Von Minenarbeitern hörte ich, Antimonio komme an den Stellen vor, wo Brujos das Gold verzaubert hätten. Die Gase, von denen ich spreche, werden durch die Sprengungen im Schacht freigesetzt. Zwar belehrten uns die Chefs jede Woche genauestens über die Sicherheitsbestimmungen, trotzdem kamen eine Menge Unfälle zustande, weil die Arbeiter zur Eile angetrieben wurden. Sie hatten keine Zeit, sich um ihre Sicherheit zu kümmern, machten Fehler und starben.“

„Wieviele Arbeiter seid ihr gewesen?“

„Zweihundert Arbeiter in einer Mine, und das Gold, das wir schürften, wurde an Kanada verkauft.“

„Wieviel verdienst du?“

„Eintausendfünfhundert Soles monatlich“, sagt er, was ungefähr vierhundertfünfzig Euro entspricht.

„Wurde viel Gold gefunden?“

„Manchmal, was jedoch kein Glücksfall ist, denn dann ist der Bergarbeiter des Todes.“

„Warum?“

„Wegen Mucci, dem Geist des Goldes, der ein kleiner Zwerg von ungefähr einem Meter Größe ist. Jeder Minenarbeiter kennt ihn. Entweder sehen oder hören sie ihn. Er hat die Gewohnheit, sich durch Pfeifen bemerkbar zu machen, durch ganz unterschiedliche pfeifende Töne, bringt aber auch Geräusche hervor, die sich wie das Herunterrutschen einer Steinladung anhören“, berichtet Oscar. Ich erinnere mich des Mannes, der ein Brujo werden wollte und dem das Geräusch herabrutschender Steine vorgespiegelt worden war. Es war für mich das zweite Mal, daß ich von einem solchen Ton hörte.

„Er ist der Teufel“, fährt Oscar fort. „Die Minenarbeiter sprachen jeden Tag von ihm. Die Arbeiter sind zwischen zwanzig und vierzig. Die älteren haben mehr Erfahrung mit ihm. Sie kennen Kollegen, denen er erschienen ist. Bot er Hilfe an, wußten sie, ihr letztes Stündlein hatte geschlagen. Sie bettelten um ihr Leben, das sie nur durch das Opfern eines ihnen nahe stehenden Menschen retten konnten. Mucci verlangte im Gegenzug statt ihrer ein Familienmitglied, entweder ein Kind oder ein Elternteil. Es sollte die Seele derjenigen Person sein, die dem Arbeiter am liebsten war. Ging der verzweifelte Minenarbeiter auf den Pakt ein, überlebte er zwar, doch starben jene, die er preisgab.“

„Wie sieht er aus?“

„Mucci ist ein Zwerg, der von oben bis unten aus purem Gold besteht, auch Haut, Haare, Kleidung, Schaufel und Spitzhacke.“

Im Namen der Götter beanspruchte Mucci, der deren Wissenschaftler war, den größten Goldanteil für sich. Die Menschen bekamen den Rest, meistens den schlechteren Teil. Peru hat das reinste Gold der Welt. Oscars Worte „fand ein Minenarbeiter viel Gold, war er des Todes, weil Mucci das Gold für sich und die Götter beanspruchte“, läßt die Überlieferung der Inkas, das Gold gehöre den Göttern, in neuem Licht erscheinen. Die Götter der Inkas waren physische Erscheinungen und keine Idee wie der christliche Gott der Spanier, dessen Stellvertreter Papst und Priester sind. Inkas und Moches kannten ihre Götter von Angesicht zu Angesicht und wußten aus Erfahrung, wie wichtig denen Gold war. Hätten Moches oder Chimu sie nicht gekannt, hätten sie sie nicht dargestellt. Ihre Götter sind keine Bildfindungen mystischer Art. Gleichwohl besaßen die antiken Inkas und Moches eine Übersinnlichkeit, die ihnen erlaubte, ihre Götter auf verschiedenen Ebenen wahrzunehmen. Die Praktiken, wie sie in solche Bewußtseinsebenen gelangten, sind heute mehr oder weniger vergessen.

Die Inkas setzten Gold im göttlichen Sinn ein. Sie wußten, daß ihre Götter Gold liebten. Der Sonnentempel der Coricancha in Cuzco, ein Ort, in dem sie Kontakt mit den Göttern aufnahmen, hatte eine Goldscheibe, die sonnengleich leuchtete, wenn Sonnenstrahlen auf sie fielen. Im Vorhof glitzerten goldene und silberne Maisstauden neben goldenen Lamas und goldenen Vögeln, während goldene Schlangen sich auf der Erde unter goldenen Bäumen, bestückt mit goldenen Schmetterlingen, ringelten. Die Bräuche der alten Ägypter waren ähnlich. Das Grab von Tutanchamun war mit goldenen Pektoralen, Masken, Schreinen, Amuletten, Ringen, Stühlen, Schränken, Betten und Tischen gefüllt. Ein Briefwechsel seines Vaters Echnaton über Gold- und Elfenbeinarbeiten, die ein assyrischer König bestellte, blieb erhalten. Es wurde das Grab des Mochefürsten von Sipan gefunden, das ähnlich reich ausgeschmückt war wie das von Tutanchamun. Es enthielt insgesamt tausendfünfhundert Kilogramm Gold. Es liegt an

der Pyramide von Sipan, außerhalb jeglicher Besiedlung. Ohne Geistererscheinung wäre es nicht gefunden worden. Ein Mochero lief nachts betrunken in sein Dorf zurück. Unterwegs wurde er von einem Gespenst überfallen. Ohnmächtig fiel er zu Boden. Der Geist war der Wächter eines Grabes! schoß es ihm anderntags beim Aufwachen durch den Kopf. Mit acht Männern Verstärkung grub er und fand das Gold. Jeder der Männer ging schwer beladen nach Hause. Der Fund sprach sich in Windeseile herum. Die Polizei griff nicht ein. Das Gold wurde auf dem Schwarzmarkt verhökert. Kaum war es in Geld umgesetzt, wurde einer der Männer von Ehrgeiz gepackt, erhob Anspruch auf das Gold eines Kollegen und brachte ihn um. Bei Mord griff die Polizei nun ein und nahm die Männer fest. Das Gold, das nicht verkauft war, beschlagnahmten sie. Da es wie nagelneu aussah, vermutete die Polizei zunächst Fälschungen. Um der Sache auf den Grund zu gehen, riefen sie einen ortsansässigen Archäologen an.

„Die Polizei rief mitten in der Nacht an. Seit zwei Tagen lag ich mit einer Bronchitis im Bett, weshalb ich der Polizei absagte. Da sie nicht lockerließen, quälte ich mich aus dem Bett und fuhr zur Polizeistation. Bei meiner Ankunft übergab mir die Polizei einen Sack mit Gegenständen. Sie waren aus Gold. Ergriffen vom Anblick, brachte ich kein Sterbenswörtchen heraus. Mein Schweigen verwunderte die Polizei, bis ich sagte, ich hätte nie in meinem Leben solch vollendete Meisterwerke gesehen“, erinnerte sich der Archäologe. Es war Walter Alva, der Vater von Nacho Alva, mit dessen Frau wir den Fluß überquerten, der uns zu den wilden Kühen geführt hatte, die im Wald überlebten. An der ursprünglichen Fundstelle fand er ein zweites Grab, das ebensoviel Gold enthielt. Das Grab barg die sterblichen Überreste des *Señor de Sipán,* eines antiken Mochefürsten, der ganz in Gold gekleidet im Grab lag. Sein goldenes Hemd war aus vielen kleinen quadratischen Goldplättchen zusammengesetzt, die bei jeder Bewegung erzitterten.
Zum Grab gehörte eine getriebene Kupferfigur, die einen Drachen zeigt, der einen Menschen aussaugt. Der Drache ist ein Mehrfaches größer als der Mensch. Ich fotografierte die Figur im Museum de Bruning von Lambayeque. Sie war meine erste Konfrontation mit dem wahren Wesen der Drachen und zeigte unverblümt deren wahre Funktion, nämlich das Aussaugen menschlicher Lebenskraft. Die Eigenart der antiken Moches, nichts zu beschönigen und ihr Leben authentisch wiederzugeben, wurde mir hier zum ersten Mal bewußt. Viele Jahre später erst, als ich bereits im stärkeren Maße mit den Reptilgöttern und ihrem Wirken vertraut war, sollte ich die Bedeutung der Kupferfigur begreifen.
Keine zwei Wochen nach dem Gespräch mit Oscar weile ich gerade allein auf der Hacienda, als unvermutet das Geräusch herabrutschender Steine zu hören ist. Es klingt wie die Entladung eines mit Steinen gefüllten Lastwagens. Mehrere Tage hintereinander wiederholt sich das Geräusch, dem ich nur beiläufig Aufmerksamkeit schenke. Es kommt, wenn ich allein bin.

„Wo kommt das Geräusch herabfallender Steine her?“, frage ich Javier nach seiner Rückkehr ins Haus. .

„Es wird gebaut“, antwortet er.

„Wird auf der anderen Seite auch gebaut?“, frage ich Javier Tage später, als dasselbe Geräusch von der entgegengesetzten Seite ertönt.

„Es wird überall gebaut“, versetzt er oberflächlich. Seine Antwort befriedigt mich nicht. Ich gehe hinaus, um die Steinhaufen zu suchen. Weit und breit ist kein einziger Steinhaufen zu sehen. Mucci! denke ich und spüre seine Anwesenheit.
Als ich einmal gerade in der Hängematte baumle, gesellt sich die vierjährige Großnichte Javiers zu mir.

„Siehst du die Kobolde über dir in den Ästen?“, fragt sie.
„Welche Kobolde?“
„Über dir sitzen zwei Kobolde in der Araukanie!“
„Kannst du die Kobolde beschreiben?“, frage ich.
„Sie sind ungefähr so groß wie ich“, sagt sie.
„Welche Farbe haben sie?“
„Weißes, leicht gerötetes Gesicht, spitze Ohren und grüner Körper“, ist ihre prompte Antwort.
„Sie sitzen auch in den Tumbo-Sträuchern neben der Küche“, erzählt ein zweites, hinzugekommenes Mädchen. Ich schaue zur Araukanie und den Tumbos.
„Wieso seht ihr etwas, was ich nicht sehe?“, frage ich verwundert.
Während sie noch grinsten, fiel mir blitzschnell eine Schilderung Rodolfos ein, der mir kürzlich von einem Kobold erzählte, dem er als Kind begegnete.
„Er war blond, mit weißer Haut von bezaubernder Schönheit. Ohne etwas zu sagen, pfiff er durch die Zähne“, beschrieb ihn Rodolfo. Er war aus dem Bett aufgestanden und in Richtung der Erscheinung gegangen. Kaum hatte er die Tür des Schlafraums geöffnet und war hinaus in den Saal gegangen, um die Haustür zu öffnen, stellte sich ihm der Vater in den Weg. Er griff ihn und schlug auf ihn ein, damit er aus der Verzauberung erwachte. Der Vater hatte das Pfeifen des Kobolds gehört und war ihm zuvor gekommen, um seinen Sohn zu retten. Kobolde stehlen die Seelen von Kindern.
Mir fällt Erlkönig von Goethe ein. Das Gedicht beschreibt einen ähnlichen Seelenraub.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? –
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? –
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. –

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
meine Mutter hat manch gülden Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? –
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehen?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstren Ort? –
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. –

Den Vater grausets, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

In Huamachuco, dem Heimatort Cesar Vallejos, treffen wir den Bruder von Javiers Schwägerin Cecilia. Die über hundert Mitglieder meiner peruanischen Familie sind weit über das Land verstreut. Er ist Bauingenieur und hat den Auftrag, für den Bau einer Brücke am See Yanassara das Terrain zu sondieren. Bei der Prüfung des Geländes stellt er einen ungewöhnlich um dreißig Meter schwankenden Wasserspiegel fest, der einen Brückenbau unmöglich macht. Weder Regengüsse noch andere Naturphänomene sind die Ursache. Da solche enormen Schwankungen untypisch sind, heuert er Taucher an, die den See in der Tiefe näher erforschen sollen. Unter Wasser entdecken die Taucher einen unbekannten Höhleneingang, der ins Berginnere führt. Weil das Wasser an dieser Stelle extrem kalt ist und sie durch die ohnehin kalten Bodenströmungen schon frieren und zittern, brechen sie die Erforschung ab. Der Baungenieur beginnt daraufhin mit der Befragung der ortsansässigen Bevölkerung. Das Ergebnis ist frappierend. Die Bewohner führen den schwankenden Wasserspiegel auf eine Riesenschlange, deren Größe mit gewöhnlichen nicht zu vergleichen wäre, zurück, die in der Lagune lebe und durch deren Bewegungen der Wasserspiegel extrem steige. Einige Bewohner wollen einen Stier gigantischer Größe beobachtet haben, der am Ufer Wasser trank.

„Wegen seiner Größe kann es kein normaler Stier gewesen sein“, sagen sie aus. Die Lagune ist von Bergen umgeben, in denen viel Gold vorkommt. In der Nähe des Sees glitzern nachts Ufos in schillernden Farben.

„Es gibt Unmengen Geschichten dieser Art unter den Menschen der Umgebung“, sagt der Bauingenieur, der es mit der Angst zu tun bekommt und so schnell wie möglich das Gebiet zu verlassen trachtet. Er ist nicht der Erste, der von unbekannten Riesenreptilien in den Lagunen der Anden spricht.

Manuel, Javiers Neffe, der seit seiner Heirat in den Anden lebt, erzählte von einer Riesenschlange, die in der Gebirgslagune seines Dorfes hause und Menschen fressen würde.

> „Niemand badet mehr in der Lagune, seit vor geraumer Zeit ein seltsamer Unfall passierte. Ein Bursche aus dem Dorf hatte seinen Vater gebettelt, ihn zum Baden an den See zu begleiten. Da der Vater nicht reagierte, mußte der Sohn beharrlich weiterbitten, bis der Vater nachgab. An einem warmen Sonnentag, der für ein Bad wie geschaffen war, machten sich beide zum See auf. Der Achtzehnjährige sprang sofort ins Wasser und tauchte zum Entsetzen des Vaters nicht mehr auf. Die alarmierte Polizei schickte Taucher, die den toten Jungen mit angeknabberten Fingerspitzen auf dem Seegrund fanden. Von was für einem Tier ist er in einem Gewässer angefressen wurden, in dem eigentlich kein einziges Tier lebt, was für einen Hochgebirgssee ohnehin untypisch

ist? fragten sich verwundert die Taucher. Am Abfluß des Sees waren Anwohnern Knochen, darunter auch Menschenknochen, aufgefallen, die kreuz und quer herumlagen. Hochbetagte Dorfbewohner sprachen unverblümt von einer drachenähnlichen Riesenschlange, die von Zeit zu Zeit den See wechsle, indem sie von einem See zum anderen flöge und beim Wiedereintauchen überflute das Wasser sämtliche Häuser. Es geschieht nur einmal im Jahrhundert! erinnern sich die diejenigen, die es erlebten“, berichtete Manuel. Die Lagune heißt Colcabamba. An den Ufern wird sie von Pflanzen überwuchert, die die Wasseroberfläche verdecken, wodurch nicht verdeckte Stellen wie Löcher aussehen. Als eine Dörflerin mit ihrer kleinen Tochter zur Lagune ging, war das anderthalbjährige Mädchen über die Pflanzen gelaufen und ins Wasser gestürzt. Die inbrünstig betende Mutter schrie Tag und Nacht zu Gott, er möge ihre Tochter zurückgeben. Am dritten Tag gab das Wasser tatsächlich die Tochter frei, die noch am Leben, jedoch nur noch Haut und Knochen war. Blaß und schwach zeigte sie die typischen Zeichen eines Seelenraubes. Nach wenigen Stunden starb sie in den Armen der Mutter.

Ein fast identisches Erlebnis war Genaros Schwiegereltern am Gebirgssee Torre widerfahren. Die Lagunen liegen hunderte Kilometer weit voneinander entfernt. Seine Frau war am See aufgewachsen. Schwiegereltern und Ehefrau hatten in den fünfziger Jahren erlebt, wie eine Riesenschlange - Sherpe (für Serpiente, spanisch: Schlange) in den Anden genannt - von einem See zum anderen flog. Sie beschrieben sie als fliegende Schlange, deren Anblick schrecklich war, weil es kein vergleichbares Tier dieser gigantischen Größe auf der Erde gäbe. Wegen ihrer Flügel sah sie wie ein Drache aus. Da als „mythologisch“ abgetane Tiere ihr am meisten ähneln, kann man schließen, daß sie kein Mythos, sondern Realität ist. Beim Eintauchen wurde das gesamte Dorf überschwemmt. Während ihres Fluges schossen Blitze vom Himmel herab. Die Blitze tauchten aus dem Nichts auf. Die Andenbewohner beobachteten, wie manch einer von ihnen zu Tode getroffen wurde. Blitze und fliegende Schlangen lenkten den Blick auf die wahren Herrscher der Erde und des Himmels, die miteinander im Widerstreit lagen und zwischen denen der Mensch ahnungslos hin- und hertrieb. Diese Riesenschlangen sind in vielen Gewässern Südamerikas gesichtet worden. Von den Küstenbewohnern werden sie Anguila genannt, eine Bezeichnung, die ebenso ungenau wie Sherpe ist, denn eigentlich ist dieses Reptil der Zoologie unbekannt. Ob Schlange, Drache oder Saurier, sie leben im Verborgenen.

Der französische Forscher Marcel F. Homet, der die uralten Skelette europäischen Typs in Brasilien fand, sprang am Hafen der Amazonashauptstadt Manaus einmal in ein Boot, das sich zwei Meter unter den schwimmenden Quais befand, als entsetzte Matrosen, aus Angst, sie könnten kentern, zu schreien begannen. Was Homet nicht ahnen konnte, war, daß am Morgen ein Amerikaner ins Wasser gefallen und nicht wieder aufgetaucht war. Ein Taucher, der wegen einer gesunkenen Schiffsladung an derselben Stelle ins Wasser gestiegen war, hatte gigantische Riesenspinnen und entsetzliche Schlangen unter Wasser erblickt, die sich eilends auf ihn stürzten. Der arme Mann konnte gerade noch an der Signalschnur ziehen, um von seinen Kameraden in letzter Sekunde gerettet zu werden. Homet, der nach Manaus gereist war, um im Dschungel das El Dorado der Spanier zu finden, hatte bei seiner Flußauffahrt von einem indianischen Stammeshäuptling von einer verlassenen Stadt erfahren, in der Skulpturen aus Gold stünden. Kurz vor dem Ziel mußte er umkehren, da seine Frau lebensgefährlich erkrankt war. Spätere Satellitenaufnahmen zeigen Pyramiden unter Dschungelpflanzen, die dem ägyptischen Pyramidentypus entsprechen.

Von Jahr zu Jahr mehren sich Augenzeugenberichte über aus der Tiefe der Erdgewässer aufsteigende Riesentiere. An der Pazifikküste Perus wurde ein Mantarraya, Rochen, von achtein-

halb Metern, der eintausendvierhundert Kilogramm wog, von peruanischen Fischern aus dem Meer gehievt. Ein Riesenkrokodil von dreizehn Meter Länge, das vierzig Menschen gefressen haben sollte, wurde in Haiti getötet. Trotz intensiver Suche blieben die vermißten Menschen verschwunden.

Die alten Ägypter, deren Gott Amun, „der Verborgene" hieß, müssen die Schlangen, die im Verborgenem, fernab menschlicher Siedlungen leben, gekannt haben. Amun ist der ägyptische Name für Zeus. Die Azteken hatten einen Gott, den sie „fliegende Schlange" nannten. Es war Quetzalcoatl, der als Schöpfergott und Gottheit des Windes, des Himmels, der Erde und der Meere galt, weshalb die große Meermuschel, auf der die Trompeter der Chimus bliesen, sein Symbol war. Es erscheint auch auf einer keramischen Abbildung von Javiers Vorfahren. Die Abbildung rückt die Schlange in ein bedenkliches Licht.

> „Eine berühmte Mochekeramik stellt die Mutation eines bösen Tieres dar, das aus dem Wasser kam", beschreibt Javier die antike Zeichnung auf einer Keramik und fährt fort: „Im frühesten Stadium war sein Körper eine große Meermuschel. Der Kopf ähnelte nichts Bekanntem. Die Menschen fütterten das Tier, hegten und pflegten es bis es größer wurde. Es mutierte, bekam einen Schwanz und eine neue Hautfarbe. Auch der Kopf veränderte sich. Anfangs freuten sich die Mocheros über diese wunderbare Entwicklung. Bei der sechsten Metamorphose allerdings begann das Tier, Menschen zu fressen. Die Menschen flohen entsetzt vor dem Monster, das sie selbst mit ihrer Energie gefüttert hatten. Boten wurden in umliegende Ortschaften geschickt, um die Menschen zu warnen. Das Tier wurde von Mal zu Mal gefräßiger. Eine große Zahl Menschen war ihm zum Opfer gefallen. In Panik flüchteten Überlebende zum Cerro Blanco, der sich öffnete und die Mocheros aufnahm. Zu ihrer Verblüffung erblickten sie im Berg fruchtbare Landschaften. Das Monster, das ihnen folgte, wurde bei Betreten vom sich schließenden Berg zerquetscht. Die Stellen schwarzen Gesteins, die in den Spalten zu sehen sind, markieren sein heruntergelaufenes, schwarzes Blut. Die Mocheros, die im Berg angekommen waren, können ihn nie wieder verlassen. Erst am Ende dieser Welt."

Ähnliches kannte ich aus Europa. In den „Offenbarungen des Johannes" ist von Schlangen und Drachen die Rede, die gezwungen wurden, sich tausend Jahre zurückzuziehen, bis sie eines Tages wieder hervorkommen: *Ein Tier steigt aus dem Meer… und sie beteten das Tier an und den Drachen, der die Macht gab. Alle beten ihn an. Sie hatten die Macht, Menschen zu quälen… Apollon hieß ihr Gott. Ihre Schwänze waren denen der Schlangen gleich. Der Engel ergriff den Drachen und band ihn tausend Jahre an eine Kette, warf ihn in den Abgrund, verschloß ihn und verriegelte ihn und verhinderte, daß er nicht …mehr verführen könne bis tausend Jahre vollendet wären…Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird es ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, sie zu versammeln zum Streite.* Weiter heißt es über die Unreinen, denen Frösche aus dem Mund fallen werden, was mich an einen Traum Javiers erinnerte, aus dessen Schlund eine schwarze Schlage kroch. Entsetzt wachte er auf.

Lange bevor Javier und ich zum Titicacasee fuhren, begleitete ich einmal allein einen Schamanen zum Shimbé See. Dem Wasser werden magnetische Kräfte nachgesagt. Die Lagune liegt auf viertausend Meter Höhe.

> „Das Wasser heilt Arthritis, Rheuma, psychosomatische Krankheiten und Herzkrankheiten. Nicht nur das Wasser, sondern die ganze Gegend ist magnetisch. Es ist zwei Jahre haltbar ohne seine heilende Wirkung oder den Magnetismus einzubüßen. Die ganze Gegend hat ungewöhnlich positive Schwingungen… Einmal begleiteten mich

deutsche Amateurtaucher, die von der unterirdischen Stadt auf dem Grund des Sees gehört hatten und ihr auf die Spur kommen wollten. Obgleich ich sie warnte, nicht in der Mitte des Sees zu tauchen, gingen sie hinunter. Nach fünfzehn Minuten tauchten sie tot auf“, erinnerte er sich ihres tragischen Todes. Seine Warnung war nicht ohne Grund. Die Deutschen waren hinuntergetaucht, ohne etwas über die Bewohner der unterirdischen Stadt zu wissen.

Der Schamane wußte mehr. Er erzählte von Ufos, die nachts aus der Lagune aufsteigen und die direkt aus einer innerirdischen Stadt kämen.

„Es ist immer nur eines und es kommt gewöhnlich um Mitternacht.“

„Wie sieht es aus?“

„Rund, leuchtend, brillant aus gelbweißem, orangem Licht. Es kommt völlig lautlos wie ein Blitz mit großer Geschwindigkeit, hält über dem See kurz an, dreht sich im rechten Winkel und jagt davon. Im Ufo habe ich nie jemanden gesehen“, sagte er.

„Gibt es noch mehr Lagunen mit aufsteigenden Ufos?“

„Aus der Nachbarlagune Negra stiegen sie auch auf.“

„Wo liegt sie?“

„Nebenan. Von den insgesamt vierzehn Seen der Gegend, deren Wasser magnetisch ist, tauchten Ufos nur aus den Seen Shimbé und Negra auf. Sie kommen des Goldes wegen. Die Städte unterhalb der Seen sind zur Goldgewinnung da. Das Gold gibt dem Wasser auch seine heilende Wirkung. Deshalb ist das Wasser wie Licht und hat eine hohe Schwingung. Im Gegensatz zum Shimbé-See kann man im Negra-See bis in die Mitte des Sees schwimmen. An diese Seen grenzen drei hintereinander liegende Wasserfälle. Die Menschen der Gegend erzählen, ihre Vorfahren wären einst hinter den Wasserfällen hervorgekommen. Diejenigen, die in heutiger Zeit hinter die Wasserfälle wollten, kamen wie die Taucher um“, erzählte der Schamane.

Eine identische Schilderung von aus Lagunen aufsteigenden Ufos hörten wir von einem Busfahrer in der Nähe eines Sees, an dem wir auf der Fahrt nach Chongoyape vorbeikamen.

„Die Ufos kommen in der Zeit zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens, wenn die Menschen den tiefsten Punkt ihres Schlafes erreicht haben“, hatte Juan, Javiers Cousin, ein Kraftfahrer, beobachtet, der in den Nächten weite Strecken durch die Anden fuhr. Jacques Vallées, der größte Ufospezialist Frankreichs, der die offiziellen Ufoakten der Welt studierte, wunderte sich über die große Zahl an Ufosichtungen.

„Peru hat weltweit die meisten Ufosichtungen“, stellte er fest. Seiner Vermutung nach handelte es sich um Bewohner der Innererde. Bereits zwei Monate nach meiner Ankunft in Peru hatte ich ein Ufo gesichtet. Es war rund, weiß und schnell. Ich machte meiner Begleiterin ein stummes Zeichen nach oben.

„Ein Ufo!“, schrie sie.

Es flog mitten am Tag an der Pazifikküste entlang.

„Die Kachinas sind körperliche Wesen und deshalb brauchen sie Flugkörper für ihre Reisen in der Luft und wenn sie zu ihrem Planeten zurückfliegen. Páatoowa hießen ihre Flugkörper. Das Raumschiff fliegt im magnetischen Feld und braucht keinen Antrieb. Man muß nur die richtige Höhe kennen, will man nach Osten fliegen, wählt man eine gewisse Höhe, will man nach Norden, eine andere Höhe usw. Man muß nur in die der Richtung entsprechende Höhe aufsteigen, dann fliegt das Schiff in der gewünschten Strömung. Auf diese Weise kann man jeden Ort auf der Erde erreichen und auch die Erde verlassen“, berichten die Hopis über die Fluggeräte ihrer „Heiligen“.

In den peruanischen Medien sind Ufos kein Tabu. Aufnahmen von Ufos werden von vielen Tageszeitungen und Fernsehsendern veröffentlicht. In einem Land, in dem fast jeder ein Ufo sah, sind sie schwer zu leugnen. Erst kürzlich meldeten die peruanischen Medien Stadtstrukturen unterhalb des Titicacasees. Sie bestätigen die Erlebnisse, die Zenon Gils Familie machte. Jacques Cousteau, der berühmte französischen Tiefseetaucher, hatte lange vor diesen Meldungen im Titicacasee, dessen Name „See der Zinnsteine“ bedeutet, geforscht. Neben Goldfigürchen, Opfergaben, die Javier und ich im Museum der Sonneninsel fotografierten, sah er Unterwasserruinen, deren Bedeutung er nicht tiefer auf den Grund gehen konnte, weil sein Sohn beim Tauchen umkam. Jahrzehnte später gelangen italienischen Tauchern sensationelle Unterwasseraufnahmen von riesigen, glattgeschliffen und ineinander verzahnten Monolithen der Zyklopenbauweise und von Skulpturen des weinenden Gottes, die für Tiahuanaco typisch sind. Die Unterwasserruinen bestätigen die Legenden der Hopis, die besagen, Tiahuanaco wäre beim Untergang zur Hälfte im Titicacasee versunken. Es handelt sich einerseits um antike Stadtteile, die im See versanken und andererseits um Stadtstrukturen unterhalb des Seebodens, die durch Satellitenbilder sichtbar gemacht wurden.
Immer mehr Tunneleingänge wurden entdeckt. Ein Bolivianer öffnete einen uralten Tunnel auf der Sonneninsel, der mit einer schweren Monolithplatte verschlossen war. Beim Öffnen drang ein bestialischer Pestilenzgestank heraus, dem sicheren Zeichen für Dämonen. Unter Kopfschmerzen und ständigem Erbrechen drang er vor. Er machte einige Aufnahmen und veröffentlichte sie. Interessanterweise zeigte sein Foto vom Tunneleingang eine Bergfalte im Felsen. Die Bergfalte erinnert an den Mythos der Inkas, ihre Ahnen wären aus einer Höhle oder Bergfalte der Sonneninsel gekommen. Die Legende, aus der Innererde gekommen zu sein, erzählen fast alle Völkern der Erde.

Es gibt Erlebnisse, die mir verschiedene Menschen zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten, die weit auseinanderlagen und nichts miteinander zu tun hatten, schilderten. Erst in der Wiederholung wurde mir klar, daß sie ein und dasselbe Phänomen beschrieben, das nicht örtlich begrenzt war. Die mysteriöse Kugelerscheinung, die mir Fiorellas Cousin schilderte, als er Nachtwache an der Mondpyramide der Moche hielt, entpuppte sich als kein Einzelfall. Rafael und Rosemarie, ein befreundetes Ehepaar, die in Ollantaytambo leben, einem Ort bei Machu Picchu, der weit von den Mochepyramiden entfernt liegt, berichteten über ähnliche Beobachtungen bei ihrem nächsten Besuch auf unserer Hacienda. Das Paar lebt seit sieben Jahren auf einem fünftausend Quadratmetergrundstück, auf dem sie Gemüse und Obst anbauen. Als Rafael gerade ein Feld bestellte, raste eine fußballgroße Lichtkugel auf ihn zu. Unmittelbar vor ihm änderte die Kugel abrupt im rechten Winkel ihre Flugrichtung und flog weiter, mehrere Male dasselbe Manöver wiederholend, bis sie den Berg hinab ins Tal glitt. Rafael ist ein fünfundsechzigjähriger Franzose, der als Architekt mit beiden Beinen auf der Erde steht. Paralysiert von diesem Anblick, stellte er entsetzt fest, weder laufen noch sprechen zu können

> „Die Kugeln, die wöchentlich kamen, zeigten stets dasselbe Verhalten. Sie flogen in Augenhöhe erst einige Meter geradeaus, dann wechselten sie in kurzen Abständen abrupt die Flugwinkel. Die blauen und grünen Kugeln flogen langsamer als die weißen“, sagte Rafael.

Rosmarie, seine Frau, die Haus und Grundstück nie verließ, sah sie häufiger. Auch der sechsjährige Sohn sah sie. Sämtliche Nachbarn und die Leute im Dorf sahen sie. Ratsuchend lud Rafael den Ortspfarrer zu sich ein und zeigte ihm die Kugeln. Der sah sie und hatte keine Erklärung für ihre Erscheinung.

> „In der Gegend, in der wir leben, sind wir völlig allein. Unser Haus steht abseits der

Siedlung. Anfangs hatten wir nicht einmal Strom. Da waren die Lichter der Kugeln stärker zu sehen“, erzählte Rosmarie.

„Wer oder was waren sie?“, fragte ich.

„Sie waren etwas Unbekanntes, eine Technologie, die verschieden von unserer ist“, antwortete Rafael, der wegen der Kugeln Ollantaytambo verließ und nach Uruquay zog. Außerdem berichtete Rafael von einem höchst seltsamen Fund.

„El Comercio, die größte peruanische Tageszeitung, veröffentlichte das spektakuläre Foto eines Kopfes, der wegen seines riesigen Hinterhauptes dem der Nofretete ähnelte und der in den Anden bei Calca, im Gebiet von Paucartambo gefunden worden war. Ungewöhnlich war nicht nur seine Form. Es handelte sich um keine Mumie, sondern um einen frisch abgetrennten Kopf. Der Körper fehlte. Nach dem Bekanntwerden des Fundes beschlagnahmten ihn Amerikaner, die ein großes Interesse am Vertuschen des Fundes zeigten. Woher der Kopf stammte, blieb völlig im Dunkeln“, erzählte er.

Aus dem deutschen Magazin Focus hatte ich vom Skelett eines dreizehn Zentimeter großen Wesens erfahren, das einen Nofretetenkopf besaß. Es wurde von einem Schatzsucher in Chile gefunden. Das Skelett wurde inzwischen von Wissenschaftlern der Stanford University eingehend untersucht. Die Genanalyse ergab eine Indiomutter und einen Vater, dessen Gene keiner bekannten Art angehören würde. Sie stellten weiter fest, daß das Wesen kein Fötus, sondern ein halbmenschliches Wesen männlichen Geschlechts von zirka sieben Jahren war, das in den letzten hundert Jahren in der Gegend lebte, in der sein natürlich mumifizierter Leichnam gefunden wurde.

Einen ähnlichen Nofretetenschädel, allerdings den einer Mumie, hatte ich im Haus des Apristenführers von Ica, jener ehemaligen Anarchistenpartei, die die „Kaimane“ zu wählen pflegten, einmal fotografiert. Er wies keinerlei Spuren künstlicher Verformung auf. Die Sitte der Inkas, die Schädel ihrer Kinder mit Brettern zu ausgeprägten Hinterhäuptern zu verformen, war ein Nachahmen eines Kopfideals. Indem sie ihren Kleinkindern Bretter um den Kopf banden, verformte sich die ursprünglich runde Kopfform nach oben. Diese Bretter wurden in Gräbern gefunden. Es gibt echte und unechte Nofreteteschädel. Beide Typen werden gleichgesetzt, ohne die Frage zuzulassen, welche Spezies sich hinter den echten Nofreteteschädeln verbirgt. Die Bretter hinterließen Spuren auf den Schädelknochen. Auf den echten sind sie nicht zu sehen. Außerdem haben die echten keine **Fontanellen** und weisen am Übergang zum Rückenmark weitere Unterschiede auf.

„Sie müssen einst Seite an Seite miteinander gelebt haben“ fallen mir Cabreras Worte ein. Zumindest müssen die Nofretetemenschen ein Vorbild der Inkas gewesen sein, sonst hätten sie sie nicht nachgeahmt.

Fiorella begleitete vor kurzem ihre Mutter ins Krankenhaus von Trujillo. Ein etwa vierjähriger Junge mit Nofreteteschädel spielte im Warteraum.

„Er war von weißer Hautfarbe und wirkte wie nicht von dieser Welt. Sein Schädel zog sich drei- bis viermal so hoch wie bei gewöhnlichen Menschenschädeln. Seine Haare waren schwarzgelockt. Er hatte etwas äußerst Feines. Seine Sprache klang fremdartig, die spanisch sprechende Mutter verstand ihn nicht. Er wirkte wie jemand, der sich in der Zeit verirrt hatte. Alte Gene schienen in dem Jungen durchgeschlagen zu sein“, berichtete Fiorella.

Ein deutscher Ingenieur, der in den USA arbeitete und während seiner Arbeit in eine unterirdische Stadt gebracht wurde, gab Aufschluß über die Herkunft der Nofretetemenschen. Man

leitete ihn durch einen unterirdischen Tunnel. Schwarze Riesen, die sehr gefährlich aussahen, führten das Kommando. In der unterirdischen Stadt sah er die schönsten Frauen seines Lebens. Sie hatten Maya- oder Nofreteteköpfe und waren etwa drei Meter groß. Vor der Rückkehr zur Erdoberfläche wurde er in einen Raum gesteckt, der die Eigenschaft besaß, seine Erinnerungen an das Erlebte zu löschen. Doch die Amnesie funktionierte nicht. Seine Beobachtungen vertraute er Holger Kalweit an, dem deutschen Autor, der seine Geschichte veröffentlichte.

Die von ihm erwähnten schwarzen Riesen im Tunnel waren mir nichts Neues. Javier war solch schwarzen Riesen im Traum begegnet. Die Mauer, hinter der die Riesen lebten, war zwölf Meter hoch. Eine ebenso hohe Tür aus aneinandergereihten schweren Baumstämmen führte hinein. Unmöglich für Javier, sie allein zu öffnen. Öffnet die Tür! bat er die Riesen, mit denen er telepathisch Kontakt aufnahm.

Unter der Bedingung, er möge die Tür im Innern wieder fest verschließen, waren sie bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Im Innern des Hofes gewahrte er mehrere Riesen mit schweren Waffen, die extrem gefährlich wirkten. Im Vergleich zu ihrer Größe war Javier klein. Ihre Größe entsprach der der Mauer. Sie waren nicht aus Fleisch und Blut wie er, sondern aus etwas, das ihre Körper transparent aussehen ließ. Auch der Himmel über ihnen wirkte kristallin. Sie trugen schwarze Kleider, die im Kontrast zur paradiesischen Schönheit des Gartens standen, der sich innerhalb der Mauer befand. Unter zahlreichen Menschen, die ebenso klein wie Javier waren, erkannte er mich.

> „Als du mich erblicktest, gingst du mir mit Kräutern und Unkraut in den Händen entgegen. Ich wunderte mich über deinen unglücklichen Gesichtsausdruck. Du hast mir den Eindruck einer Frau vermittelt, die wegen ihrer Hellsichtigkeit von den Riesen manipuliert wird und für die es kein Entrinnen gibt."

Javier vernahm in Gedanken meine telepathische Stimme, die ihn aufforderte, mir bei der Flucht behilflich zu sein. Warum willst du aus dem Garten flüchten? fragte er verwundert. Laß die Tür einen Spalt offen! bat ihn meine eindringliche Stimme im Geist, ohne auf seine Frage einzugehen. Kaum war einer der Riesen neben der Tür abgelenkt, ließ Javier unmerklich die Tür einen Spalt offen stehen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit rannte ich ins Freie. Mit derselben Geschwindigkeit flitzten mehrere Riesen hinter mir her, doch war ich schneller. Draußen sah mich Javier die Felder entlangrennen. Die Riesen konnten mir nicht folgen. Draußen war nicht ihre Welt. Javier konnte unbehelligt die Tür passieren, nachdem die Riesen wütend geworden waren. Sie konnten ihm aber nichts anhaben, weil auch er von einer anderen Welt war.

„Du warst die Sklavin der **Riesen**", kommentierte Javier das Geschehen, dessen übersinnliche Fähigkeiten es ihm erlaubten, Bewußtseinsebenen zu betreten, die mir verschlossen waren.

Javier ging mit seiner Seele in den Garten. Er ging nicht physisch hinein. Es war meine Seele, die im Garten gefangen war und von Riesen bewacht wurde. Es war ein Grad des Seelenraubes. Im Gegensatz zu seinen Vater, der die Seele des Mannes nicht aus dem Berg herausholen wollte, hatte Javier den Mut, in den Garten hineinzugehen und mir die Möglichkeit zu geben, mich selbst zu befreien.

Die Riesen erinnerten mich an Yuyas Riesen, die er sah, als wir in einer Meditation in einen unterirdischen Schacht des südlichen Gizehplateaus gegangen waren, was etliche Jahre herliegt. Er behauptete damals, im Geiste Riesen gesehen zu haben, die die Seelen von unglücklichen Frauen gefangen hielten.

Die zwölf Meter hohe Tür aus aneinandergereihten Baumstämmen öffnete ich eines Tages im Traum selbst. Im Gegensatz zu Javier öffnete ich sie von innen. Das Gekläff laut bellender Hunde hallte durch die leeren Mauern. Der Riegel der verschlossenen Tür war aus schwerem Eisen und extrem groß. Ein letzter Blick zurück ließen mich im Dunkeln Götterstatuen sehen, die aus Gesichtern bestanden, die auf einer Stele übereinander geschichtet waren. Ich spürte, mein Bewußtsein war seit ewigen Zeiten hinter dieser Tür versperrt gewesen…
Träume vertauschen Tag und Nacht. Während in der Nacht meine Wirklichkeit ihren wahren Sinn offenbart, vernebelt sich mein Blick in den Illusionen des Tages, in dem ich ein grotesker Schatten meiner selbst bin und allerhöchstens die Fassade des schönen Scheins erlangen kann. Die Dinge sind nicht so, wie sie erscheinen und ihr wahres Antlitz ist nicht zu sehen. Es offenbart sich in Schüben, Gedankenblitzen, Inspirationen, Eingebungen, Visionen. Sobald ich den Schein ernst nehme, löst er sich in Luft auf. Es ist, als würde sich mein Blick in umgekehrter Richtung nach innen öffnen, wo sich Welten zeigen, die aus den Tiefen eines riesengroßen Raumes kommen und mir ihr Wesen zugänglich machen, so wie ich dreißig Jahre lang als Fotografin meine Bilder aufnahm, nur mit dem Unterschied, daß dieser innere Raum mein Spiegel ist, aus dem ich erfahre, was tatsächlich passiert. Durch das Tagesgeschehen wird mir nur ein geringer Teil davon gewahr. Im Grunde genommen kommt die Realität der Menschen aus den inneren Räumen. Es sieht nur so aus, als würde sie von außen kommen. Deshalb ist das Äußere eine Spiegelung der inneren Quelle. Das Innere ist die Weltenseele. Je nachdem, welcher Schöpfung man sich bedient, der dunklen (Schlange) oder der hellen (Wasser), spiegelt sie sich nach außen. Die Unendlichkeit der Weltenseele wird durch die Leugnung des Geistes lahmgelegt. Durch die Leugnung des Geistes ist es für die Reptilgötter ein leichtes Spiel, den Menschen die Paradigmen ihrer dunklen Schöpfung aufzuzwingen. Die Realität, die auf ihrer Grundlage sich manifestierte, ist die einer getäuschten und irregeleiteten Menschheit. Zwei menschliche Schlangenwesen in Vertretung zweier Anwälte, die ich dummerweise ermächtigte, einen Prozeß für mich zu führen, verrieten mich, wodurch ich ihn verlor. In einem siebenstündigen Prozeß sprachen beide höchstens zehn Sätze. Äußerlich bewahrten sie den Schein, taten, als wären sie auf meiner Seite, bis ein Traum mir von ihrem Verrat erzählte. Eine giftige Schlange sprang mich zweimal an. In der Befürchtung, von ihr gebissen zu werden, bat ich die neben mir stehenden Personen um Hilfe. Sie taten nicht dergleichen bis ich die Schlange aus eigener Kraft abschüttelte. Diese und andere Träume erinnerten mich an die mahnenden Worte, die vor vielen Jahren in Ägypten zu mir gekommen waren. Ich entdeckte sie in einer sehr alten Schrift, den Smaragdtafeln des Thot:
„Weit in der Vergangenheit lebten Menschen, die sich in die Dunkelheit vertieften. Sie benutzten Schwarze Magie und riefen Wesen aus den großen Tiefen unter uns hervor. Sie kamen in diesem Zyklus heraus. Sie waren formlos, mit einer anderen Schwingung und lebten unsichtbar bei den Menschen. Sie konnten nur durch Blut eine Seinsform haben und nur durch den Menschen konnten sie in der Welt leben… Wenn das Blut angeboten wurde, kamen sie heraus, um zwischen den Menschen zu verweilen. Wenn ihr Name gerufen wurde und ein Blutopfer angeboten wurde, kamen sie heraus. Sie nahmen die Erscheinungsform des Menschen an, aber ihre wirkliche Erscheinung war der Körper eines Mannes oder einer Frau mit einem Schlangenkopf… Schlangenköpfig waren sie, wenn man die Täuschung hinnahm, aber für den Menschen erschienen sie wie jeder andere Mensch. Sie bewegten sich unter uns in der menschlichen Form, aber nur für das Auge waren sie wie Menschen. Sie unterwanderten die Regierungen und nahmen Formen an, die bei den Menschen üblich waren. Mittels ihrer Künste beseitigten sie die Oberhäupter, nahmen ihre Formen an und regierten über die Menschen…. Sie waren imstande, um sich herum einen hypnotischen Glanz zu errichten, und er-

weckten dadurch den Schein, wie Menschen auszusehen. Dies ist der Grund für den Glauben an die hypnotische Macht der Schlange. Sie nahmen die Formen derjenigen Führer an, die heimlich getötet worden waren und die sie nach und nach übernahmen. Zusammen mit denjenigen, die sie gerufen hatten, übernahmen sie die Kontrolle über die Nationen. Nur durch Magie konnten sie entdeckt werden. Nur durch Töne konnte ihr Gesicht gesehen werden. Meister waren imstande, den Schleier vom Gesicht der Schlange zu lüften und diese an ihren Ort zurückzuschicken. Diese Meister kamen zum Menschen und lehrten ihn das Geheimnis, das Wort, das nur ein Mensch aussprechen kann. Rasch lüfteten sie den Schleier der Schlange und stießen sie aus der Reihe der Menschen aus. Die Schlange lebt noch an einer Stelle, die sich manchmal zur Welt hin öffnet. Unsichtbar wandern sie an Orten, wo Rituale stattfinden. Im Laufe der Zeit werden sie wieder menschenähnliche Form annehmen. Sie können gerufen sein von Meistern, die das Weiße oder das Schwarze kennen, aber nur der Weiße Meister kann sie kontrollieren und beherrschen während sie in Fleischesform sind. Sie sahen wirklich ganz wie Menschen aus, aber es gab ein Wort, das sie nicht aussprechen konnten. Dieses Wort wurde den Menschen durch die Meister beigebracht. Es war ein Gesetz, daß jeder Mensch, der ein Amt innehatte, dieses Wort vor seinen Leuten einmal im Monat aussprechen mußte… Das Wort war KININIGEN. Sie herrschen durch Furcht; besiege die Furcht und du gewinnst das Licht.“

Bevor die Spanier im Haupttempel der Inkas die Sonnenscheibe aus massivem Gold fanden, hatte Huascar, der letzte Inkakönig, das ursprüngliche Altarbild der Coricancha, das generationenlang hing, gegen die goldene Sonne ausgetauscht. Die Spanier schlossen fälschlicherweise daraus, die Sonne wäre der oberste Gott der Inkas. Schon Salcamayhua, ein Inka, der das ursprüngliche Idol gesehen und aus der Erinnerung aufgezeichnet hatte, um es vor dem Verschwinden zu retten, stellte klar, daß Viracocha, der oberste Gott der Inkas dem Volk befahl, Sonne und Mond nicht anzubeten, sondern nur den Himmelskörper, der die ovale Form darstelle: Urco. Das ursprüngliche Altarbild zeigte Urco, den Stern der Götter, der auf ihren außerirdischen Ursprung hinweist. Die Inkas standen nicht allein mit dieser Behauptung, auch die Hopis überliefern, ihre Götter wären von einem anderen Planeten gekommen, genauso wie die Ägypter.
Seit einigen Jahren hängt eine Kopie des Orginals, das verschwunden ist, wieder im Coricancha-Tempel. Auf einer großen Metallplatte sind vierundzwanzig Bilder eingraviert, die detailierten Aufschluß über das religiöse Verständnis der Inkas geben. Die Platte hat die Form eines Giebelhauses. Am höchsten Punkt sind fünf Sterne im gleichseitigen Kreuz angeordnet, die das Sternensystem huara huara urco huara darstellen, kurz Urco genannt. Das Kreuz Urcos entsprach der Form der Acapanapyramide. An zweiter Stelle steht das Symbol des Gottes Viracocha, eine ovale Eiform. Obwohl in der Einzahl genannt, ist mit seinem Namen eine ganze Göttergruppe verbunden. An dritter Stelle steht die Sonne, an vierter der Mond, an fünfter die Venus als Abendstern. An sechster folgt die Nacht, symbolisiert durch den Jaguar…an einundzwanzigster und zweiundzwanzigster Stelle erscheint der Mensch, dargestellt durch Mann und Frau. Noch vor ihm, an zwanzigster Stelle, stehen Samenkörner stellvertretend für die weibliche Fruchtbarkeit der Erde. Nach ihm, an dreiundzwanzigster Stelle repräsentiert ein Baum Wurzeln und Ahnen. An letzter Stelle steht der geerntete Reichtum, symbolisiert durch ein Lebensmittellager, der gleichzeitig eine Danksagung an den Schöpfer bedeutet, der ihn ermöglichte. Die Körner im Lager wurden von den Inkas mit dem Sternenhaufen

der Plejaden in Verbindung gebracht. Das gesamte Idol gibt den Energiefluß zwischen Götterplaneten und Erde wieder; die Bedeutung des Menschen liegt darin, die Ernte in die Lagerhäuser zu bringen, er ist ein Arbeiter. Lulu nannten die Sumerer den Menschen, „primitiver Arbeiter", der einer ihrer Legenden zufolge von den Göttern als billiger Arbeitssklave geschaffen wurde.
Forscher wie Lehmann Fritsch vermuteten hinter *huara huara urco huara* die Gürtelsterne des Orion. *Huara* bedeutet Himmelskörper, Stern, Planet. Wiederholungen bedeuten die Mehrzahl. Es ist also ein Sternenverbund mit mehreren Sternen. Urco hieß der Planet auf Quechua. In der Hopisprache hieß er Tóonáotakha, übersetzt „Bund der Planeten". Für Cabrera war der Götterplanet nicht Sirius, sondern die Plejaden. Da sie alle drei im Verbund sind und ihre Position untereinander nie verändern, stehen sie miteinander in Verbindung. Reste eines Schlangentempels, der Urco heißt, stehen am Urubamba.

„In Urco vereinten sich die Viracochas", sagte der Wärter bei seiner Führung durchs Gelände, in dem nicht viele Ruinen aus alter Zeit übrig geblieben sind. Um einen Monolithen windet sich eine Riesenschlange. Es ist ein *Intihuatana,* „der Stein, der an die Sonne angebunden ist". Die Bezeichnung, die von den Spaniern stammt, ist mit Vorsicht zu genießen, da vieles von ihnen falsch verstanden und falsch übersetzt wurde. Die ursprüngliche Bezeichnung ging verloren. Die spanische Übersetzung „der Stein, der an die Sonne angebunden ist" ergibt nur dann Sinn, wenn nicht die Sonne als Himmelskörper, sondern die Sonne als Hauptsymbol der Reptilgötter in Betracht gezogen wird. Sie versteckten sich hinter zahlreichen Symbolen wie Sonne, Stier, Sphinx, Löwe, Greif und vielen anderen, doch die Sonne war ihr Hauptsymbol, das im Altertum jeder kannte. Die Inkas, die sich „Kinder der Sonne" nannten, bezogen sich in ihrer Abstammung auf die Gene der Schlangengötter. „Mit der Sonne verbunden" müßte richtigerweise „mit den Reptilgöttern verbunden" heißen. Der Stein war eine Art Sender, was ich in einer einstündigen Meditation spüren konnte, wo ich Dutzende Schlangenkörper sich aus dem Stein herauswinden sah. Es waren die „Götter". Schlangen und Wasser waren ihr Wesen. Sie wußten das Wasser als Essenz kosmischer Kraft zu nutzen.

„Auf der Bergspitze liegt eine Lagune, die früher regelmäßig überlief und sich ins Tal bis zum Urubambafluß ergoß. Heute hat sie kaum noch Wasser", erzählte der Wärter.
Wasser als Doppelbedeutung: Einerseits war es der Wohnort der Schlangengötter und andererseits verkörperte es Seele oder Bewußtsein, die als unsere Essenz mit dem Weltengeist verbunden ist, der wahren göttlichen Kraft, die im Altertum als weiblich angesehen wurde, da aus ihm Leben kommt und Leben geht. Jede Seele hat einen wässrigen Charakter. Wasser, Hauch, Dunst, Nebel und Feuchtigkeit sind ihr Ausdruck. Sie sind Äther, Allseele. „Am Ende steht die Erkenntnis, das Ursein, Urschöpfer die Allsseele ist. Jede Einzelseele ist mit ihr verbunden durch das Herz. Ursein und Urschöpfer wohnen im Herz", überliefern die Inder.
Die Bedeutung des Wassers als Stoff der Schöpfung, in dem sich Geist, Wille und Macht ausbreiten, ist von wenig Menschen erkannt worden. Das Wasser ist die Schöpferkraft! Auf welche Weise sich jemand ihrer bedient, entscheidet jeder selbst! Nicht ohne Zufall ist der Mensch ein Flüssigwesen. Er mußte aus Wasser (Blut) kreiert werden, weil sich nur mit Hilfe des Wassers Gedanken und Gefühle in die Realität manifestieren. Das Wasser ist der kosmische Geist. Nicht ohne Zufall besteht die Erde zu zwei Dritteln aus Wasser. Das ganze Geheimnis menschlicher Natur besteht im Wasser. Das wichtigste menschliche Organ ist zugleich das wässrigste: das Gehirn. Legenden Griechenlands, die ersten Menschen wären aus Nymphen kreiert worden, verwundern mich nicht. Einmal diese Zusammenhänge begriffen, fing ich an, mich zunehmend von Wasser zu ernähren. Jeden Morgen trank ich vier Gläser

Wasser und näherte mich dem Leben der Pflanzen an, die mich auf meiner Hacienda begleiten. Die Seele besteht aus Wasser. Sie braucht, was sie ist.
Aufschlußreich ist der vollständige Name des Inkagottes Viracocha:
Apu Con Titi Illa Tecsi Calla Vira Cocha Pacha Llachachic Runa, der in der Bedeutung der Silben wiedergibt, was er war:
Apu – Berggeist,
Con - Schnee, Regen, Wasser,
Titi - Energie, Puma, Lichtkörper,
Illa – Energieplatz,
Tecsi – Anfang,
Calla – Ende,
Vira - Blut (in Aymara) oder Fett (in Quechua),
Cocha - Lagune, See,
Pacha - Erde, Kosmos,
Llachachic – lernen, lehren, einweihen,
Runa – Mensch, Camaq - Kraft, Macht.
„Leben aus dem Wasser“ kurz und knapp übersetzt. Es handelt sich also um ein Wesen aus dem „Blut“ oder „Fett“ der Hochgebirgslagunen. Der Sternenhaufen Urcos war im ursprünglichen Idol als Kreuz angeordnet. In seiner eigentlichen Bedeutung gibt das Kreuz wieder, worum es sich handelt. Kreuz bedeutet „Horn“. „Die gehörnte Schlange“ nannte man lateinisch cerastes, griechisch Karastes. Ceras heißt „Kreuz“, griechisch heißt Keras auch „Horn“. Keras bedeutet auch „gesalbt“. Es ist bekannt, daß die Könige Sumers, Ägyptens und Israels mit dem Fett des Drachens, dem Fett des heiligen Krokodils gesalbt wurden. Das Krokodil wurde messeh genannt, daher der hebräische Ausdruck „Messias“, der Gesalbte. Das Messeh-Fett ist das Fett der Echse, das Einreiben damit bedeutet, daß ein Herrscher seinen Echsenstatus bestätigt bekam bzw. ein menschlicher Herrscher Untertan der Echsenpolitik wird“ schreibt Holger Kalweit in „Herrscht eine Echsenrasse“ über die Erde?
Das Tal von Cuzco ist in antiker Zeit ein See gewesen, der austrocknete. Ein Rest Wasser verblieb unterhalb der Kathedrale, die auf einem zweiten Viracocha-Tempel steht. Dort, wo das Wassers ist, wird von Indios bis heute Viracocha angerufen. Im städtischen Museum steht eine gepanzerte Riesenechse, die in Cuzco gefunden wurde. Es leuchtet ein, die Inkas an einem Platz niedergelassen zu sehen, an dem ihre „Götter“, die Echsen, lebten.

„Es gab eine ausgestorbene Spezies von fleischfressenden Echsen, die drachenähnliche Flügel hatten und einen Panzer mit Stacheln“, sagte Charles Gould, einer der größten Saurierforscher.

Für die Inkas waren die Lagunen der Sitz ihrer Götter, für Chimus und Moches waren sie im Meer. Sowohl in Lagunen als auch im Meer sind sie bis in heutige Zeit gesichtet worden, in den Hochgebirslagunen der Anden, in Lagunen Chiles, Schottlands und der Osttürkei, dem Pazifik, dem Golf von Mexiko und dem Nordatlantik.
An der Wand des deutschen Bauingenieurs, der im Mochedörfchen ein Wochenendhaus hat, erblickte ich die Holzskulptur einer Riesenschlange mit Hörnern, die er gerade angefertigt hatte.

„Wie kommst du auf die Hörner?“, fragte ich.

„Ich lebte sieben Jahre im Iran. Dort hörte ich von Schlangen mit Hörnern. Die Iraner behaupteten, sie wären ihre „Götter“ gewesen. Es gab Rangfolgen unter ihnen, die höchsten hatten Hörner und konnten fliegen.“

„Auf antiken Nazcakeramiken wimmelt es von fliegenden Schlangen mit Hörnern. Ihre

Hörner sehen aus wie die Hörner des Teufels“, erinnerte ich mich.

„Die sumerischen Götter wurden mit Hörnern dargestellt“, sagte der Bauingenieur.

Carlos entdeckte eine gehörnte Schlange in seiner Ziegelbrennerei, die sich unter den Steinen eingenistet hatte, die er nicht verkauft hatte. In nächster Nähe der ehemaligen Ziegelei, in der noch Ziegel stehen, wohnt Paul, dessen Frau inzwischen vollständig ausgezehrt an Krebs gestorben ist. Ich machte die Schlange für die Auszehrung verantwortlich. Die Frau hatte bis zu ihrem Tod inbrünstig zu Gott gebetet. Vor ein paar Tagen hat einer der Männer die gehörnte Schlange erschlagen.

Erinnerungsfetzen, Träume, Worte, Legenden, Überlieferungen, Nachrichten, Erlebnisse, Assoziationen ergänzen sich gegenseitig und beleuchten manch Rätselhaftes. Die absurde Geschichte der außerirdischen Echsen im Hause eines berühmten US-Politikers ist, neu betrachtet, gar nicht so absurd, wie sie zunächst erscheint. Ich las sie im Buch eines deutschen Autors. Ein reicher New Yorker Anwalt flog zum Haus eines berühmten Houstoner Politikers. Bei seiner Ankunft bat das Hausmädchen ihn zu warten, da die Herrschaften nicht da seien. Beim Warten fielen ihm Stühle mit verschrobenem Design auf.

„Was sind das für skurrile Stühle?“ fragte er das Hausmädchen.

„Der Chef hat sie für die Außerirdischen anfertigen lassen, die sich über unsere unbequemen Stühle beklagten. Sie haben als Reptilien einen Schwanz. Jeden Freitag kommen sie, wenn die Angestellten frei haben, eine Vorsichtsmaßnahme, damit sie niemand sieht. Nur ich bleibe im Haus; aber Ihnen kann ich’s ja sagen“, antwortete die Frau. Der unter Schock stehende Mann gab später seine Arbeit für die Politiker auf.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Warnung Thots vor den Schlangenwesen eine neue Bedeutung und selbst die Dinosaurier von Señor Cabrera passen plötzlich in das Gesamtbild der Schlangengötter. Freilich klingt die Wahrheit unfaßbar und kaum zu glauben, aber unter dem neuen Blickwinkel ist selbst die Leugnung von Ufos und Außerirdischen durch die Mächtigen zu verstehen. Sie unternehmen alles Mögliche, um deren Existenz vor der Menschheit lächerlich zu machen.

Man muß nur etwas ins Gegenteil verkehren, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Die Tabus sind nicht zufällig Tabus.

Jetzt verstehe ich die Funktion des Tunnels, der im Meer endet, von dem ich als Achtzehnjährige in Berlin las und den man vom Meer aus nur tauchend betreten konnte. Die Reptilien nutzten ihn, um vom Meer in die Anden zu gelangen. Ich verstehe auch den zugemauerten Tunnel Zenon Gils, dessen Größe er mit „Lastwagen würden hineinpassen“ umschrieb. Die Reptilien sind Riesen. Sie können sich in Menschen verwandeln. In ihrer verwandelten Gestalt sind sie riesengroß.

Ich verstehe die Keramik, die der Archäologenfreund Javiers unter der Plattform einer Mochepyramide fand, die links ein Riesenreptil und rechts einen Riesenmenschen zeigt, die einem Menschen gerade den Kopf abgeschlagen hatten. Der Geopferte hängt als winziges Wesen kopflos über der Bergspitze, sein Blut rinnt den Berg hinab. Ich verstehe die Kupferfigur aus dem berühmten Mochegrab des *Señor de Sipan*, die den fliegenden Drachen mit einem Menschen zeigt, der von ihm ausgezehrt wird. Ich verstehe die Drachen-, Schlangen- und

Echsenaltäre der Mochepyramiden; die Skelette der geopferten Menschen beweisen, daß es sich um keinen Mythos in heutiger Bedeutung – Mythos, griechisch, „wahre Geschichte“ -, sondern um reale Bilder handelt, die von Echsengöttern berichten, die vom unterirdischen Tunnelnetz zur Pyramide kamen, um sich die Seelen der Menschen einzuverleiben.
Die Worte Señor Cabreras, des Besitzers des Icaer Steinmuseums, dessen Steingravuren Echsengeburten und Herzoperationen zeigen, sind mir nun nicht mehr rätselhaft:

„Es gab nicht nur eine Menschenrasse. Neben der bekannten aus Fleisch und Blut stand eine, die mehr Licht und Energie als Fleisch war. Die aus Fleisch und Blut wurde von den Sauriern aufgefressen. Die lichte Rasse ritt auf ihnen“, hatte er gesagt.

Cabrera, der inzwischen verstorben ist, entstammte einer spanischen Konquistadorenfamilie, die die Stadt Ica gründete. Er arbeitete im städtischen Krankenhaus als Arzt. Campesinos des Ocucaje Tales bezahlten seine ärztliche Behandlung mit seltsamen Steinen, in die Zeichnungen eingeritzt waren. Cabrera, der am Ende genügend Steine für ein kleines Museum am Plaza de Armas von Ica hatte, zeigte darin eine antike Bilderbibliothek ähnlich der der Moches. Wegen der außerirdischen Echsen, die auf den Steinen wiedergegeben sind und der Vermutung Cabreras, sie kämen von den Plejaden, lösten die Zeichnungen Tumulte aus.

„Diese Art von Echsen sind weit fortgeschritten. Sie kommen aus anderen Dimensionen und Planetensystemen“, hatte Dr .Cabrera gemeint. Die Darstellungen der Steinritzzeichnungen decken sich mit den Keramiken der Moches, Nazcanern, Chimus und Inkas, die allesamt saurierähnliche Echsen dargestellen. Die Reptilien Cabreras reihen sich nahtlos in die abgebildeten Reptilien anderer antiker Völkerstämme Perus ein und sind keine Einzelerscheinung.

„Die Schöpfergötter züchteten auf der Erde verschiedene Menschenrassen, um zu sehen, wie ihre Vermischung funktioniert“, behauptete Cabrera. Nun verstehe ich auf einmal die Legende, die ersten Menschen wären aus einer Bergfalte oder hinter einem Wasserfall hervorgekommen. Im Innern der Erde befinden sich die Genlabors der Reptilien, in denen sie Menschen züchteten.

Ähnliche Steine befinden sich in mehreren Sammlungen Perus. Einen dieser Steine filmte ich mit meiner Videokamera, als ich im Haus des Apristenführers von Ica wohnte. Er besaß eine kleine Privatsammlung, zu der auch der Nofretetenkopf der Paracas Mumie gehörte. Sein Stein war von ovaler Form, groß und schwer. Im Gegensatz zu Cabreras Steinen waren die Figuren direkt in den Stein eingeritzt. Cabreras Steine waren mit einer Lehmschicht überzogen, in die die Gravuren geritzt waren. Gegner bezeichneten sie als Fälschungen, aber Untersuchungen ergaben die Echtheit einiger Steine. Einige dieser Steine schenkte Cabrera dem Museo de Aeronautico in Lima, wo sie ausgestellt sind.

Daß die großen Reptilien im Mesozoikum lange vor den Menschen auf der Erde erschienen, ist offiziell akzeptiert. Sie sind nicht vollständig ausgestorben. Es gibt sie noch im Innern der Erde, wohin sie sich zurückgezogen haben. Ihre zwergenhaften Nachfahren, die Pacassos, drachenartige Echsen mit dunkelbrauner, seltener grüner Haut und kräftigem Schwanz, der dem der Krokodile ähnelt, leben, neben anderen Echsenarten, im Umkreis des Mochedörfchens. Sobald die Regenzeit in den Anden beginnt und die Flüsse anschwellen, erscheinen die Drachenechsen, die wie eine Miniatur ihrer großen Drachenbrüder aussehen. Mit scharfen Krallen klettern sie die Mauer unserer Hacienda hoch, wo sie lange unbemerkt zwischen den Bäumen lebten und unsere reifen Auberginen fraßen. Sie ließen sich von der Mauer auf die Erde plumpsen, was ich manchmal nachts hörte, ohne um die ungebetenen Gäste zu wissen,

bis wir eines Tages ihren Kot fanden und den Echsen auf die Spur kamen. Mit Schwanz sind sie ungefähr einen Meter lang.

„Werden sie angegriffen, wehren sie sich mit ihrem starken Schwanz, der dich wegschleudern kann“, warnte mich Javier, der ihren Anblick als gräßlich beschrieb. Es sind extrem scheue Tiere, die sich vom Menschen fernhalten. Es dauerte lange, ehe ich einen Drachen sah.

„Ein Drache schleicht in den Zweigen des Pekan-Nußbaumes herum!“ meinte Maria, unsere Hausangestellte,. Er verschwand, ohne daß ich ihn hätte sehen können. Zwei Wochen später saßen Rodolfo und ich am Frühstückstisch des Gartens, als mein Schwager plötzlich aufsprang, zum Katapult griff und mit einem Stein einen der Drachen zur Strecke brachte, der gerade mit einem zweiten in den Zweigen eines Baumes hinter unserer Mauer kämpfte, Schnell rannte er hinaus und kam mit dem gefangenen Drachen zurück.

„Töte ihn nicht. Er sieht wie ein uraltes Tier aus, das schon lange vor uns Menschen die Erde bewohnte!“, bat ich. Rodolfo.

Er nahm einen Stock, band seine Trophäe daran fest und brachte sie zur Mondpyramide in die Wüste .

Charles Darwin, der nach Humboldt fünf Jahre Südamerika bereiste, hatte bei seinen Beobachtungen festgestellt: „Es ist unmöglich, über den veränderten Zustand des amerikanischen Kontinents ohne das tiefste Erstaunen nachzudenken. Früher muß er von großen Ungeheuern gewimmelt haben. Jetzt finden wir bloße Zwerge im Vergleich mit den vorausgegangenen verwandten Rassen.“

Die Überlieferung antiker Völker, von Göttern und Halbgöttern abzustammen, ist mir nicht länger ein Rätsel. Ich verstehe nun, warum Götter aus den Königslisten der Inkas und Ägypter gestrichen wurden. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf eine unliebsame Wahrheit, nämlich der Erschaffung des Menschen durch außerirdische Schlangengötter. Sowohl Inkas als auch antike Ägypter geben vor, von Göttern und Halbgöttern abzustammen, was der Grund war, nur untereinander zu heiraten, um ihr Blut nicht zu verwässern. Üblicherweise heiratete der Bruder die Schwester, ein System, das sie von den Göttern übernahmen, wie Überlieferungen besagen. Da dieser Brauch auf unzählige antike Kulturen zutrifft, liegt der Schluß einer weltweiten Kultur nahe. Als Ahnen kommen die Götter aus der Vergangenheit, aus der Tiefe der Reptilien in Betracht, die für den Anfang der Menschwerdung stehen. Sie sind somit die Eltern der Menschen. Bis heute betrachten sich Könige als ihre Nachfahren, als ihr Fleisch und Blut, weshalb sie stets darauf bedacht sind, ihr Blut nur untereinander zu vermischen. Insgesamt fließen dreizehn reptilische DNA-Linien in der Menschheit.

Ahnen kommen durch Sexualität zurück. In jedem Neugeborenen ist der ganze Bereich der Vergangenheit, der sich schlangengleich aus der Tiefe des Menschseins windet. Wegen dieser Zusammenhänge ist ein Beschäftigen mit der eigenen Geschichte ein Beschäftigen mit der allgemeinen Geschichte. Die Geschichte aller Menschen liegt in der Geschichte jedes Einzelnen und zwar im Hier und Jetzt. Nicht im Gestern. Götter kreierten im Genlabor ein Wesen aus Fleisch und Blut, das sowohl physisch, als auch geistig optimal auf dem Zweck ausgerichtet war, sich die Erde in ihrem Namen untertan zu machen. Lange bevor der Mensch auftauchte, kolonisierten Reptilgötter die Erde. Das Stammhirn, das der Mensch von ihnen erbte, ist reptilisch und in seiner interdimensionalen Funktion mußten ihm Schranken eingebaut werden. Menschen sollten keine Konkurrenz ihrer Schöpfer werden. Mit ihren unförmigen Riesenreptilkörpern konnten die Götter kein Gold gewinnen, deshalb schufen sie mit dem Menschen ein Wesen, das sich auf der Erde besser bewegen konnte und stellvertretend für sie zu schuften hat. Einem Jahr ihrer Zeitrechnung entsprechen dreitausendsechshundert Jahre

menschlicher Zeitrechnung. Seit Echnaton ist für sie nicht einmal ein Jahr vergangen. Um unter den Bedingungen der Erde überhaupt existieren zu können, ernährten sie sich von Lebewesen, die an das System der Erde angepaßt sind. Das ist der Grund, warum sie sich von menschlicher Seelenkraft nähren, die ihnen die Energie für ihr irdisches Dasein gibt. Angst, Depressionen, Alltagsfrust, Chaos, Krankheit, Überforderung, Zwang, Abhängigkeiten, Druck, Erpressung und Einschüchterung erzeugen eine negative Seelenenergie, die von den Göttern abgesahnt wird. Dieses schaurige Gemisch ist der Gifttrunk, der unserer Seele gereicht wird, damit sie sich an uns laben können. Genauso brutal und sadistisch, wie Menschen mit Tieren umgehen, geht das Gottier mit Menschen um. Was der Mensch dem Tier antut, tut das Tier dem Menschen an. Götter und Menschen sind miteinander verbandelt. In diesem Zusammenhang wird mir die Sitte antiker Völker klar, sich auf den Plätzen ihrer Schöpfer beerdigen zu lassen. Das gilt nicht nur für Peru, sondern auch für Ägypten. Rings um die Gizehpyramiden befinden sich die Gräber der ersten Ahnen mit den heiligen Krokodilen. Mit meinem neu gewonnenen Wissen sind mir die Krokodile nicht mehr rätselhaft, die Herodot erwähnt, als er im Altertum durch Ägypten reiste. Seine Worte rufe ich mir erneut ins Gedächtnis: „Durch die oberirdischen Räume bin ich betrachtend selbst gegangen und spreche aus eigener Erfahrung; von den Kammern unter der Erde habe ich mir nur erzählen lassen. Denn die ägyptischen Aufseher wollten sie auf keinen Fall zeigen, sie erklärten, dort befänden sich die Särge der Könige, die dieses Labyrinth von Anfang an gebaut hatten, und die Särge der heiligen Krokodile… Doch noch ein größeres Wunderwerk bietet der so genannte Moeris See, … etwa in der Mitte des Sees stehen zwei Pyramiden, die fünfzig Klafter hoch aus dem Wasser hervorragen und ebenso tief hineinreichen.“
Die Pyramiden von Gizeh standen früher im Wasser. An der Sphinx war ein Hafen. Antiken Ägyptern und antiken Peruanern waren Riesenreptilien heilig, die mit ihren Ahnen beerdigt wurden. In diesem Zusammenhang ist der Fund antiker Riesenreptilknochen nicht verwunderlich, die Archäologen in der ägyptischen Wüste fanden. Es sind Riesenschlangen in der Größe der Schlangen peruanischer Hochgebirgslagunen. In der ägyptische Wüste herrschte früher ein anderes Klima mit Vegetation und Seen. Bei der Austrocknung sind diese Riesenschlangen getötet wurden. Verwunderlich sind auch nicht die Knochen eines ähnlichen Riesentieres, die an der Mochemondpyramide an einer Stelle der ältesten Ahnen gefunden wurden. Bei ihrem Anblick kamen mir sofort die Worte Herodots in den Sinn. Diese Sitte ist wie alle Sitten keine vereinzelte Erscheinung bei den Moches. Die antiken Moches betrachteten Wale als die Nachfolger der Saurier, weshalb an anderen Pyramiden Walfischknochen zusammen mit menschlichen Skeletten gefunden wurden. Wale haben wie Menschen ein reptilisches Gehirn. Menschen und Wale sind die Nachfolger der Reptilien, was die antiken Völker noch wußten. Auch die schon erwähnten mexikanischen Pyramiden von Teotihuacán standen im Altertum unter Wasser. Lange vor Ankunft der Azteken war die Stadt , deren Name „Ort, an dem Menschen zu Göttern werden“, bedeutet, aus unbekannten Gründen verlassen worden, berichtete das deutsche Nachrichtenmagazin *Focus*. Der Tunnel, den erst kürzlich Archäologen freigelegten, nachdem die Erbauer beim Verlassen der Anlage ihn mit riesigen Steinen verplombten, hatte eine extreme Tiefe. Bezeichnenderweise lag er unter dem Quatzalcoatltempel. Auch die Cheopspyramide war mit einem Riesengranitstein verplombt worden, der bis heute im ursprünglichen Haupteingang steckt. Die Mexikaner ließen drei ferngesteuerte Kameras in den Tunnel hinein.

„Rund fünftausend Opfergaben sind darin gefunden worden“, sagte der Ausgrabungsleiter Sergio Gómez.

„Sie sind überall“, hatte Fred Hoyle, ein berühmter Astrophysiker, schon 1971 gesagt und in dem Zusammenhang festgestellt, „daß die Welt von einer Macht kontrolliert werde, die am Himmel, im Meer und auf der Erde herrsche und die Menschheit mittels des Geistes kontrolliere. Diese Reptilien seien viel größer als Menschen, hätten kaltes Blut, seien gefühlskalt und hätten Schwierigkeiten, Liebe auszudrücken.“
Ich verstehe nun auch die Bedeutung, die der Materialismus für die Reptilien hat. Er ließ die Fähigkeit, in anderen Bewußtseinsebenen diese Götter wahrzunehmen, verkümmern. Die Übersinnlichkeit mußte abstumpfen, sonst hätte jeder die Wahrheit erfahren. Und gerade sie mußte verschleiert werden. Das Übersinnliche der Menschen ging in der Eingleisigkeit und den Dogmen des Materialismus verloren. Das Problem der linearen Zeitfolge ist, kein geistiges Vakuum zuzulassen, in dem verschiedene Bewußtseinsebenen schwingen können, durch die die Götter wahrgenommen werden könnten. Nun verstehe ich auch den Energiemißbrauch dieser Tage, der ein langsamer, kontinuierlicher Seelenraub ist. Seelenarmut ist zum Standard geworden. Durch den Materialismus schätzen die Menschen ihre Seelen nicht, erkennen ihren Wert nicht, wodurch die Seelenenergie massenhaft abgeschöpft werden kann. Seelenraub ist die permanente Besetzung der Seele durch eine fremde Kraft, wozu auch ununterbrochene Beschäftigung zählt.
Nun verstehe ich den Widersinn der Gesetze, die von denen gemacht wurden, die sich unserer Seelenenergie bedienen. Energienraub per Gesetz! Der Verlust der Seelenenergie ist der normale Standard in den Großstädten. Menschen stehen ihrer Natur fremd gegenüber, weil der Materialismus das Gefängnis ist, in dem ihre Seele eingesperrt wurde. Zum Gelderwerb gezwungen, muß eine Seele sich verleugnen, wodurch sie zwangsläufig ihre Kraft verliert. Durch falsche Glaubensgrundsätze verhindern sich manipulierte Menschen selbst. Wo Glaubensgrundsätze bestehen, setzt Bewußtseinskontrolle ein. Damit das Falsche kreiert wird, wird Falsches gelehrt. Will also jemand sein Leben verändern, muß er bei den falschen Glaubensgrundsätzen anfangen.
Wenn ihr euch selbst erkannt habt, dann werdet ihr erkannt sein; wenn ihr euch aber nicht selbst erkennt, dann lebt ihr in Armut und ihr seid diese Armut, heißt es im Thomasevangelium der Gnosis.
Ich vergegenwärtige noch einmal das Allerwichtigste, um es tief eindringen zu lassen. Die Götter sind nicht Essenz. Sie sind nicht Weltseele oder Weltgeist. Sie okkupieren diese Kräfte, um sie als ihre eigenen auszugeben. Sie sind nicht Äther oder Wasser, die wahren göttlichen Mächte, sondern sie bedienen sich nur ihrer im Menschen, dessen Schöpferkraft sie zuvor in ihrem Sinne eichten, ohne daß diese es begriffen hätten, weil sie zu falschen Paradigmen erzogen worden waren, mit denen sie das Falsche kreierten. Sie wurden erzogen, das Kostbarste zu verschleudern. Geleitet von eingeflößten Glaubensgrundsätzen, Normen, Regeln und Überzeugungen nutzten sie ihr göttliches Potential im Sinn der Reptilgötter. Darin besteht die ganze Tragödie der Menschheit.
In dem Bundesland, in dem Javier und ich Zenon Gil trafen, fand ein außergewöhnlich harter Streit ums Wasser statt. Eine peruanische Goldminengesellschaft plante den Berg abzutragen, dessen Quellen die Stadt Cajamarca und die Gegend nähren. Die Bevölkerung zeigte Widerstand. Da die Minengesellschaft ihre Stimmen ignorierte, eskalierte der Streit, in dem sich die gesamte peruanische Bevölkerung mit der Bevölkerung Cajamarcas solidarisierte. Eine Landbesitzerin, zu deren Grundstück in der Nähe des Berges liegt, wurde von Polizei und Militär mißhandelt und aus dem Haus vertrieben. Der Ministerpräsident des Bundeslandes, der sich auf ihre Seite und die der Bevölkerung schlug, wurde ins Gefängnis gesperrt. Bei der darauffolgenden Wahl gewann er, obwohl die Gegenfront starke Kandidaten aufstellte. Als gewähl-

ter Ministerpräsident ist er noch im Gefängnis. Der Berg wurde nicht angerührt und seine Quellen fließen wie eh und je. Der Berg ist einer der goldreichsten der Gegend.
Hier läßt sich auch eine äußerst delikate Begegnung zweier Mocheros dieser Tage einordnen, die im Dorf einem Riesen begegneten. Die Begegnung liegt nicht lange zurück. Javiers Bruder Paul war zu Besuch im schwägerlichen Haus, als ein Neffe draußen an einem Mangobaum zu pinkeln begann. Plötzlich gewahrte er einen Riesen neben sich, dessen Unterleib ebenso hoch wie der Baum war. Von Entsetzen gepackt, rannte er ins Haus zurück, um den Männern zu berichten, was er gesehen hatte. Sofort sprangen sie auf und rannten zum Mangobaum. Kein Riese war da. Tags darauf nahm der junge Mann ab, war nur noch Haut und Knochen, konnte aber zu guter Letzt gerettet werden. Paul saß kurz darauf an einem anderen Ort, wieder mit seinem Schwager und einem weiteren Neffen zusammen, der ebenso aufstand und an einem Huava Baum urinierte. Auch ihm erschien ein Mann gigantischer Größe, der aussah, wie der, den sein kranker Bruder beschrieben hatte. Doch im Gegensatz zu diesem wurde er nicht ängstlich, ergriff auch nicht die Flucht, sondern schilderte seinem Vater und seinem Onkel sachlich das Geschehen. Die Männer, in die Offensive gehend, setzten sich demonstrativ unter den Huava Baum, um ihre Unerschütterlichkeit auszudrücken. Es half. Der zweite Neffe wurde nicht krank.
Es ist wenig bekannt, daß Riesenskelette nicht nur in Peru und Ecuador, sondern auch im griechischen Argolid, wo Archäologen sie ausgruben, gefunden wurden. Eine Veröffentlichung dieser Funde fand nie statt. Die Skelette sind inzwischen verschwunden. An der Mochemondpyramide wurde das Skelett eines Riesen gefunden. Der leitende Archäologe ließ es zerstören, aus Angst, es könne beweisen, daß die Riesen die gigantischen Pyramiden bauten. Baltasar Salas antiker Autor von „Copacabana de los Incas“, schreibt, daß die Riesen, „Chullpas“ bei den Inkas genannt, die Erstgeborenen des allmächtigen Schöpfers gewesen wären, die für den Bau der Tunnel, Gräben, Gebäude und Pyramiden verantwortlich waren. Sie wurden in Stein verwandelt, was sie bis heute sind. In den USA und Südafrika existieren versteinerte Fußabdrücke von Riesen. Ebenso in Bolivien, wo ich einen auf der Sonneninsel des Titicacasees fotografierte. Einen zweiten fotografierte ich auf der Osterinsel.
Javiers Bruder Carlos, dem die Götter in schillernden Regenbogenfarben im Traum erschienen, sah sie als Riesenmenschen. Er war allein zum Cerro Blanco gegangen. Millionen von Lichtblasen, vom Süden kommend, hüllten ihn und sein Dorf ein. Er fühlte die Kugeln auf der Haut, die in allen Regenbogenfarben schillerten. In ihnen steckte eine verdichtete Kraft. Die Kugeln explodierten und entfachten ein leuchtend gelbes Feuer, das Zweidrittel des Himmels einnahm. Zuerst im Süden, dann im Westen, dann im Norden. Links am Himmel leuchteten in Regenbogenfarben wie Runen chinesische und altperuanische Schriftzeichen, und ehe er sich versah, schälte sich ein Riese von mindestens zehn Meter Größe aus dem Licht.

> „Er war von weißer Hautfarbe, die, porenlos, äußerst fein aussah. Babyhaut ist nichts dagegen“, beschrieb er ihn und fuhr fort: „Nicht nur die Haut war umwerfend schön, sondern auch seine athletische Statur. Oberarme und Brust waren von durchtrainierter Muskulatur. Niemand glich ihm auf der Erde. Niemand! Auch die weiße Haut seines Körpers glänzte und schimmerte in Regenbogenfarben. Der Anblick solch umwerfender Schönheit und Kraft überwältigte mich.“

Ehe er sich versah, tauchte ein zweiter Mann von ebensolcher Schönheit und Kraft auf.

> „Seine Haare waren in der Mitte gescheitelt und fielen ihm bis zur Hüfte herab, wobei der linke Teil sein Auge verdeckte. Mehrere dieser Männer standen nun vor mir, von denen einer die Maske eines patos guerros vor dem Gesicht hatte. Sie ist eine Kriegerfigur meiner Vorfahren, der magische Kraft nachgesagt wurde. Das

Licht, in dem sie standen, war heller als das unserer Welt. Das Licht unserer Welt erscheint dagegen schmutzig… Diese Männer sind wie Jesus! dachte ich ´Jesus ist eine Erfindung der Menschen. Er hat mit uns nichts zu tun!´ erschien prompt ihre telepathische Stimme in mir."

Carlos hatte die Götter auf dieselbe Weise wahrgenommen wie die antiken Menschen seines Landes. Wegen ihrer Regenbogenhaut wurden die Viracochas auch „Schimmernde, Glänzende" genannt.

„Die Augen der Riesenschlange schimmern in Regenbogenfarben", sagt Javier.

Carlos Götter ähneln den Götterstatuen der Griechen und Römer, die sie ebenso darstellten. Sie vermögen im menschlichen Bewußtsein ein- und auszugehen, es nach Gutdünken zu leiten, zu steuern und zu manipulieren, ohne wahrgenommen zu werden. Menschen sind für sie dasselbe wie die Hähne für Javier. Wer in der Wettkampfarena verliert, wird fallen gelassen und verspeist.

„Die antiken Moches sind von Riesen beherrscht worden", fielen mir die Worte von Dr. Suy Suy, dem Mocheanthropologen, wieder ein. Christopher B. Donnan, ein neuzeitlicher US-Archäologe, fuhr durch die ganze Welt, um in den Sammlungen Zeichnungskopien der Mochekeramiken herzustellen. Diese Ikonographie bestätigt, daß die Moches von Riesen beherrscht und geführt wurden. Die Götterriesen sind an den Schlangen zu erkennen. Sie tragen Schlangenkronen, haben Schlangenstäbe in der Hand und Schlangen winden sich aus ihrem Steiß. Die Moches stellten sie auch mit felinen Zähnen dar. Zwischen den Göttern herrschte ständig Krieg. Auch Griechen und Sumerer beschreiben Kriege unter Göttern. Außer Reptilien- gibt es Spinnengötter.

Wegen ihrer Riesengröße wurden sie von antiken Völkern auch als Riesen dargestellt. In alter Zeit war es Sitte, Geschichtsereignisse auf Tempelwänden festzuhalten. Im Sechintempel ist ein äußerst blutiger Krieg zwischen Göttern und Riesen dargestellt. Auch ein winzig kleiner Mensch ist zu sehen, der ein Zehntel der Riesenstatur hat. Die Götter, an den Schlangen zu erkennen, töteten die Riesen, die neben Menschen, Zwergen, Nymphen und Kobolden ihre Schöpfung sind. Die Szenen sind durch abgeschlagene Köpfe, Beine, Arme und Rümpfe ungewöhnlich blutrünstig. Die Götter rotteten die Riesen fast völlig aus. Kalweit erwähnt letzte Überlebende, die auf einer Insel existieren, die von der australischen Armee besetzt gehalten wird. Als Javier von einem weißen Riesenstier träumt, ergeht es ihm wie der Jungfrau Europa. Du kannst mich nicht täuschen! Ich gehöre dem Großgott! sagt er, woraufhin der Stier mit lautem Knall verschwindet. Im Gegensatz zur phönizischen Jungfrau Europa, die von Zeus in Gestalt eines Stieres entführt wurde, fällt Javier nicht auf die Zaubertricks der Schlangengötter herein. Auf der Osterinsel, die früher zu Peru und heute zu Chile gehört, fragte ich meine Wirtin nach der Salomoninsel.

„Waren Sie schon einmal dort?" fragte ich.

„Auf der Salomoninsel leben Kannibalen. Jeder, der dorthin fuhr, kam nicht mehr wieder!" antwortete sie.

Eine Gruppe der Moai Skulpturen blickt auf der Osterinsel in die Richtung, aus der die ersten Bewohner kamen. Einer Legende zufolge versank ihre Heimatinsel im Meer. Es sind die einzigen Moais, die aufs Meer schauen. Der Rest kehrt dem Meer dem Rücken zu. Weniger bekannt sind Zyklopenmauern auf der Osterinsel, in deren Fugen keine Rasierklinge passen würde. Es ist dieselbe Bauweise Machu Picchus, Sacsayhuamans, Tiahuanacos und Gizehs. Bei gründlicherem Nachdenken leuchtet mir auf einmal eine Radiomeldung beim Einmarsch der US-Truppen im Irak ein, die von dreihundert Archäologen sprach, die hinter der Front der US-Soldaten marschierte. Kurz darauf waren die Museen und Altertümer geplündert, in denen

unzählige Gegenstände der Schlangengötter lagerten. Syrien, Libanon, Afghanistan und China durch seine Kulturrevolution erlitten ein ähnliches Schicksal, weil auch sie Länder alter, von Reptilgöttern gestifteter Kulturen sind.
Etwas Ähnliches war mit Machu Picchu passiert. Ich verstehe nun, warum Hiram Bingham in einhundertvierzig Kisten wichtige Zeugnisse der Reptilgötter aus dieser uralten Stadt nach den USA schaffte. Bingham war von den Freimaurern bezahlt. Die Freimauerer, die sich den Anschein von Erleuchteten geben, sind die menschlichen Lakaien der Schlangengötter. Die Wahrheit über unsere uranfänglichen Eltern soll nicht ans Tageslicht kommen. Deshalb wurden die Gegenstände, die Bingham der Yale-Universität übergab, niemals ausgestellt.

„Nicht ohne Grund herrschten in Südamerika Militärdiktaturen, weil in der Erde Geheimnisse verborgen sind, für die die Menschheit nicht reif ist. Jetzt kommen sie zum Vorschein“, hatte die Berliner Jüdin gesagt, die während des Zweiten Weltkrieges in Bolivien lebte und die mir die Viracochazeichnung schenkte.

Ich verstehe nun auch die Interpretation Dr. Suy Suys, seine Mochevorfahren in Ozeanien zu lokalisieren. Die Legende besagt lediglich, sie wären vom anderen Ufer gekommen. Heute liegt dort Ozeanien. Bezieht man aber die Worte auf die Insel Kasskára, die im Meer versank, ist auch Thor Heyerdahls Stimme besser zu verstehen, der in den dreißiger Jahren auf Ozeanien lebte und von einem Eingeborenen erfahren hatte, daß ihre Kultur, die Sonne und die Meeresströmung aus dem Osten gekommen wäre, was Heyerdahl dazu verleitete, sie in Peru anzusiedeln. Suy Suy und Heyerdahl wußten nichts von Kasskára, weil die Hopis ihre Erinnerungen an Kasskára erst vor wenigen Jahrzehnten veröffentlichten.
Als die Insel versank, flüchteten Überlebende nach Amerika, und Asien, weshalb es viele Gemeinsamkeiten zwischen diesen Völkern gibt.
Im Traum gleite ich durch einen Gang zwischen zwei Räumen, der nicht besonders aufregend aussieht. Eine mächtige Frau zeigt mir ein Gefäß aus grasgrün leuchtenden Kugeln. Wände, Deckel, Grund und Inhalt bestehen aus eng aneinandergereihten Lichtkugeln. Ich sehe nichts Festes. Ich schaue hinein und sehe, wie ich durch Gedanken und Gefühle Formen und Farben erschaffe. Ich sehe mich auf einer energetischen Ebene, in der durch Gedanken und Gefühle Gebilde geschaffen werden. Die Gebilde kommen wie ein Bumerang zurück. Ich entscheide selbst, was passiert. Im Negativen wie im Positiven. In einen Turm schwebe ich sacht nach unten, wo sich schwarze Echsenmenschen auf einer Wasserrutsche, die sich spiralartig nach unten schlängelt, kämpfend an den Kragen gehen. Ein nicht zu identifizierendes Wesen mit orangenem Kopf schnellt auf mich zu. Da ich ohne Angst bin, verschwindet es, wie es gekommen ist. In einem Raum erkenne ich einen Tisch mit schmutzig goldenen Gesichtsteilen, zwei Hälften eines Riesen. Ich sehe mich in vielen Lebenssituationen an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten. Es gibt städtische und ländliche Situationen, in denen ich lebe. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit gehören sie zu mir. Realität, Traum und Bilder sind nicht zu unterscheiden. Sie sind ein Ganzes. Die Farben dieser Welt sind greller, als die des Tagesbewußtseins. Nach endlos vielen Leben bemerke ich eine hohe Säule, in der sich meine Geschichte Schicht für Schicht gesammelt hat. Die Säule ist aus weißem Licht. Sie ist der Turm, in dem ich gleite... Im Wachzustand erkenne ich meine Wirbelsäule wieder, in der die Kundalini aufstieg. Ich habe gesehen, wie ich im Geist hinauf- und hinuntergeglitten bin. Die folgende Nacht sehe ich mich über Gräser schweben. Auf geinem Abhang verlassen Menschen ihr Haus. Der Ausgang liegt in der Tiefe des Kellers. Mit ihnen eile ich ums Haus herum auf die andere Seite. Dort finden wir einen neuen Eingang, der eine Etage höher liegt. Ich öffne die Tür und erkenne im Innenraum zwei Männer, die sich wie unbeholfene Fremde, die gerade angekommen sind, benehmen. Weder sie noch ich kennen uns in der neuen Welt aus, die

völlig verschieden von der vorhergehenden ist. Es fehlen die Irrlichter der Reptilien. Kindern gleich fangen wir neu an.
Physisch gesehen hat sich von einem Tag zum nächsten nichts Ungewöhnliches ereignet. Meine Seele stieg auf, starb und kehrte in den Körper zurück. Es ist die Seele, die aufsteigt, nicht der Körper und da die Seele Äther ist, ist sie mit dem Äther der Weltseele verbunden, dem kosmischen Äther, der die Erde umgibt. Und mit dem Teil des Äthers, aus dem die Seele oder das Bewußtsein ist, steigt sie auf und entkommt dem alltäglichen Götterspekatakel der Erde.
Gundula Schulze Eldowy
Campiña de Moche, den 25. April 2016

Fotos S….„Moche-König & Königin, Peru 2015“ fotografiert von Segundo E. Garcia Vásquez, „Inka-Prinz und Prinzessin, Peru 2013“ fotografiert von Javier A. Garcia Vasquez, Seite: … „Parsifal, Dresden 1988“ Selbstbildnis, S…. „Nofretete, Kairo 1994 fotografiert von Mohamed E. Barbary